



NOTWÖRTERBÜCHER

für

Reise, Lektüre, Konversation.



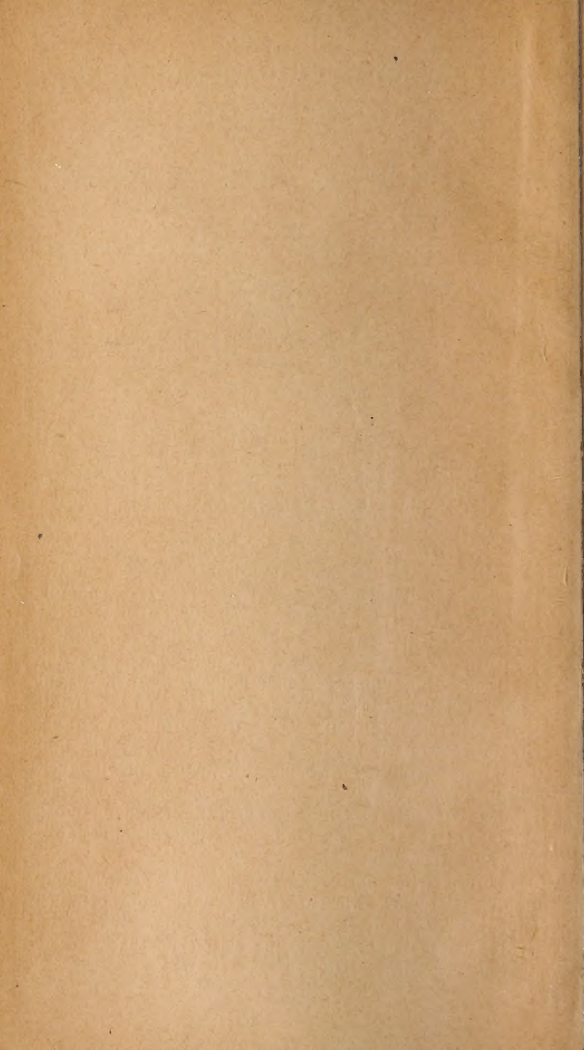


Ergebenste Bitte

an den Besitzer dieses Buches, der unterzeichneten Verlagshandlung diejenigen Vervollkommnungsvorschläge im Interesse der Sache mitteilen zu wollen, zu welchen die Benutzung des Werkes etwa Veranlassung geben sollte. — Um ein Werk, wie das vorliegende, der Vollkommenheit mehr und mehr entgegen zu führen, sind gerade die Erzeugnisse des Gebrauches, d. h. jene Wünsche unentbehrlich und von besonderem Werte, welche sich bei praktischer Verwendung des Buches herausstellen. Auch der kleinste Vorschlag wird mit Dank von uns entgegengenommen und bei Bearbeitung neuer Auflagen sorgfältigst geprüft, bzw. berücksichtigt werden.

Langenscheidtsche Verlagsbchhdl.
(Prof. G. Langenscheidt)
Berlin, SW 11.

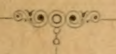


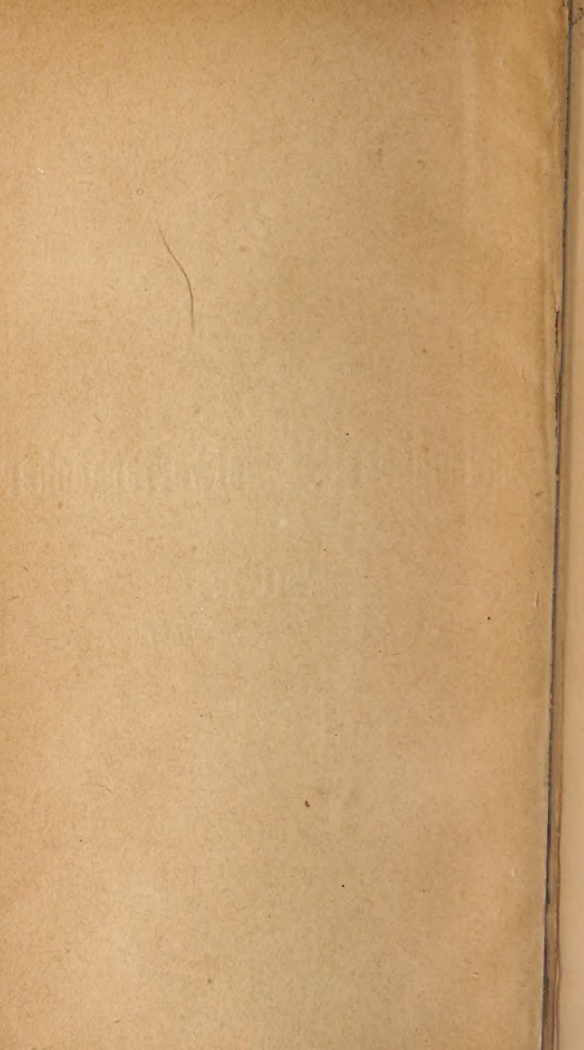



Langenscheidts Notwörterbücher

Teil IV:

(Land und Leute in Amerika).





NOTWÖRTERBUCH

der

englischen und deutschen Sprache

für Reise, Lektüre und Konversation.

In vier Teilen:

Teil I	Teil II	Teil III	Teil IV
englisch-deutsch	deutsch-englisch	Land u. Leute in *England*	Land u. Leute in *Amerika*

Teil IV:

Land und Leute in Amerika.



Zusammengestellt von

Carl Naubert

Geh. Rechnungsrat in der Kaiserl. Admiralität.

BERLIN SW.

LANGENSCHEIDTSCHE VERLAGSBUCHHANDLUNG

(PROF. G. LANGENSCHEIDT)

Vorwort

Wer ein fremdes Land besucht, will:

1) *verstehen*, was er *hört*;
2) *sagen* können, was er *denkt*;
3) *Land und Leute* insoweit kennen, als dies notwendig ist, um von seinem Aufenthalte dort den richtigen Nutzen zu ziehen, Verstöße gegen Sitte und Gepflogenheiten zu vermeiden, und um in sprachlicher Beziehung jene Eigenarten des Landes berücksichtigen zu können, deren Kenntnis zum Verständnis und zur richtigen Anwendung sehr vieler Ausdrücke ꝛc. unbedingt erforderlich ist.

Selten, wohl niemals wird der ein fremdes Land besuchende Deutsche die Landessprache so beherrschen, die fremden Landesbräuche so kennen, daß er nicht häufig in der einen oder andern Beziehung in Verlegenheit geriete.

In solchen Fällen schnell aus der Not zu helfen, ist die Aufgabe vorliegenden Werkchens, das, um abgerundet, übersichtlich und relativ vollständig zu sein, für die englische Sprache in vier einzelne, den angedeuteten verschiedenen Erfordernissen dienende Teile zerlegt werden mußte.

Dem ersten Zwecke: Verstehen, was man hört ꝛc., — soll Teil I (englisch-deutsch) in Fällen der Not nach Möglichkeit förderlich sein; er unterscheidet sich von allen ähnlichen Erscheinungen u. a. durch die durchgängige genaue Angabe der Aussprache nach dem Toussaint-Langenscheidtschen Systeme, das im Punkte der Genauigkeit und darum Richtigkeit von keinem andern, dem gleichen Zwecke dienenden Verfahren erreicht wird.

Die zweite Aufgabe: Sagen, was man denkt, — unterstützt Teil II (deutsch-englisch), soweit ein Miniaturlexikon dies vermag.

Dem dritten Erfordernis: Kenntnis der vom deutschen Brauche abweichenden fremden Landessitten, — dient für England der III., für Amerika der vorliegende IV. Teil „Land und Leute in Amerika".

Dieser IV. Teil wird aber auch, abgesehen von Reisezwecken, überhaupt jedem Freunde und Kenner der englisch-amerikanischen Sprache und Litteratur in allen Fällen gute Dienste leisten, wo es sich darum handelt, die Sache kennen zu lernen, um das dafür übliche Wort zu verstehen und richtig zu gebrauchen.

Endlich soll das Gesamtwerk ein Nothelfer überall da sein, wo die Mitnahme eines größeren Lexikons unthunlich oder unbequem wäre.

---

b) Zum vorliegenden IV. Teile.

Wie bereits umstehend angedeutet, soll dieser vierte Teil des Notwörterbuches dem nach Amerika gehenden Deutschen, beziehungsweise jedem Fremden dort, der Deutsch versteht, in lexikalischer Form möglichst das bieten, was er sich sonst nur durch längeren Aufenthalt im Lande mühsam, zum Teil unter Zahlung bittern Lehrgeldes, hinsichtlich der von anderen Ländern sich unterscheidenden Sitten und Gewohnheiten aneignen muß. Der Besitzer des Werkchens soll — nachdem er sein Buch gelesen — gewissermaßen schon bei seiner Ankunft in Amerika, besonders in New-York, zu Hause sein und so von seinem dortigen Aufenthalte einen weit größeren Nutzen ziehen können, als solche, die ohne eine derartige Kenntnis amerikanischer Sitten und Gepflogenheiten hingehen, und die, — bleiben sie nicht sehr lange dort, ziemlich ebenso klug wieder kommen als sie hingegangen sind: außer einigen Sehenswürdigkeiten [das Hotelleben ist in der ganzen Welt jetzt fast gleich] haben sie vom Lande und seinem Volke wenig oder nichts kennen gelernt. Das Buch soll dem Fremden eben das zeigen, was er meist nicht sieht, aber kennen muß, um sich über Land und Leute ein Urteil zu bilden. Er soll das Erforderliche von dem wissen, was anders ist, als bei uns.

Das sprachliche Gebiet ist nur da gestreift worden, wo es sich um jene Kenntnis der Sache handelt, ohne welche der dafür übliche Ausdruck absolut unverständlich sein würde; ferner, wo es auf ganz bestimmte Phrasen und Schlagwörter ankommt, die — will der Fremde nicht auffallen oder lächerlich erscheinen, für gewisse Fälle angewandt werden müssen.

Das Werkchen soll die üblichen, sich mit den Sehenswürdigkeiten ꝛc. beschäftigenden Reisehandbücher nicht ersetzen, vielmehr neben diesen gebraucht werden und als eine Ergänzung derselben dienen, die jedem Gebildeten, der mit Verstand und Nutzen reisen will, geradezu unentbehrlich erscheinen wird, macht er sich näher damit bekannt.

Die hier gegebenen Mitteilungen sind teils aus eigener Anschauung geschöpft, teils aus den besten und neuesten Werken über Amerika und New-York. Wir nennen besonders:

v. Hesse-Wartegg, Nordamerika und Mississippifahrten.
Ratzel, Vereinigte Staaten von Nordamerika.
Herzog, Aus Amerika.
Bodenstedt, Vom Atlantischen zum Stillen Ozean.
Neelmeyer-Vukassowitsch, Die Vereinigten Staaten von Amerika.
v. Thielmann, Vier Wege durch Amerika.
Semler, Das Reisen in und nach Nordamerika.
Baumgarten, Amerika.
v. Hübner, Spaziergang um die Welt.
Rittig, Federzeichnungen aus dem amerikanischen Stadtleben.
Mohr, Mit einem Retourbillet nach dem Stillen Ozean.
v. Schlagintweit, Santa Fe' und Südpacificbahn.
Zöller, Rund um die Erde.
Ad. Ott, Der Führer nach Amerika.
v. Studnitz, Nordamerikanische Arbeiterverhältnisse.
Döhn, Beiträge zur Geschichte der Nordamerikanischen Union.
Silberer, Handbuch des Fahrsport.
Hoppe, Englisch-deutsches Supplement-Lexikon.
Schmollers Jahrbuch für Verwaltung ꝛc.
Praktische Ratschläge und Mitteilungen für deutsche Einwanderer, von der Deutschen Gesellschaft in New-York.
Archiv für Post und Telegraphie.
Deutsche Verkehrszeitung.
Weltpost.
Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik.
Lortzing, Transatlantische Skizzen (in „Über Land und Meer.")
Deutsche Heereszeitung.
Gothaischer Kalender.
Amerikanische Briefe (in „Die Post.")
Gartenlaube.
Centralblatt der Bauverwaltung.
Tägliche Rundschau.

An jeden Benutzer des Werkes ergeht schließlich die freundliche Bitte, im Interesse der für unsere internationalen Beziehungen höchst wichtigen Sache der Verlagshandlung gütigst alle Wünsche und Vorschläge, Notizen zc. mitteilen zu wollen, welche zur Vervollkommnung des Werkes dienen können. Der sorgfältigsten Berücksichtigung und Prüfung jedes Vorschlages und unseres lebhaftesten Dankes wolle sich jeder Einsender im voraus versichert halten.

Der Herausgeber.

(Für Notizen.)

Erläuterung
des Toussaint-Langenscheidtschen Systems

zur Bezeichnung der englischen Aussprache.*

I. Allgemeine Grundsätze.

Deutsche Schrift: für englische Laute, welche den betreffenden deutschen Schriftzeichen entsprechen: b, d, k, ꝛc.

Lateinische Schrift: für engl. Laute, welche sich nicht genau durch deutsche Buchstaben wiedergeben lassen: a, ö, w, G, ꝛc.

Kursivschrift: für die Lispellaute *dh* u. *th*.

Kleinere Schrift: für schwache, unbetonte dumpfe Vokale, und für wenig hervortretende Konsonanten: ᵉ, ˢ, i, ᶻ, ꝛc.: agriculture (ä′g-ri-kö″l-tschᵉr); tube (tjūb).

II. Besondere Zeichen.

˘ (Kurzzeichen): băld, Bĭtte, ă, ĕ, ŏ, ŏ̈, ŭ, ꝛc.

¯ (Langezeichen): Tādel, ēdel, Līlie, ī, ō, ū, ꝛc.

′ (Accent): bezeichnet die durch Betonung hervorzuhebende Silbe.

″ (Hauptaccent): bezeichnet bei mehreren betonten Silben diejenige, welche am stärksten hervortritt.

- (Trennungsstrich) zerlegt das Wort in soviel Silben als zu sprechen sind: anxiety (än-ßai′-ᵉ-tᵉ).

⁀ (Bogen) steht über Diphthongen: house (hauß).

---

* Ausführlicheres über diese Aussprachezeichen ist enthalten in dem 1. Briefe der van Dalen-Lloyd-Langenscheidtschen Original-Unterrichtsbriefe (1 Mark). Die Verlagshandlung.

III. Erklärung der einzelnen Laute

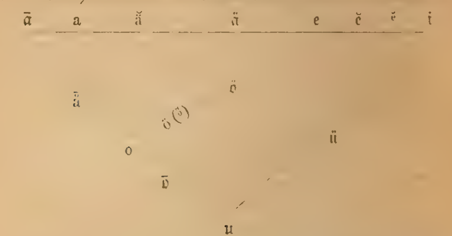
Zeichen nach Touss.-Langenscheidt:	Walker:*		Engl. Wörter als Beispiele.
ā	$\overset{2}{a}$	Same	far (fā^{r})
ǟ	a	der durch auslautendes r modifizierte Laut des ē (siehe ē)	affair (ăf-fǟ^{r}′)
ă̈	$\overset{4}{a}$	kurzer Mittellaut zwischen a und ä	fat (fă̈t)
a		halblanger Mittellaut zw. ā und ă̈	ass (aß)
a̿	$\overset{3}{a}$	Mittellaut zw. ā und ō { österr. Vä̊'ter	fall (fa̿l)
a͡i	$\overset{1}{i}$	Mai, Saite	pine (pa͡in)
a͡u	$\overset{3\,3}{ou}$	Haus { (doch mit der Mundstellung von ò anlautend)	house (ha͡uß)
ē	$\overset{1}{a}$	Beet { (mit der Mundstellung nach i auslautend)	fate (fēt)
ĕ	$\overset{2}{e}$	der vorige Laut, kurz (vgl. V, S. XIV).	get (gĕt)
ᵉ̆	$\overset{1}{e}$	tonloser Mittellaut zwischen e und i (vgl. IV, S. XIV).	bestow (b^{ĕ}-ßtō′)
ᵉ		der vorige Laut, nicht ganz so kurz (nur im Auslaute)	daily (dē′-l^{e})
ī		ihn	me (mī)
ĭ	$\overset{2}{i}$	in	pin (pĭn)
ō	$\overset{1}{o}$	Sohn { (mit der Mundstellung von ū auslautend)	no (nō)
ŏ		Konsonant	obey (ŏ-bē′)
ŏ	$\overset{4}{o}$	recht offen, fast wie ein verkürztes å	not (nŏt)
ō	$\overset{3}{o}$	der lange Laut des vorigen; kommt nur vor r (^{r}) vor	nor (nō^{r})
ö̆	$\overset{2}{u}$	Mittellaut zwischen o und ö, kurz	but (bö̆t)
ȫ		desgl., lang, vor auslautendem r	bird (bȫ^{r}d)
ᵒ̆		getrübtes e in Butter, schwach u. unbetont (aber mehr nach ŏ hinneigend)	finger (fĭ′n^{g}-g^{ŏr})

* Diese Gegenüberstellung des Langenscheidtschen u. Walkerschen Systems macht ersichtlich, um wieviel ersteres einfacher und genauer ist.

und der dafür giltigen Zeichen.

Zeichen nach Toussaint-Langenscheidt:	Walker:		Engl. Wörter als Beispiele.
ū	o	Muhme	fool (fūl)
ŭ	o	der kurze Laut des vorigen	full (ful)
jū	u	Jubel	tube (tjūb)
jŭ	u	Juwel	educate (ĕ'd-jŭ-kēt)
ŏi	oi	Boitzenburg, Woilach	boy (bŏi)
w	w	u in der Mundstellung des w	wine (wain), twine (twain)
hw	hw	der vorige Laut, aspiriert	whine (hwain)
w	v	wie	vine (wain)
j	y	j mit kurzem Vorschlag von i	you (jū)
hj		der vorige Laut, aspiriert	huge (hjūdG)
dh	TH	gelinder Lispellaut	thine (*dh*ain)
th	*th*	scharfer Lispellaut	thin (*th*in)
s	z	Wesen	zeal (sīl)
ß	s	wessen	seal (ßīl)
G	zh	Journal	brazier (brē'-G[illegible])
dG	dzh	d vor G	jew (dGū)
sch	sh	schön	shine (schain)
tsch	tsh	Kutsche	chew (tschū)
g	g	Gott (hochdeutsch! nicht Jott oder Kott)	God (gŏd)
nˢ	ng	sang (g aber weich, nicht k!)	sing (ßinˢ)
nˢk	ngk	sank	sink (ßinˢk)
ʳ	r	auslautendes r, schwach mit dem Zäpfchen vibriert; fast vokalisch	are (āʳ)
R	r	anlaut. r stark mit d. Zunge vibriert	ray (Rē)

IV. Verhältnis der Vokallaute unter einander:



a zwischen ă und ā.
ă näher dem a als dem ä.
ĕ näher dem e als dem i.
ᵉ tonlos, ebenfalls zwisch. e u. i.
ᵒ tonlos, näher dem o als dem ö.
ā̊ zwischen o und ā.
u. s. w.

V. Bemerkung in betreff des Aussprachezeichens ĕ.

Dasselbe stellt für das Englische (wie in der T.-L.'schen Darstellung der franz. Aussprache) den Laut eines geschlossenen kurzen é dar (accélérer). Durch den Einfluß eines folgenden Konsonanten schärft sich ĕ im Engl. oft so, daß es scheinbar den Laut des halboffenen (zwischen e und ä liegend), in der T.-L.'schen Darstellung des Französ. mit ǣ bezeichneten Laut annimmt. Gleichwohl ist ĕ nicht mit diesem ǣ zu verwechseln. Man spreche ĕ im Engl. immer so geschlossen als möglich mit nach unten auseinandergezogenen Mundwinkeln, d. h. in der Mundstellung des **i** u. schwach nach **i** auslautend.

A.

Abfahrtszeichen. Das Abrufen der Reisenden aus den Wartesälen, das Ausrufen der Stationsnamen und der Aufenthaltsdauer ist auf amerikanischen Eisenbahnen durchweg nicht üblich; in der Regel wird nur durch einmaliges Läuten mit einer an der Lokomotive befindlichen Glocke die Abfahrt des Zuges gemeldet. Eine Benutzung der Dampfpfeife der Lokomotive, welche keinen schrillen, sondern einen dumpfen und tiefen, aber trotzdem sehr weit schallenden Ton von sich gibt, findet weder bei der Abfahrt, noch zum Zeichen des Bremsens, noch beim Rangieren der Eisenbahnwagen statt; sie kommt nur während der Fahrt zu gewissen Signalen und bei wirklich drohender Gefahr zur Anwendung. Ein um so ausgedehnterer Gebrauch wird aber von der erwähnten Signalglocke gemacht, welche sich an der Lokomotive befindet. Diese Glocke ertönt beim Abgange des Zuges, bei der Einfahrt desselben in den Bahnhof, vor und bei dem Passieren von Niveau-Übergängen, Brücken, Tunnels u. s. w., sowie beim Rangieren der Züge. Hornsignale sind nicht üblich, auch sieht man auf den Perrons keine Glocken angebracht, um das Publikum von der Ankunft oder dem Abgange der Züge in Kenntnis zu setzen. Dies findet darin seine Begründung, daß auf allen Stationen, mit Ausnahme der großen Endstationen, die Abfahrt des Zuges nicht vom Stationsvorsteher, sondern vom Zugführer angeordnet wird, welcher durch den Ruf: „all aboard“ [ål ə-bō'ᵊd] zum Einsteigen auffordert und gleich darauf das Signal mit der Glocke auf der Lokomotive mittels der Zugleine gibt. An den

Zügen und auf den Perrons sind bewegliche Schilder oder Wegweiser in genügender Zahl angebracht, um das Publikum über die Richtungen, nach welchen die verschiedenen Züge fahren, zu orientieren und dasselbe vor dem Einsteigen in einen unrichtigen Zug zu bewahren. Jeder Reisende besitzt einen schön ausgestatteten, mit der Eisenbahnkarte versehenen Fahrplan, der in jedem Hotel, jedem Bahnhof und Telegraphenbureau zu finden ist, und von denen sich der Reisende ohne irgend welche Vergütung so viele nehmen kann, als er braucht. Er weiß daher genau die Abfahrts- und Ankunftszeit in den einzelnen Stationen, und da in der Regel jeder reisende Amerikaner auch eine Uhr besitzt, so ist er über alles, was er zu wissen braucht, genau unterrichtet. Diese ungemeine Selbständigkeit in allen Handlungen und in dem ganzen Wesen des Amerikaners gehört zu seinen hervorragendsten Charakterzügen, und sie äußert sich gerade auf den Reisen in einer dem Europäer auffälligen Weise.

Achtungssignale. Bahnwärter sind in Amerika auf freier Strecke unbekannt; einen wenn auch mangelhaften Ersatz gewähren die längs der Bahnlinien beschäftigten Arbeiter. Dagegen ist der Aufstellung von Achtungssignalen bei den Weg-Übergängen und Bahnkreuzungen im Niveau eine besondere Aufmerksamkeit zugewendet worden, weil eben jene Niveau-Übergänge weder bewacht, noch mit einer Barrière abgesperrt werden. In der Regel ist 300 bis 400 m vor dem Punkte, an welchem die Bahn von einer Straße im Niveau gekreuzt wird, ein Pfahl aufgestellt, welcher dem Lokomotivführer die Annäherung an einen solchen Übergang anzeigen, ihn zu besonderer Aufmerksamkeit mahnen und veranlassen soll, die vorgeschriebenen Signale zu geben. Am Weg-Übergange selbst, dem kreuzenden Wege zugekehrt, sind zur Warnung des Publikums zwei hohe Pfähle aufgerichtet, an denen quer ein breites Brett befestigt ist, welches in großen Buchstaben die Worte trägt: „Look out for the engine (oder locomotive)“ [lŭk a͡u″t fōʳ *dh*ī ĕ′n-dG^e n oder lō-kŏ-mō′-tîw]! Achtung auf die Lokomotive! Nur bei den Niveaukreuzungen von belebten Straßen in den größeren Städten sind Wärter

angestellt, welche mit einer kleinen Flagge sowohl dem Publikum als auch dem Zuge die notwendigen Signale geben. — Ferner ist zur Orientierung für den Lokomotivführer 300 bis 400 m vor jedem wichtigen, auf der Strecke gelegenen Bauwerk (Brücke, Tunnel, Schneedach u. s. w.) eine Tafel aufgestellt, welche den Namen des Bauwerks und die Entfernung bis zu demselben bezeichnet, um den Lokomotivführer zu vorsichtigem und langsamerem Fahren zu veranlassen, da besonders hölzerne Brücken und auch andere Bauwerke nur mit einer geringen Geschwindigkeit passiert werden dürfen.

Ackerbau wird in Amerika bei weitem nicht so rationell betrieben als in Europa. Das Düngen der Felder und das Wechseln der Saaten ist vollständig unbekannt. Bei der Bewirtschaftung des neuen, noch wenig ausgesogenen Bodens ist allerdings die Düngung kaum von Belang, aber in einem großen Teile der für den Ackerbau wichtigsten Gegenden ist die glückliche Zeit des Neuland-Ackerbaues lange vorüber, und Düngung selbst zur gebieterischen Notwendigkeit geworden. Trotzdem wird diesem wichtigen Gegenstande die nötige Aufmerksamkeit nicht geschenkt. In allen längere Zeit schon besiedelten Staaten sind aus diesem Grunde die Erträge zurückgegangen. Eine Folge dieses Raubbaues ist, daß, wenn der Boden ausgesogen ist, die Farmer weiter nach dem Westen wandern. Ein großer Teil der Eigentümlichkeiten der amerikanischen Landwirtschaft erklärt sich aus dem geringen Wert des ausgesogenen Bodens und dem hohen Preise der Arbeit; ferner ist die Bevölkerung zu dünn, die Verkehrswege genügen trotz der hohen Entwickelung, welche sie gerade in den jungen Gebieten gefunden haben, den Anforderungen der Landwirtschaft nicht. Das Interesse des Farmers wird deshalb am meisten befriedigt, wenn er eine möglichst große Fläche so wohlfeil und schnell als möglich anbaut. Deutsche Einwanderer wenden sich mit großer Vorliebe der gartenartigen Wirtschaft in der Nähe günstiger Absatzplätze zu, die ihren Gewohnheiten am meisten entspricht.

all aboard (āl ᵃ-bō'ʳd, Einsteigen!), siehe den Art. **Abfahrtszeichen.**

Alligator (alligator, ă'l-l^{ĕ}-gē-t^{ŏr}). Der Alligator ist in der amerikanischen Gesellschaft „im Stil“ und wer auch nur 24 Stunden in Florida zur Winterfrische verweilt, bringt einen jungen lebenden Alligator mit nach Hause. Muntere Neger wissen den Gesuchten leicht zu finden und an den Mann zu bringen. Der junge getötete Alligator wird ausgestopft und zu einer Reihe von Phantasie-Artikeln, als Briefbeschwerer, Schreibfedergestelle, Gruppen für den Nipptisch verarbeitet. Die größeren Exemplare, und man hat sie bis zu einer Höhe von 10 Fuß, stehen auf den Hinterfüßen, den Schweif über ein Vorderbein geschlagen, und dienen in dieser Form als Stockhalter. Die Haut wird außerdem zu den mannigfachsten Lederarbeiten verwendet, und 30 Gerbereien sind in den Vereinigten Staaten mit der Zurichtung derselben beschäftigt. Bei der starken Verfolgung nimmt der Alligator reißend schnell ab.

Alte Meister. Die „alten Meister“ zu verkaufen, bedeutet in Amerika soviel, wie daß jemand an sich selbst zu verzweifeln anfängt. Man kann sein Haus verpfänden oder verkaufen, ohne daß es jemand erfährt, denn man kann fortfahren, in demselben zu wohnen. Man kann seine besten Möbel in die Auktion schicken und es wird doch immer der Vorwand übrig bleiben, daß man sich neu einzurichten beabsichtige. Man kann Grundbesitz, Aktien, Fabriken, Juwelen, selbst Nippgegenstände aus dem Boudoir der Frau, und Kleider oder Wäsche aus den Kisten verkaufen, ohne daß es jemand auffällt, denn für alle diese Gegenstände findet sich ein stiller Käufer. Wer jedoch die „alten Meister“ von der Wand nimmt, gilt in Amerika für „fertig“, denn um diese zu verkaufen, muß man sich an ein Dutzend Agenten wenden, und wer immer bei diesen oder bei den schließlichen Käufern einen dieser Meister wiedersieht, erinnert sich sofort daran, denselben bei diesem oder jenem ehemaligen Millionär bewundert zu haben.

Altvätertag oder Vorvätertag. Mit diesem Namen wird der 22. Dezember in den Vereinigten Staaten bezeichnet, zur Erinnerung an jenen Montag, den 22. Dezember 1620, an welchem die ersten Ansiedler, die auf

dem Schiffe Mayflower [me'-flau-er, Maiblume] aus England angekommenen Puritaner in der neuen Welt landeten. Dieser Tag wird allenthalben gefeiert, wo sich Söhne Neu-Englands zusammenfinden, am Atlantischen Meer wie am Stillen Ocean, am Mississippi wie am Ohio, an den kanadischen Seeen wie am Golf von Mexiko. Der Boden, welchen die Pilgrime zuerst betraten, ist heiliges Land. Von der Habe, die sie ans Land brachten, werden noch heute einige Überreste in der Pilgrimshalle in Plymouth aufbewahrt.

Amerikaner. Die Bewohner der Vereinigten Staaten nennen sich zum Unterschiede von den Kanadiern bloß „Amerikaner", wie man denn auch im gewöhnlichen Leben die Vereinigten Staaten als Amerika bezeichnet, unter welchem Namen der nördliche Teil des Kontinents — Kanada — nicht mit einbegriffen ist.

Amerikanisches Englisch, siehe den Art. Englisch.

Das Annoncenwesen hat in den Vereinigten Staaten eine ungeheure Ausbreitung gewonnen, spielt eine wichtige Rolle im gewöhnlichen Leben und ist bedeutend höher entwickelt als in Deutschland. Viele Artikel finden ja nur Abnehmer, wenn sie ohne Unterlaß in der auffallendsten Weise angezeigt werden; die Patentmedizinen, welche in dieser Gruppe eine hervorragende Rolle einnehmen, bringen manchem Blatte tagtäglich 2—3 Spalten voll Anzeigen; jüngere Ärzte und Anwälte, die nicht dauernd annoncieren, Eisenbahnen und Dampferlinien, die nicht tagtäglich ihre Fahrpläne bekannt machen, Wirte, die nicht sehr oft in den Anzeigespalten ihre „Freunde" zu häufigem Besuch ermahnen, existieren für das große Publikum gar nicht. Bis zu einem gewissen Grade herrscht in dieser Beziehung eine Anschauungsweise, die der deutschen geradezu entgegengesetzt ist. Es schadet einem Geschäft nicht, wenn es sich in einer marktschreierischen Weise anzeigt, die bei uns sofort Mißtrauen erwecken würde. Daß die großen Geschäfte jahraus, jahrein bestimmte Spalten für ihre Anzeigen gepachtet haben und ihre Empfehlung zum Überfluß noch auf jeden Zaun und Stein im Lande pinseln lassen, gereicht ihnen in den Augen der Ameri-

kaner nur zum Lob und Vorteil. Es ist erstaunlich, wie gefüllt mit Anzeigen selbst die Winkelblättchen in den kleineren Städten sind. Viele würden sich ohne dieselben gar nicht halten können. Große Annoncenagenturen gibt es in Amerika nicht; die großen Blätter halten Reisende für diesen Zweck. Abgesehen von den förmlichen Annoncenbüchern, welche die Beilagen der großen Zeitungen füllen, leistet man auch in bezug auf die Straßenplakate Unglaubliches, und da sind es Haaröl-, Zahnpulver-, Gurgelöl-Fabrikanten u. s. w., vor allem die Theater, welche das Publikum durch auffallende Bilder und hausgroße Plakate herbeizulocken suchen. — Vgl. auch die Art. **Reklame**, **Presse**.

Ansiedelung. Wer sich auf Regierungsland ansiedeln oder sich eine Farm kaufen will, überzeuge sich erst durch eigenen Augenschein von der Lage des Landes und den sonstigen Verhältnissen daselbst. Selbst unter den günstigsten Vorbedingungen geht er einer schweren Zeit voll Arbeit, Not und Mühe entgegen, aber in der Zukunft liegt für den strebsamen Bauer eine angenehme sichere Existenz auf eigener Scholle. — Über die beste Zeit des Beginnens ist folgendes zu bemerken: Für Leute von einigen Mitteln ist der Spätherbst die geeignetste Zeit des Anfanges. Dieselben haben den ganzen Winter vor sich, können infolgedessen eine große Klärung fertig machen, ehe die Bestellung anfängt, und haben den Vorteil der guten Winterstraßen, der Schlittenbahn für sich, um bequem und billig zu bauen. Allerdings müssen solche Leute etwa 3/4 Jahre aus der Tasche leben bis zum nächsten Herbst, zur ersten Ernte, was für Familien mittlerer Größe etwa mit 100 bis 120 Dollars Kosten zu veranschlagen ist. Unbemittelte oder schwach bemittelte Leute fangen besser mit Beginn des Frühjahrs an, am besten im Anfang März. Dieselben können immerhin noch eine kleine Klärung fertig bringen, die ihnen mit ihren Erträgnissen über das erste Jahr hinweghilft, sie brauchen aber nicht zu lange aus der Tasche zu zehren; auch behilft man sich im Sommer leichter mit irgend einer Behausung, als im Winter, und bis zum Wiedereintritt desselben kann man schon Rat schaffen.

Wer mitten im Sommer anlangt, thut nicht gut. Denn solche Familien müssen ein volles Jahr warten, ehe sie eine eigene Ernte haben, und außerdem ist es in Amerika im Sommer viel wärmer, als in Deutschland, was auf die Arbeitsfähigkeit frisch eingewanderter Leute nicht ohne Einfluß bleibt. Unter all seinen Mühen kann aber der Ansiedler im Urwald die ersten Jahre nicht vom Ertrage seines Ackerbaues leben. Er ist darauf angewiesen, durch Nebenerwerb für seinen Unterhalt zu sorgen, wenn er nicht etwa zu den Wenigen gehört, die vom Ersparten zehren können. Bei der Unsicherheit des Ertrages im frisch gelichteten Lande, Häufigkeit von Krankheiten u. s. f. ist es notwendig, sich in jeder Weise eine Einnahme zu sichern. Schindeln schneiden ist eine gewöhnliche Beschäftigung des ersten Jahres, Bereitung von Ahornzucker, manchmal sogar Verkauf von Waldbeeren, von Fellen und dgl. in Konkurrenz mit den Indianern müssen ebenfalls aushelfen. Schweine und Hühner sind für den Anfang die vortrefflichsten, weil genügsamsten und dabei doch einträglichen Gefährten des Ansiedlers; ihnen folgen Milchkühe und Ochsen. Man kann sagen, daß im dritten Jahre eine größere Sicherheit und Regelmäßigkeit des Lebens auf einer neuen Ansiedelung beginnt; aber in der Regel dauert es 20—30 Jahre, bis der Ansiedler mit voller Ruhe die Früchte seines Werkes genießt. — Vgl. auch den Art. Landerwerb.

Anzug. Der Amerikaner kleidet sich äußerst einfach, aber elegant. Seine Toiletten sind von gutem Schnitt und selbst beim gemeinen Mann viel sauberer gehalten als dies in Europa in den gleichen Kreisen der Fall ist. Hemd und Kragen sind stets von ausnehmender Weiße und die Fußbekleidung stets glänzend geputzt. An jeder Straßenecke, in jedem Thorweg und Hotel lauern dem Fußgänger Schuhputzerjungen (shoe-blacks, schu'-bläkß) auf. — Jeder, auch der unterste Arbeiter, will es den Bessergestellten wenigstens in der äußeren Erscheinung gleichthun, die Kleidung nach demselben Schnitt und saubere Wäsche tragen; die begüterten Amerikaner suchen alles Auffällige in der Kleidung zu vermeiden und so zeigt der Durchschnitt der amerikanischen Männerwelt

eine gewisse Einförmigkeit der äußeren Erscheinung. Großes Gewicht wird aber auf kostbare Uhren mit entsprechendem Gehänge gelegt. Die Toilette der Damen ist reich und geschmackvoll zu nennen. Die Amerikanerinnen von der Aristokratie herab bis zum Dienstmädchen besitzen eine angeborene Eleganz und Grazie, die viel auffälliger, man könnte sagen unabhängiger auftritt, als in Paris und Wien. Dazu weiß sich die Amerikanerin selbst mit wenig Mitteln viel besser und vorteilhafter zu kleiden, als ihre Geschlechtsgenossen in Europa. Auf der Straße sind sie stets behandschuht, im Gegensatz zum Mann, der selbst bei Besuchen die Handschuhe in der Tasche oder zu Hause läßt. — Der Englisch-Amerikaner entledigt sich, selbst als Bauer, niemals des städtischen Gewandes mit hohem Filzhut, weißem Hemdkragen und Manschetten. Der eingewanderte deutsche Bauer behält dagegen meistens seine heimische Tracht bei oder kehrt zu ihr zurück, so namentlich in den deutschen Kolonieen im östlichen Pennsylvanien.

Arbeit. Beim Amerikaner ist die Arbeit, das Geschäft (business, bĭ'ſ-nᵉß) zu einer Art Wut und die damit verknüpfte Aufregung zu einer unentbehrlichen Lebensluft geworden. Die Amerikaner arbeiten nicht bloß, sie überarbeiten sich, selbst dann noch, wenn sie schon tief im Reichtum sitzen, und die meisten verlieren dadurch den rechten Genuß des Lebens. Amerika hat seine ganz besondere Art zu arbeiten, namentlich finden höhere geistige Anlagen, falls sie nicht mit gegründetem Ruf oder tüchtiger Reklame herüberkommen, dort noch nicht so leicht wie bei uns ihren Markt, und da der einzelne sich viel mehr als daheim auf sich und seine Arbeit angewiesen sieht, so mag sich das Vorwärtskommen sehr lange hinausziehen, sofern er sich nicht in amerikanische Verhältnisse hineinzuleben versteht. Nicht wenige amerikanische Politiker haben ihren Lebenslauf vom Stiefelputzer oder Zeitungsjungen begonnen, jenem jugendlichen Teile des „süßen Pöbels", der hier besonders stark vertreten ist. Wer aus Europa herüberkommt ohne die Fähigkeit, zu arbeiten, und ohne Energie, das Arbeiten zu erlernen, der wird in Amerika nur mit verdoppelter Geschwindigkeit

seinem Untergange entgegeneilen. Amerika ist kein Land des Vergnügens, kein Aufenthalt für müßige Junggesellen und Theaterfreunde; das offenbart sich jedoch nicht allein in der allgemeinen Geschäftigkeit und der verhältnismäßigen Seltenheit unserer in Deutschland und Frankreich so leicht zugänglichen Vergnügungen, sondern weit mehr noch in den Kosten, die hier durchweg viel höher sind als diesseit des Atlantischen Oceans. Wer nicht selbst arbeitet, wird seine Börse bald geleert sehen, weil es in Amerika außer der Arbeit keinen Zeitvertreib gibt, der kein oder nur wenig Geld kostete. Wer mit europäischen Ansprüchen nach Amerika kommt, wird die doppelte oder dreifache Anzahl von Dollars nötig haben, wo bei uns die Mark genügt, und doch wird er unbefriedigt von dannen gehen, denn es scheint ein Lebensgesetz zu sein, daß sich in Amerika langweile, wer nicht arbeitet.

Arbeiter. Die Stellung der Arbeiter in den Vereinigten Staaten ist zwar mit der Zeit eine nicht minder verschiedenartige, vielgliederige geworden, als in irgend einem anderen Lande mit hochentwickelter Industrie, und es ist kein Zweifel, daß sie mit zunehmender Dichtigkeit der Bevölkerung sich immer mehr den europäischen Verhältnissen annähern wird; aber doch zeigt sie gewisse Besonderheiten, welche zu tief teils in den politischen, teils in den wirtschaftlichen Zuständen der Nation wurzeln, um so bald sich verwischen zu können. Zunächst ist der Unterschied zwischen Arbeitenden und Nichtarbeitenden ein sehr viel geringerer, weil die Zahl der Arbeitenden bei weitem größer ist. Ein müßiges Leben würde selbst in der besten Gesellschaft als ein wenig respektables erscheinen. Das ganze Volk ist ein arbeitendes und der Grundsatz „Zeit ist Geld" wird mit aller Anspannung des Körpers und Geistes durchgeführt. Das Gefühl einer niedrigeren Stellung und eines schwereren Schicksals wird auch heute noch bei einer großen Zahl von amerikanischen Arbeitern aufgewogen durch das Bewußtsein, daß im Grunde alle Arbeiter sind und daß bei der herrschenden sozialen und politischen Gleichheit dem Tüchtigen alle Wege zum Erfolge offenstehen. Die

sozialistischen Lehren sind von Europa importiert, haben aber bisher in der politischen Arena noch nicht zur Geltung gebracht werden können.

Arbeitergesetzgebung. In Nordamerika gibt es keine allgemeinen gesetzlichen Vorschriften bezüglich der speziellen Arbeiterverhältnisse. Die Arbeitergesetzgebung hat sich in den einzelnen Staaten demgemäß sehr verschieden entwickelt; und zwar weniger nach den natürlichen Bedürfnissen, als vielmehr nach der verschiedenen Machtstellung, welche die Arbeiter auf politischem und sozialem Gebiete einnahmen. Der den Arbeitern in Nordamerika gewährte gesetzliche Schutz geht in einzelnen Staaten wohl weiter als im Deutschen Reiche, in anderen stehen jedoch die zum Wohle der Arbeiter erlassenen Gesetze hinter den unsrigen bedeutend zurück.

Arbeitsvermittelung. Das Arbeitsbureau in Castle Garden [kaßl gā'rdn] zu New-York, welches durch Beamte der Deutschen und Irländischen Gesellschaft unter Aufsicht der Einwanderungs-Kommission geführt wird, verschafft den meisten, welchen es wirklich um Beschäftigung zu thun ist, Arbeit und Unterkommen. Besonders während der Frühjahrs- und Sommermonate ist die Nachfrage nach Arbeitern bedeutend größer als das Angebot; namentlich sind Familien zu Landarbeiten und Verrichtungen in der Landwirtschaft stark begehrt. Die Nachfrage erstreckt sich zumeist auf Farmarbeiter, Tagelöhner und Handwerker, während die große Zahl beschäftigungsloser junger Kaufleute, ehemaliger Offiziere, Studenten und Beamten lange vergebens nach passenden Stellungen suchen. Dagegen steht die Nachfrage nach deutschen Dienstmädchen und Köchinnen immer in gar keinem Verhältnis zu der geringen Anzahl derer, welche solche Stellen einnehmen wollen. — Das Arbeitsbureau ist von der Einwanderungs-Kommission als ein freier Markt für die Arbeit der Einwanderer organisiert, welcher Arbeitgebern aus allen Teilen der Vereinigten Staaten zur Verfügung steht. Während es Emigranten rasch lohnende Beschäftigung verschafft, bietet es Arbeitgebern günstige Gelegenheit, sich passende Arbeiter aus der großen Menge der Arbeitsuchenden aller Art aus-

zuwählen, welche sich täglich in diesem Bureau einfinden. Das Bureau ist von 8 Uhr vormittags bis 4 Uhr nachmittags geöffnet. Es berechnet keinerlei Gebühr oder Kommission, dem Arbeitgeber so wenig, wie dem Einwanderer. Es liefert nicht bloß Dienstboten für das Haus, die Landwirtschaft und andere gewöhnliche Arbeit, sondern auch alle Arten angelernter Arbeiter, professionelle Handwerker u. s. w. — Landspekulanten sind von den Privilegien des Arbeitsbureaus ausgeschlossen, und alle Vorschläge, welche auf den Verkauf oder die Verpachtung von Land an Einwanderer abzielen, werden zurückgewiesen. — Das Arbeitsbureau schließt keine Mietsverträge für und zwischen Einwanderern und Arbeitgebern ab; es setzt weder die Höhe des Lohnes noch die Länge der Dienstzeit fest und schreibt auch sonst keine Bedingungen des Mietsvertrages vor; es überläßt vielmehr die Feststellung aller dieser Angelegenheiten der freien Vereinbarung der direkt beteiligten Personen und beschränkt sich darauf, denselben durch Erteilung aller erforderlichen Auskunft und Ratschläge behilflich zu sein. Nach Abschluß eines Vertrages müssen Einwanderer und Arbeitgeber, ehe sie das Bureau verlassen, die Kontraktbedingungen und Namen, Alter und Ankunftstag des Einwanderers, sowie Namen und Adresse des Arbeitgebers in die betreffenden Amtsbücher eintragen lassen. — Arbeitgeber müssen in allen Fällen für die Beförderung der gemieteten Arbeitskräfte nach den betreffenden Bestimmungsorten Sorge treffen. — Die segensreiche Wirksamkeit dieses Arbeitsbureaus erhellt aus der Zahl der vermittelten Beschäftigungen, welche in der Zeit vom 1. Januar bis 31. Dezember 1882 37516 betragen hat, nämlich für 29419 Männer und 8097 Frauenspersonen. Unter Obigen waren 412 Familien, welche 1632 Personen umfaßten.

Die sonstigen Arbeitsnachweisungs-Bureaux in New-York und die sogenannten Agenten vermeide man: die Ausplünderung unkundiger Einwanderer ist ihr Hauptgeschäft. Auch hüte man sich vor allen Anerbietungen zu Freundschafts- und Gefälligkeitsdiensten, die von Leuten, welche sich als „Landsleute" ausgeben, gemacht werden; unter der harmlosen Maske und in oft höchst anständiger

Kleidung verbirgt sich meist nur ein runner [rŏ'n-nᵊʳ]t loafer [lō'-fᵊʳ] oder tramp [trămp], welche auf Ausbeutung der Einwanderer ausgehen. — Überhaupt thu, jeder, welcher nicht bald durch das Arbeitsbureau in Castle Garden Arbeit findet, gut, sofort weiterzureisen, denn der Andrang von Arbeitsuchenden ist in New-York ein großer, und mancher kann nach eifrigem Suchen sein ganzes Geld zusetzen, ohne daß es ihm gelingt, Arbeit zu finden. Man hüte sich auch vor zweifelhaften Wirtschaften, namentlich solchen mit weiblicher Bedienung; und besonders sei man mäßig im Genuß von Spirituosen. — Vgl. auch den Art. Zeugnisse.

arbor day [āʳ'-bᵊʳ dē]. Um der maßlosen Zerstörung der Wälder Einhalt zu thun, resp. sie wieder zu ergänzen, sind von einer Anzahl Staaten der Union Baumpflanzungstage eingeführt.

Architektur. Der „Königin Anna"-Stil ist, namentlich in Vorstadtgebäuden, vorherrschend. Selbstverständlich sind alle anderen Stile mehr oder minder reich und gut vertreten, aber es wird mit der Stilgerechtigkeit nicht gerade streng genommen. Die Architektur der Kirchen ist im allgemeinen eins der schwächsten Erzeugnisse amerikanischer Kunst, welcher Vorwurf freilich weniger die Architekten als das Publikum trifft. Man baut fast nur kleine Kirchen, aber in solcher Zahl, daß New-York z. B. 500, Philadelphia 424 Kirchen hat, und man begnügt sich in den meisten Fällen mit einer gewöhnlichen Baustelle an der Straße, auf welcher das Bauwerk zwischen den anderen hohen Häusern meist gar nicht zur Geltung gelangen kann. Das Publikum scheint malerische Gestaltung im Äußeren, Komfort im Inneren zu verlangen. Zu dem Ende wird von aller Überlieferung im Kirchenbau abgesehen, ausgenommen etwa, wo die katholischen Kirchen solches im Innern notwendig erfordern. Unangenehm fällt dem Fremden die Scheinarchitektur im Kirchenbau auf; man ist auf den ersten Blick überrascht von dem leichten Aufbau der Türme, den zierlichen Strebebögen, den weittragenden Gewölben, den schlanken Pfeilern, dem feinen Maßwerk, um alsbald mit Enttäuschung gewahr zu

werden, daß alles das, was durch Form und Behandlung den Charakter des Steinbaues trägt, Holz, Eisen, Zink und anderer Baustoff ist, und zwar nicht einheitlicher, sondern in ganz beliebiger Zusammensetzung und nur durch die Sandsteinfarbe zu einem Ganzen verbunden. An der großen Kuppel des Kapitols in Washington sieht man in jedem Sommer die Gerüste hängen, von denen aus der weiße Öl-Anstrich ausgebessert oder ergänzt wird, welcher der Eisenkonstruktion den Anschein von weißem Marmor geben soll. Die öffentlichen Bauten sind Nachahmungen des antiken Stils. Ganz besonders zeichnet sich Washington darin vor allen anderen Städten aus, so daß es dadurch sein eigenartiges Gepräge erhalten hat.

Armee. Es besteht in den Vereinigten Staaten keine eigentliche Kriegspflicht. Das stehende Heer, 25000 Mann stark, wird durch Werbung gewonnen, was bei den gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Verhältnissen der Union besagen will, daß die Armee in der Mehrzahl aus Taugenichtsen besteht. Die Offizierstellen werden mit Männern besetzt, die aus der Kriegsschule in West-Point [we'ßt-pɔint] hervorgegangen sind. In Friedenszeiten können Angeworbene nicht Offizier werden. Alle Chargen sind versorgungsberechtigt. Das Handgeld der als Gemeine angeworbenen Leute ist hoch, der Sold anständig und die Beköstigung gut. Der Soldat vom Offizier abwärts nimmt aber eine der wenigst geachteten Stellungen ein, und obgleich die Offiziere großenteils guten Familien entstammen, eine vorzügliche Bildung erhalten und trotz aller Korruption in den Regierungs- und Verwaltungskreisen doch die ehrenhaftesten und rechtschaffensten Männer Amerika's sind, denen man den größten Respekt nicht versagen kann, so fällt doch auf sie ein wenn auch nur leiser Schatten dieser republikanischen Mißachtung des Waffenhandwerks.

Die Organisation ist folgende: Es bestehen 25 I n f a n t e r i e - Regimenter, von denen 23 aus weißen und 2 aus schwarzen Soldaten gebildet sind. Jedes Regiment hat 10 Kompagnieen, deren Sollstärke 60, deren wirkliche Stärke aber 40—50 Mann beträgt. Diese

Regimenter sind in der Regel kompagnieweise in die Forts und größeren Plätze des Westens und Südens gelegt und auf diese Weise so zersplittert, daß an Übungen im größeren taktischen Verbande nicht gedacht werden kann. Die Kompagnieen eines Regiments kommen oft jahrelang nicht zusammen. — Die Reiterei, 8 weiße und 2 schwarze Regimenter von je 12 Kompagnieen zu 40—50 Mann, ist womöglich noch mehr zerstreut. — An Artillerie gibt es 5 Regimenter zu 12 Kompagnieen mit 60—70 Mann, die als Infanterie ausgebildet und sehr häufig auch als solche verwendet werden. Nur eine Kompagnie per Regiment hat bespannte Geschütze, und zwar vier mit 70 Pferden, die übrigen Kompagnieen sind in die Forts an den Grenzen verteilt. — Von dem Ingenieur-Bataillon von etwa 350 Mann und 100 Offizieren sind 4 Kompagnieen bei New-York stationiert, während die fünfte der Militär-Akademie von West-Point zugeteilt ist. Von den Offizieren des Ingenieur-Bataillons ist die Mehrzahl bei Hafen- und Flußbauten, sowie bei Vermessungen beschäftigt. Die Bewaffnung der Infanterie besteht aus Springfield-Gewehren mit Bajonett; die Kavallerie hat krumme Säbel, Springfield-Karabiner und Colt-Revolver. Die Feldgeschütze sind 10- und 20pfündige Parrott-Kanonen (Vorderlader). Unter den Festungsgeschützen befinden sich die verschiedensten Konstruktionen und Kaliber.

In größere taktische Verbände sind diese Truppengattungen nicht eingeteilt. Ihre Unterkunft findet die Armee fast ausschließlich in den Forts und Küstenbefestigungen. Die letzteren sind an den Eingängen aller wichtigeren Häfen und Flußmündungen angebracht und bestehen vorwiegend aus Erdbatterieen. Die Forts sind größere oder kleinere Blockhäuser, welche nur soweit geschützt sind, um etwaigen Angriffen der Indianer Trotz zu bieten; außer Palissaden, Gräben und Erdaufwürfen findet man nichts von Befestigungen um dieselben.

Neben dem regulären Heere besteht noch das Milizheer, das fast gar nicht organisiert und ohne Zusammenhang mit dem stehenden Heere, mehr als Spielerei zu betrachten ist. — Vgl. auch die Art. Miliz, Militär-Akademie, Militär-Leben, Wehrpflicht.

Armengeschenk nennt man den Viertel-Dollar, den man in New-York am Eingange kleinerer Kirchen zu entrichten pflegt.

Armut. Der amerikanischen Gesellschaft erscheint die Armut fast ebenso unverzeihlich und sündhaft wie das Verbrechen, ein Charakterzug, der äußerlich schon dadurch zum Ausdruck kommt, daß in allen öffentlichen Anstalten die Armen und die Gefangenen in Beziehung auf Behandlung und Kost ganz gleichgestellt sind.

Ärzte. In Amerika ist die Ausübung der ärztlichen Praxis jedermann gestattet; es gibt viele Ärzte ohne die geringsten medizinischen Kenntnisse. Im großen und ganzen ist daher die Medizin in Amerika keine Wissenschaft, sondern ein Handwerk. Es ist durchaus keine Seltenheit, namentlich im Westen, praktizierende Ärzte zu finden, die noch vor kurzem irgend ein Handwerk betrieben und nicht die geringsten anatomischen oder medizinischen Kenntnisse besitzen. Aber auch die auf den amerikanischen Universitäten gebildeten Ärzte sind nicht viel besser. Im Osten Amerika's findet man natürlich vollkommen gebildete amerikanische Ärzte und vortreffliche Lehranstalten. Die Zahl der weiblichen Ärzte ist in erheblicher Zunahme. Während der Census von 1870 nur 625 zeigt, waren es 1880 bereits 2432 und in 1883 stieg die Zahl der weiblichen Ärzte auf 3690, unter denen allerdings auch unregelmäßige Praktikantinnen enthalten sind.

Auskunftsbureau: I. kaufmännisches. Das System einer zuverlässigen Auskunftsbeschaffung ist in Amerika in wenigen Bureaux (Mercantile Agencies, mö'-k'n-tail e'-dg'n-ßi) großartig ausgebildet. Die Großartigkeit des Apparates verbürgt, daß aus der Geschäftswelt heraus rasch die Korrektur gegeben wird, sowie einmal ein falsches Urteil sich einschleicht. Der Amerikaner, dessen Geschäftstüchtigkeit in mancher Hinsicht zum Vorbild dienen kann, versäumt nicht, sich immer neu zu informieren; er vergewissert sich, man möchte sagen, von Fall zu Fall, von Geschäft zu Geschäft bei seinem Auskunftsbureau über die Sicherheit des Abschlusses; er zahlt willig die Kosten, welche in rechtem Verhältnis

zu der beanspruchten Leistung stehen. Erste Bank- und Warenhäuser, Weltfirmen waren in Amerika einsichtsvoll genug, damit zu beginnen, diesen Bureaux alljährlich ihr statement (ßte't-mᵉnt), Angabe über den jeweiligen Geschäfts- und Vermögensstand, einzureichen; indem sie, die keinen Kredit brauchten, ihre Verhältnisse offen darlegten, gaben sie nicht bloß ein Beispiel, sie durften nun auch allen denen, die von ihnen Kredit begehrten, sagen: folgt unserm Beispiel. So hat sich nach und nach in Amerika die Sitte eingebürgert, daß den großen Auskunftsbureaux alljährlich viele Hunderttausende von statements eingereicht werden. Aus diesem Grunde weist die Auskunft zumeist die genauesten, auf eigene Angaben sich stützenden Mitteilungen auf, denen sodann eine Kritik hinsichtlich der Glaubwürdigkeit sich anschließt. Die Summe dieser Erfahrungen wird den Abonnenten in sogenannten Referenzbüchern (reference-books, Rĕ'f-ᵉ-Rĕnß bŭkß) mitgeteilt. Diese Bücher werden zwei- bis viermal im Jahre verteilt, resp. umgetauscht und zeitweise vervollständigt. Die Abonnenten bekommen das Referenzbuch nur unter der Bedingung, daß dasselbe geheim gehalten und lediglich vom Inhaber oder Leiter des Geschäfts benutzt werde. Der geringste Preis für diese Bücher beträgt pro Jahr 125 Dollars.

Auskunftsbureau: II. für Einwanderer. Um den Neuankommenden den ersten Schritt in das fremde Land zu erleichtern, hat die Deutsche Gesellschaft in New-York ein Auskunftsbureau in ihrem Geschäftslokale, 13, Broad-way [*th*ŏᵉ'-tīn, bRā'd-wē], eingerichtet; auch die im Castle Garden stationierten Beamten der Gesellschaft werden alle berechtigten und erfüllbaren Wünsche und Anliegen der Einwanderer nach bestem Können und Vermögen berücksichtigen. Das Auskunftsbureau wird übrigens nicht nur von den kürzlich angekommenen Einwanderern stark in Anspruch genommen, sondern auch durch briefliche Anfragen aus dem Innern des Landes wie aus allen Teilen Deutschlands in Thätigkeit erhalten. Wer sich irgendwie unsicher fühlt, der Anleitung für die Weiterreise bedarf, eine Klage über nicht erhaltenes Gepäck u. s. w. vorzubringen hat, Briefe, Gelder oder

Pakete aus der Heimat erwartet, Adressen von Freunden oder Verwandten erfahren will, wende sich gleich an dieses Auskunftsbureau, und er kann versichert sein, daß man bemüht sein wird, ihm mit Rat und That hilfreich zur Seite zu stehen.

In Castle Garden besteht auch ein Auskunftsbureau für Freunde ankommender Einwanderer, welches vom 1. Mai bis 1. November um 7 Uhr und vom 1. November bis 1. Mai um 8 Uhr morgens geöffnet wird. Alle Personen, welche Verwandte oder Freunde zu empfangen wünschen, müssen dem clerk [klark] unverzüglich die Namen der von ihnen erwarteten Passagiere, den Namen des betreffenden Schiffes, sowie ihren eigenen Namen und Wohnung anzeigen. Sie können warten, bis ihnen die Passagiere zugeführt werden, und haben sodann, zur Vermeidung von Geschäftsstockungen, mit denselben das Gebäude gleich zu verlassen. — Alle von den Angestellten geleisteten Dienste erfolgen ohne Entgelt oder Kosten für die Emigranten oder deren Freunde.

Ausrüstung für die Seefahrt im Zwischendeck von Hamburg oder Bremen nach New-York. Notwendig sind Strohsäcke und Blechgeschirr, da die Dampfschiffgesellschaft diese Sachen den Zwischendeckpassagieren nicht zu liefern hat. Man kauft dieselben am besten für wenig Geld am Hafen. Dabei ist aber zu bedenken, daß unnötige Stücke bei dem beschränkten Raume in dem Schiffe nur zur Last werden können. Familien mit Kindern ist dringend anzuraten, sich alles unbequemen Hausrats zu entledigen, aber sich mit warmen Kleidern und wollenen Decken gut zu versehen, ehe sie an Bord gehen. Für kleine Kinder sind viele Windeln und Tücher unerläßlich. Die Erwachsenen sollten — und nicht allein für die Tage der Überfahrt, sondern beständig — auf wollenes Unterzeug halten: Unterhemd, Leibbinde und Unterbeinkleider sind bei dem schroffen Witterungswechsel, der in den Vereinigten Staaten vorherrscht, zur Erhaltung einer guten Gesundheit absolut notwendige Kleidungsstücke, für den Sommer wie für den Winter. — Vgl. auch den Art. Obst.

Aussichtswagen. In ganz besonderen Fällen kommen auf den amerikanischen Eisenbahnen die vorhandenen Aussichtswagen (observation cars, ŏ'b-ßᵊʳ-wē''-schᵊn kāʳß) zur Verwendung, deren Einrichtung darauf berechnet ist, den Reisenden einen möglichst freien Blick auf das zu durchfahrende Terrain genießen zu lassen.

Austern. Für die nordamerikanische Küstenbevölkerung am Atlantic ist die Auster ein hochwichtiges, unentbehrliches Nahrungsmittel geworden. Sie wird in den Seestädten in allen möglichen Zubereitungen aufgetragen. Die Durchschnittsziffer der täglich in New-York verkauften Portionen Austernsuppe wird auf eine halbe Million, die Portionen gebackener Austern auf 200000, roher Austern auf 175000, gebratener Austern auf 75000 und gekochter Austern auf 25000, zusammen also auf circa eine Million geschätzt. Dabei ist zu bemerken, daß in diese Summe nicht die in den Hotels, Restaurationen und Familien verbrauchten Austern mit eingerechnet, sondern nur der Handel in den speziell für den Austernverkauf eingerichteten Lokalen berücksichtigt ist. — Der Amerikaner ißt die Austern gewöhnlich mit einer Gattung ungesalzenen Zwiebacks, den crackers [kʀă'k-ᵊʳß], die auf den Schenktischen zusammen mit kleinen Brotschnitten und Senf aufliegen und ohne irgend welche Kostenberechnung in beliebigen Quantitäten verzehrt werden. Frische Austern (raw oysters oder oysters on the sell, ʀā ōi'ß-tᵊʳß oder ~ ŏn *dh*ᵉ ßĕl) werden in den sogenannten Austernsalons meist mit Ale genossen. — In Deutschland pflegt man das Austernessen für ein Zeichen des Wohllebens anzusehen, in Amerika dagegen ist die Auster ein wesentlicher Bestandteil der Volksernährung. Die amerikanische Auster steht allerdings derjenigen der Nordsee an Güte bedeutend nach, dafür entschädigt sie aber durch ihr massenhaftes Auftreten und ihre erstaunliche Billigkeit.

B.

Bäder. Der Amerikaner geht nicht oder nur wenig in die Bäder um zu baden und Brunnen zu trinken, sondern um sich zu unterhalten und den Sommer so angenehm als

möglich, fern von der drückenden Hitze der amerikanischen Hauptstädte, zu verbringen. Da somit auf die Heilquellen selbst im allgemeinen so wenig Wert gelegt wird, so wird man in Amerika auch vergeblich nach den sozialen Zuthaten der europäischen Bäder, nach Kurtaxe, Bade-Inspektion, Kursalon, Konversationshaus u. s. w. suchen. Die beste Bade-Inspektion sind die Hotelwirte der einzelnen Bäder, und es ist unglaublich, in welch vorzüglicher Weise sie es verstehen, den Gästen den Aufenthalt in den Bädern so angenehm als möglich zu machen. Dies gilt speziell von Saratoga, wo jedes einzelne größere Hotel seine eigenen großartigen Gesellschaftsräume, seine Salons, Ballsäle, seine Parks und Gärten, seine Kurkapelle und endlich seine eigenen Mineralquellen hat. Saratoga ist der eleganteste Badeort der Welt. Es beherbergt die ganze fashionable Welt New-Yorks zur Zeit der Pferderennen in seinen Mauern, und der größere Teil seiner Besucher besteht auch während der ganzen übrigen Saison aus New-Yorkern. Die Quellen Saratoga's wurden schon im vergangenen Jahrhundert von den Indianern sehr besucht, und gegenwärtig werden Hunderttausende von Flaschen nach aller Welt versendet, die von Leber- und Magenkranken mit dem größten Nutzen getrunken werden. Die Hotels Saratoga's sind nicht nur die größten, sondern auch die elegantesten der Welt. — Die Lebensweise der Saratogaer Badegäste ist äußerst einförmig. Für die Männer ist das Verbringen der Saison ein absolutes Vakuum in ihrem Leben. Glucklicherweise gibt es New-Yorker Journale und Billards genug. Sie und die bar-rooms sind ihre Rettung vor der drohenden Langeweile. — Die Damen sitzen nach dem um 10 Uhr eingenommenen Frühstück im Schaukelstuhl auf der Piazza, bis es anfängt warm zu werden. Dann ziehen sie sich zurück, um sich für das Diner anzukleiden. Nach dem Diner, das um 2 Uhr eingenommen wird, kommt abermals ein halbes Stündchen die Piazza an die Reihe, worauf sich Madame für ein Schläfchen zurückzieht, um etwa um 6 Uhr in brillanter Straßentoilette wieder zu erscheinen. Der Wagen steht bereit. Sie fährt nach dem schönen Saratoga-See, nimmt etwas Eis und Limonade und kehrt

gerade zur rechten Zeit zum Souper zurück. Um 9 Uhr begibt sich Madame in ihr Boudoir, um große Abendtoilette zu machen und ihren glänzenden Diamantenschmuck anzulegen. Ist es dunkel geworden, dann steigt sie, von Seide, Gold und Diamanten strahlend, auf die Piazza herab und dann beginnt das elegante Leben. In den verschiedenen Hotels wird die Runde gemacht, bis alle die schönen Insassen die Toiletten ihrer Rivalinnen gemustert und kritisiert haben. — Die brillant illuminierten Ballsäle werden geöffnet; die Orchester spielen; die reichsten Toiletten, die schönsten Diamanten versammeln sich, aber nur selten ist man zum Tanzen aufgelegt. Das ist das tägliche Leben in Saratoga; das ist, was von 10 Frauen 9 beginnen. Gartenfeste und Kinderbälle bringen eine seltene Abwechselung. — Vgl. auch den Art. Seebäder.

Bade- und Brunnenkur. Im allgemeinen hat ein Amerikaner davon, wie man die Quellen- und Hilfsmittel eines Bades behufs Stärkung oder Wiedererlangung der Gesundheit rationell benutzen muß, gar keine Idee. Bade- und Brunnenärzte, die ihm in dieser Hinsicht mit Ratschlägen beistehen, energisch auf eine geregelte Lebensweise und vernünftige Diät dringen und die Gasthofsbesitzer zur Herstellung und Verabreichung kurgemäßer Kost anhalten sollten, gibt es in wenigen Bädern und bis jetzt in keinem Badeorte des amerikanischen Westens. Wie die Verhältnisse gegenwärtig liegen, trinkt so ein Yankee — nein er stürzt — wann es ihm gerade paßt, kolossale Mengen des schärfsten Mineralwassers, auch unmittelbar nach einer schweren Mahlzeit hinab, und seiner Trinkkur ungeachtet verschlingt er zugleich riesige Massen der schärfsten Gurken, Mixed Pickles, Girkoins, Katchup und pikantesten Saucen; und wenn er ein so naturwidriges Verfahren Wochen hindurch fortgesetzt hat, dann wundert er sich, daß er nicht gesund wird, schimpft greulich auf das Bad und erklärt, zu Hause angekommen, sehr irrig alles für Schwindel und Humbug.

Bahnhöfe (railroad-depots, Rē″l-Rōd-d^{e}-pō′ß). Die Anlage der Bahnen unterliegt weder der staatlichen Oberaufsicht, noch wird dieselbe im Wege der Gesetzgebung

geordnet oder durch allgemeine Anordnungen der Regierung beschränkt. Infolgedessen sind auch die Bahnhöfe lediglich mit Rücksicht auf die Verkehrsinteressen und die dabei in Betracht kommenden Betriebsverhältnisse angelegt, im übrigen aber durch die Finanzlage oder Konkurrenzrücksichten der bauenden Gesellschaft beeinflußt. Daher kann es nicht wunderbar erscheinen, daß die Empfangshallen, wie die zu ihnen führenden Geleise als die häufig zuerst entstandenen Anlagen in vielen, selbst großen Städten im Niveau der Straßen liegen, bzw. die letzteren kreuzen, und daß die Bahnhöfe nicht nach einem einheitlichen Plane hergestellt sind. Es kommt sogar vor, daß mehrere zusammenmündende Eisenbahnen nicht einmal eigene Bahnhöfe haben; sie benutzen gemeinschaftlich einen Centralbahnhof, welchen eine von den Eisenbahnen unabhängige Gesellschaft erbaut und gegen eine nach dem Verkehr der einzelnen Bahnen bemessene jährliche Entschädigung an sie vermietet hat. — Als einfachste Bahnhofsanlage ist diejenige anzuführen, bei welcher die Geleise der freien Strecke ganz unverändert bleiben, und seitwärts von denselben ein Pfahl aufgestellt ist, welcher die Haltestelle bezeichnet und daher häufig den Namen der Station trägt. An diesem Pfahl befindet sich in einer Tülle eine aufgerollte Signalflagge, welche die auf den Zug wartenden Reisenden entfalten dürfen, um dadurch dem herannahenden Zuge das Zeichen zum Halten zu geben. Der Zugführer des Zuges hat sodann selbst die Flagge vor der Weiterfahrt wieder zusammengerollt an ihren Platz zu stecken, da irgend ein Bahnbeamter an einer solchen Station nicht angestellt ist. Derartige Anlagen befinden sich gewöhnlich an Stellen, wo ein Weg von einem nahe gelegenen Orte die Bahn kreuzt; man bemerkt sie aber auch in den Vororten großer Städte. — Die Bahnhofsgebäude sind im allgemeinen so einfach hergestellt, daß sie den Eindruck provisorischer Bauten machen. Massive und nach einem einheitlichen Plane oder durchdachten Systeme angelegte Bahnhöfe, wie man sie in Deutschland findet, sind eine Seltenheit. — Nirgends findet man eine Scheidung der Wartesäle nach den Klassen der Fahrkarten. Nur für ein Damen-

zimmer ist stets gesorgt, dessen Einrichtung sich aber von derjenigen des Herrenzimmers fast gar nicht unterscheidet. Die Wartesäle sind nicht luxuriös ausgestattet, doch stets gut ventiliert, erleuchtet und erwärmt. Nur selten findet der Reisende mit Fahrkarte II. Klasse den Komfort, welchen er in Deutschland selbst auf mittleren Bahnstationen zu beanspruchen gewohnt ist. Tische werden in den Wartesälen als überflüssiger Luxus betrachtet; der Reisende ist lediglich auf Bänke angewiesen, welche häufig noch durch eiserne Stangen in einzelne Sitze geteilt sind. Dafür befindet sich aber in jedem Wartezimmer ein cylindrisches Blechgefäß mit reinem und kaltem Trinkwasser zur unentgeltlichen Benutzung der Reisenden. — Die zum Verkauf der Fahrkarten bestimmten Schalter liegen meist in den Wartesälen selbst. Gelegenheit zur Restauration ist nur an einzelnen Stationen vorhanden; im allgemeinen werden Restaurationsräume nicht als notwendige Bestandteile der Bahnhöfe angesehen, sondern nur da angelegt, wo die auf weite Entfernungen gehenden Expreßzüge anhalten, um den Reisenden das Einnehmen von Mahlzeiten zu gestatten. Gewöhnlich ist dann das Speisezimmer (dining room, dai'-nin[g] rūm) von dem Frühstückszimmer (lunch room, lö'ntsch rūm) getrennt. Als Übelstand macht sich fühlbar, daß in den meisten Restaurationen nur Thee, Kaffee und Gebäck, aber keine Spirituosen, Bier, Wein ꝛc. verabreicht werden. In allen Bahnhöfen sind Tafeln angebracht mit der Inschrift: Beware of confidence man (Vor Taschendieben wird gewarnt).

Bahnwärter, siehe den Art. Achtungssignale.

Banknote, siehe den Art. Geld.

Barbiersalon (barber shop, bā^r'-b^er schop). Das Wahrzeichen eines Barbiersalons zu ebener Erde ist ein vor dem Hause aufgepflanzter weiß=rot=blauer Pfahl. Diese dreifarbigen Pfähle sind für die Amerikaner wahre Leuchttürme, welche ihnen den Eingang zum Hafen der Ruhe zeigen, denn an keinem andern Orte fühlen sie sich so behäbig und nehmen sich tagsüber verhältnismäßig so viel Zeit wie im Barbiersalon. Da stehen sechs oder acht Stühle nebeneinander aufgepflanzt vor ebenso vielen

Spiegeln, welche die Lebensbilder der unter dem Messer ausgestreckten Kunden in merkwürdiger Verkürzung zeigen, und zwar so, daß man vom Kopfe wenig zu sehen bekommt. Der hohe Schraubstuhl, welchen der Kunde zu besteigen hat, ist nämlich dergestalt eingerichtet, daß der ganze Körper darauf ausgestreckt wird, wobei Kopf und Füße tiefer zu liegen kommen als der mittlere Teil. Der Kopf wird so weit zurückgebogen wie beim Zahnausziehen, um dem Barbier sein Geschäft möglichst bequem zu machen, während die Lage des zu Barbierenden so unbequem wie möglich ist, und er in dieser unbequemen Lage weit länger ausharren muß, als nötig wäre bei rascher Beförderung des Geschäfts, die zwar im Interesse des Barbiers liegen würde, mit der aber seinen Kunden wenig gedient wäre. Denn diese in allen anderen Verrichtungen so eiligen Menschen wünschen gerade bei diesem Vorgange keine Eile und würden sich sehr vernachlässigt fühlen, wenn die Operation nicht mit allen erdenklichen Umständlichkeiten in behäbigster Ruhe vor sich ginge. In der Barbierstube wird ihnen nie die Zeit zu lang; sie warten geduldig ab, bis sie an die Reihe kommen, und je öfter die Bartsichel wieder gewetzt wird, um ein noch stehen gebliebenes Härchen abzumähen, desto besser. Die unruhige Geschäftigkeit, in der sie gewöhnlich leben, bedarf offenbar einer jeweiligen Ausgleichung, wie die Ruhe des Barbiersalons sie bietet. Beispiel und Gewohnheit thun viel, und so erklärt es sich, daß auch die Deutschen im Lande die amerikanische Art des Rasierens und Kopfwaschens für die beste in der Welt halten. — In vielen Barbiersalons steht an der Wand geschrieben: Every shave includes a shine (**Wer sich rasieren läßt, dem werden die Stiefel umsonst gewichst**).

bar-room [bär'-rūm]. Den Mittelpunkt der unteren Räume in den großen amerikanischen Hotels bildet das „office“ [ŏ'f-fiß], ein großes Durchgangszimmer, welches der Länge nach durch eine breite, einem Ladentisch ähnliche Schranke durchschnitten wird, hinter welcher das Bureau sich befindet, wo alle Bestellungen gemacht, alle Briefe auf- und abgegeben, die Bücher geführt und die Rech-

nungen bezahlt werden. — In einiger Entfernung davon ist ein noch größeres Gemach mit einem Trinkstande — bar —, wo alle möglichen Getränke: einheimische und fremde Biere, Porter, Ale, Wein und Branntwein ausgeschenkt werden. Alles Verabreichte wird stehend genossen. Das bar-room, das Trinkstandzimmer, wie es sich deutsch umschreiben läßt, wird nur von Herren besucht, die sich hier für die anstandshalber in den feierlichen Speiseräumen geübte Enthaltsamkeit von geistigen Getränken nach Belieben entschädigen können, vor oder nach Tisch, wie es ihnen am besten schmeckt. Daß ein Amerikaner Wein trinkt, wird man übrigens selten bemerken; er zieht ein Glas whisk(e)y [hwi'ß-kᵉ] oder brandy [bRä'n-dᵉ] vor, am liebsten aber nimmt er gemischte Getränke zu sich, in deren mannigfaltiger Bereitung die bar-keepers [kī'-pᵊʳs] eine bedeutende Virtuosität entwickeln. Der übliche Ausdruck für diese Getränke ist cocktail (kŏ'k-tēl, Hahnenschwanz) mit Voransetzung der Bezeichnung des spirituösen Bestandteils, wie z. B. whisky-cocktail, brandy-cocktail u. s. w. Bildet Champagner die Grundlage, so wird meistens das Wort cobbler (kŏ'b-blᵊʳ, Schuhflicker) gebraucht: Champagne-cobbler [schäm-pē'n]. Dieses überaus wohlthuende und erfrischende Getränk hat eine Grundlage von Eis, auf welches einige Tropfen Angostura gespritzt werden, denen dann so viel Champagner folgt, als das Glas neben dem Eise zu fassen vermag; es ist dazu nur wenig Champagner nötig. Ein Glas cobbler genügt vollständig zur Erfrischung oder als Trank zu einem guten Imbiß, den man umsonst haben kann, aber freilich auch im Stehen genießen muß. In allen Hotels befindet sich neben dem Trinkstand ein großer, sauber gedeckter Tisch, auf welchem allerlei nahrhafte und pikante Dinge stehen, wie kalter Braten, italienischer Salat, Käse u. dgl. Davon kann nun jeder zu einem Glase Bier oder einem cock-tail nehmen, soviel er will; ein Neger ist fortwährend beschäftigt, Teller, Messer und Gabeln zu wechseln, und von irgend welcher Vergütung ist dabei keine Rede. Diese Einrichtung kann sich nicht nur jeder im Hotel Wohnende, sondern überhaupt jeder in sauberer Kleidung Eintretende zu nutze

machen, was denn auch von früh bis spät geschieht, so daß es an der bar nie an Gästen fehlt. Etwas Ähnliches findet sich in allen Wirtschaften, bis in die Trinkstuben niedersten Ranges hinab. (Vgl. auch den Art. **free-lunch.**) Dieser auffälligen Erscheinung liegt zum Teil das Mitleid zu grunde. Das Betteln liegt nicht in der Natur des Amerikaners; er arbeitet, solange er kann, aber wo Arbeit fehlt oder die Kräfte versagen, wird er sich eher auf Raub verlegen, als auf Bettelei. So haben sich früh Vereine und Bräuche gebildet, um der Not vorzubeugen und verschämter Armut erleichternd entgegenzukommen. Zu diesen Bräuchen gehört auch die vorerwähnte Einrichtung im bar-room. Ein armer Schlucker, dem die Mittel fehlen, ein Mittagessen zu bezahlen, tritt an die bar mit seinen paar Cents, die gerade noch für ein Glas Bier oder einen Whisky ausreichen und ißt sich dabei satt, ohne dadurch im geringsten aufzufallen. Ein bemittelter Amerikaner hingegen läßt es bei einem Glase nie bewenden und steckt nur nebenher ein bischen zu Knusperndes in den Mund. So gleicht sich die Sache aus. Dennoch würde der Wirt dabei zu kurz kommen, wenn es der Landesbrauch nicht mit sich brächte, daß in den eigentlichen Speiseräumen die mannigfaltigen Gerichte in solcher Hülle und Fülle geboten werden, daß immer das meiste davon übrigbleibt, mehr als genügend, das bar-room mit frischer Zufuhr reichlich zu versehen.

base-ball [be'ß-bāl]. Das Base-Ballspiel ist unter den besseren Ständen der Vereinigten Staaten thatsächlich ein Gegenstand des allgemeinsten nationalen Enthusiasmus. Man hat seit langer Zeit dasselbe dort fest und sorgfältig organisiert; Base-Ballgesellschaften haben sich gebildet, die ihren Championspieler mit 5000 Dollars jährlich honorieren; öffentliche Schau- und Wettspiele werden veranstaltet, die das Interesse des Publikums in demselben Grade erregen, wie die Epsom-Rennen oder die Oxford- und Cambridge-Ruderwettfahrten in England. Das Spiel, welches füglich auch Positions-Ballspiel zu nennen wäre, gleicht oberflächlich dem „Renne-Ballspiel“ unserer Jungen. Auf

den vier Ecken eines großen Quadrates, dessen Seiten zu decken sind, befinden sich vier in die Erde eingelassene Brettstücke (bases); innerhalb des Quadrats steht der Ballwerfer, der den über faustgroßen, aus Gummi, Zwirn und Leder hergestellten Ball dem mit einer Keule (bat, bät) bewaffneten batman zuwirft. Dieser muß den Ball im Fluge treffen und zurückschlagen, nach sechs Würfen aber seinen Platz einem andern abtreten. Hinter dem batman steht der umpire [ŏ'm-pai^r], ein Mann, der die Würfe zählt und das Spiel leitet. Nach einem gewissen System werden je nach Maßgabe der glücklichen Treffer die bases, also die Positionen besetzt bzw. gewechselt. Die Kleidung der Spieler besteht in leichten Flanellblusen, Kniehosen, Wollstrümpfen und Schuhen.

Bauart. Bezeichnend für die national-amerikanische Bauart kann man immer nur das Holzhaus nennen, sei es nun der Plankenbau (framehouse, fRe'm-hauß) der Vorstädte und des Farmerhauses, oder sei es auch das rohere Blockhaus der Prärieen. Eine amerikanische Stadt mag stolz darauf sein, wenn die Holzbauten selten oder auch, wie in St. Louis, gänzlich verboten sind. Übrigens kann man die Nationalität der Besitzer sehr leicht an der Bauart der Wohnhäuser und besonders der Dächer erkennen. Der Deutsche hat den Baustil seiner Heimat nur wenig verändert, während der Amerikaner flache Dächer und nach südlichen Vorbildern zahlreiche Veranden (piazza) vorzieht. Wo man endlich eine verfallene Hütte oder auch nur eine verlotterte Wirtschaft zu sehen bekommt, da mag man mit einiger Gewißheit annehmen, daß sie einem Irländer gehöre.

Bauwesen. Die öffentlichen Bauten ressortieren teils von der Regierung der Ver. Staaten als der Bundesgewalt, teils von den souveränen Einzelstaaten, teils von den Städten und Gemeinden. — Die Vereinigten Staaten haben in Washington zwei Centralbehörden bestellt, eine Abteilung für das Ingenieurwesen im Kriegsministerium und eine andere für den Hochbau im Finanzministerium. An der Spitze der Ingenieur-Abteilung steht der „Chief of Engineers"

[tschif ow én-dschi-ni'rs], ein General der Armee der Ver. Staaten. Dieser Abteilung unterstehen alle Hafenbauten, Korrektionen der Ströme im Interesse der Schiffahrt, Fortifikations- und Militärbauten. Die Abteilung gibt an andere Behörden eine Anzahl Offiziere ab, welche als Techniker in denselben dienen; so an die Verwaltung der Leuchttürme u., ferner als Lehrer an die Militärakademie in Westpoint. Das Ingenieurkorps besteht aus 110 Offizieren, von denen nur einige im eigentlichen Militärdienste beim Pionierbataillon, andere bei der Torpedoabteilung beschäftigt sind. Die große Mehrzahl thut den gleichen Dienst, welcher bei uns durch die Wasserbaubeamten versehen wird. Das ganze Land ist in größere oder kleinere Bezirke geteilt, denen ein Oberst, Major oder auch ein älterer Hauptmann als Ober-Ingenieur vorsteht. Bei der großen Ausdehnung der Bauten ist eine bedeutende Anzahl von Hilfsarbeitern, darunter viele Deutsche, vorhanden, die nach Bedarf angenommen und entlassen werden. Unter diesen sind wenige studierte Ingenieure, mehr frühere Armee-Offiziere, Geometer oder Techniker, die sich erst in Amerika für das Fach ausgebildet haben. Ihre Tagegelder sind im allgemeinen so bemessen, daß sie davon leben können. Eine Civilversorgung von Unteroffizieren der Armee als Bauaufseher oder dergl. findet nicht statt.

Die Strom- und Hafenbauten unterscheiden sich von den unsrigen nicht wesentlich in der allgemeinen Anordnung, wohl aber in der Ausführung. Die Höhe des Arbeitslohnes und die niedrigen Preise von Bauholz und Busch bedingen die ausgedehnteste Anwendung von Baumaschinen und von Holzbauten. Namentlich ist der Bau mit Steinkisten (cribwork, kri'b-wö'rk), eine bei uns fast vergessene Bauweise, für Fundierungen, Brückenpfeiler, Ufermauern, Stauwehre u. s. w. allgemein gebräuchlich. Parallelwerke und Buhnen werden meist aus doppelten oder dreifachen Pfahlreihen mit Busch- oder Steinfüllung hergestellt. Diese Bauweise gestattet in kurzer Zeit viel zu leisten, was in den ungesunden, fieberausdünstenden Flußthälern von großer Wichtigkeit ist.

Die **Hochbau-Abteilung** unter dem Finanzminister der

Ver. Staaten führt die Zoll- und Posthäuser, die Gerichtsgebäude und die Marine-Hospitäler aus. Der Chef der Abteilung läßt in seinem Bureau in Washington alle Pläne und Anschläge bis in die kleinsten Einzelheiten ausarbeiten, hält die Verdingung ab und übergibt die Überwachung der Ausführung einem Privatarchitekten in der betreffenden Stadt gegen Tagegelder von 25—40 Mark. Das Centralbureau, in welchem der Chef alle Hilfskräfte nach eigenem Ermessen anstellt oder entläßt, kostet jährlich etwa 600000 Mark. Die Gebäude werden außerordentlich solid und feuerfest hergestellt, erfordern aber auch bedeutende Kosten. In größeren Städten, wie Boston, Philadelphia u. s. w., stellt sich jedes solcher Gebäude auf 20 bis 25 Millionen Mark. Das Postgebäude in New-York geht sogar über 40 Millionen hinaus.

Das Bauwesen der Einzelstaaten ist sehr verschieden, zum Teil auch noch gar nicht geregelt, weil sich immer erst das dringendste Bedürfnis herausstellen muß, ehe man in Amerika eine Behörde zu schaffen sich entschließt; dies gilt besonders von den westlichen Staaten, wo die Bevölkerung noch gering ist. Doch haben viele Staaten wenigstens einen Ober-Ingenieur, der z. B. im Staate New-York zu denjenigen Oberbeamten gehört, welche vom Volke für eine bestimmte beschränkte Amtsdauer gewählt werden. Eine größere Bedeutung haben diese Stellen in denjenigen Staaten, in denen ein denselben gehörendes größeres Schiffahrts-Kanalnetz zu verwalten ist, wie in New-York und Ohio, oder wo bedeutende Meliorationen, zunächst Bewässerungen in Frage kommen, wie in Kalifornien und Kolorado. Auch führt z. B. der Ober-Ingenieur des Staates New-York eine gewisse Aufsicht über die Eisenbahnen, speziell zur Sammlung statistischer Nachrichten. Für die Überwachung der Bahnen in bezug auf Betriebssicherheit u. s. w. ist dort in neuester Zeit, wie auch in Massachusetts und einigen anderen Staaten, ein besonderer Ausschuß eingesetzt. — Angestellte Architekten zur Ausführung der Hochbauten giebt es in den Einzelstaaten nicht. Die Bauten werden vielmehr unter Aufsicht von Kommissionen durch Privatarchitekten geleitet. Das bedeutendste in dieser

Weise zur Ausführung gebrachte Staatsgebäude ist wohl das Kapitel des Staates New-York in Albany. Dasselbe ist schon seit etwa 15 Jahren im Bau, noch nicht vollendet, aber in seinen fertigen Teilen bereits in Benutzung. Anfänglich wurde die Bausumme auf 18 Millionen Mark festgesetzt und eine Ausführung im Renaissance-Stil beschlossen. Infolge wechselnder Parlamentsbeschlüsse und Architekten ist man jetzt auf 50 Millionen Mark angelangt, ohne die zur Vollendung nötige Summe überhaupt angeben zu können. Während des Baues erging ein Beschluß der Gesetzgebung, wonach der Bau im gotischen Stile hergestellt werden solle, der aber später zu gunsten der Renaissance wieder aufgehoben wurde. Man hat es so einrichten können, daß die Gotik mehr im Inneren vertreten ist und die äußere Ansicht einheitliche Renaissance-Architekturformen aufweist.

An der Spitze der städtischen Bau-Angelegenheiten stehen Stadt-Ingenieure und Stadt-Architekten. Die ersteren sind in allen irgendwie bedeutenden Städten vertreten und haben unter Umständen ein sehr zahlreiches Personal unter sich, um die städtische Wasserleitung, die Kanalisation, das Pflaster und die Park-Anlagen der rasch anwachsenden Bevölkerung entsprechend zu vergrößern und zu unterhalten. Es giebt viel weniger Stadt-Architekten als Ingenieure; doch ist man genötigt gewesen, zur Durchführung der Baupolizei wenigstens technisch gebildete Beamte zu bestellen. Freilich befindet sich die Baupolizei, wenigstens nach unseren Begriffen, noch in den ersten Anfängen. Die Bevölkerung ist allgemeinen polizeilichen Regelungen abgeneigt und betrachtet das Nichtvorhandensein derselben als einen Vorzug gegenüber den Zuständen in der alten Welt. Es haben sich daher, wie leicht zu begreifen ist, in den großen Städten gesundheitliche Übelstände, namentlich in den Wohnungen der weniger bemittelten und armen Klassen eingestellt, welche eine Abhilfe dringend erheischen. So ist man denn jetzt auch damit beschäftigt, besonders in New-York Abhilfe für diese Übelstände zu schaffen, und hat bereits damit begonnen, strengere Bauordnungen einzuführen.

Beamtentum. In der Verfassung ist bestimmt, daß Gesandte, Minister, und alle Unionsbeamten, für deren Anstellung die Verfassung keine anderen Vorschriften gibt, vom Präsidenten mit Zustimmung des Senats ernannt werden sollen, jedoch darf der Kongreß die Ernennung von untergeordneten Beamten, soweit es ihm passend erscheint, dem Präsidenten allein, oder den Gerichtshöfen, oder den Departementschefs übertragen. In der Praxis hat man sich in den ersten fünfzig Jahren sehr gut damit abgefunden; die höheren Beamten (mit über 1000 $ Gehalt) bedurften für ihre Ernennung der Bestätigung des Senates; die übrigen wurden im Verwaltungswege angestellt. Klagen traten nicht hervor, es wurde in jener früheren Zeit kein untergeordneter Beamter ohne Grund entlassen. Im Jahre 1820 jedoch ging ein Gesetz durch, wonach für Zolleinnehmer, Hafeninspektoren und andere Zollbeamte, Domänenbeamte, Militärverwaltungsbeamte u. s. w. ein vierjähriger Termin eingeführt wurde, d. h. nach Ablauf von vier Jahren verloren sie unter allen Umständen ihr Amt, wenn es ihnen nicht bereits früher genommen war. Diese Vorschrift wurde nach und nach auf weitere Zweige des Civildienstes ausgedehnt und ist häufig als der Sitz des Übels gekennzeichnet worden. Damals aber machte das Gesetz wenig Aufsehen. Man kannte seine Tragweite noch nicht. Der große Umschwung kam erst im Jahre 1829, als Jackson sein Amt als Präsident übernahm. Die Anhänger seiner Partei verkündeten ganz ohne Bedenken: „Die Beute gehört dem Sieger", und damit wurden viele Hunderte von verdienten Beamten abgesetzt, um strebsamen Freunden des Präsidenten oder der Departementschefs Platz zu machen. Leute ohne Befähigung und Ehre erhielten Ämter, die sie so schlecht verwalteten, wie man es nie zuvor gekannt hatte. Ihre Sünden, Unterschleife und Bestechlichkeiten wurden aber mit dem Mantel der Liebe zugedeckt. 1836 wurde der Vierjahrstermin auch auf das Postdepartement ausgedehnt und gab damit dem Präsidenten, dem Generalpostmeister und sogar den lokalen Postmeistern — denn diese haben viele Tausende von Subalternstellen zu besetzen — eine neue große Macht in die

Hände. Daß die höheren Stellen nur mit Zustimmung des Senats besetzt werden konnten, verminderte die Macht des Präsidenten nicht, verlieh vielmehr den einzelnen Senatoren großen Einfluß bei der Stellenbesetzung und gab ihnen Gelegenheit, sich von den Amtskandidaten bestechen zu lassen. Denn sehr bald fand der Senat es in seinem eigenen Interesse, niemals eine Ernennung zu bestätigen, wenn nicht die Senatoren des Staats, in dem das Amt lag, zustimmten. So mußte jeder Kandidat sich erst mit den Senatoren seines Staates abfinden, ehe er auf Anstellung rechnen konnte. Das nannte man die Courtesy of the Senate [kö'-t'-ß' ɔw *dh*' ßé'n-ät]. Jede neue Präsidentenwahl, jede Neuwahl in den Einzelstaaten setzte ein stetig größer werdendes Heer von Beamten dem drohenden Schicksal der Entlassung aus; es spornte sie also eifrig an, für die Wiederwahl des bisherigen Machthabers zu sorgen, andererseits aber auch, in dem kurzen Zeitraum möglichst ihr Schäfchen ins Trockene zu bringen. Eine weitere Folge dieses Systems war, daß diese Beamten, die gewöhnlich als Belohnung für politische Dienste ihre Stellen bekamen, auch nach ihrer Anstellung zu weiteren Parteidiensten herangezogen wurden; daß sie zur Parteikasse beisteuerten, verstand sich von selbst. Nach und nach bürgerte sich der Mißbrauch ein, sie nicht nur um Beiträge zu bitten, sondern geradezu zu bestimmen, wieviel sie geben sollten, und das wurde einfach in einem Prozentsatze ihres Gehaltes ausgedrückt. Vor jeder Wahl erhielten die Beamten ein Zirkular, in dem gebeten wurde, sie möchten so gut sein und je nachdem 1, 2 oder 3 Prozent ihres Gehaltes einem Deputierten des Parteiausschusses an einem gewissen Tage bezahlen. In den großen Städten mietete dieser Bevollmächtigte oftmals eine Stube in der Nähe des betreffenden Zoll- oder Postamtes, in welcher er mit dem betreffenden Sekretär saß und diese Gelder entgegennahm. Die Beiträge waren natürlich „ganz freiwillig". Es wurde aber genau darüber Buch geführt, und wer nicht bezahlte, wußte wohl, daß er dafür büßen würde, daß er sich eines schönen Tages auf der Straße und einen gehorsameren Parteimann auf seinem Platze finden

würde. Natürlich blieb man auch in den Ver. Staaten weder blind für diese Schäden noch unthätig in Versuchen zur Abhilfe. Oft, aber vergeblich, verlangte man, daß die Unabsetzbarkeit pflichttreuer Beamten, wie man sie z. B. in Deutschland kennt, auch in Amerika eingeführt werden solle. 1871 endlich wurde ein Gesetz bewilligt, welches den Präsidenten ermächtigte, Reformen für den Civildienst einzuführen und eine Kommission niederzusetzen, welche die Reformvorschläge prüfen und ausarbeiten sollte. Diese Kommission ist in der That zusammengetreten und von ihrer Thätigkeit datieren die ersten Spuren der Besserung, obwohl es ihr schwer genug war, verfassungsmäßige Formalien zu überwinden. Die von ihr ausgearbeiteten Reformen konnten zwar das verfassungsmäßige Ernennungsrecht des Präsidenten nicht beseitigen, aber sie bestimmten doch, daß die Beamten in den verschiedenen Bureaux klassifiziert werden sollten, daß in der Regel die Kandidaten in die unterste Stufe einer jeden Klasse eintreten mußten; daß höhere Posten von denen besetzt werden sollten, die schon niedrigere derselben Klasse inne gehabt hatten, und was das Wichtigste war, daß für gewisse Stellen eine öffentliche Prüfung stattfinden sollte, und daß die drei in dieser Prüfung als tüchtigste Erwiesenen dem Ernennungsberechtigten gemeldet werden sollten, der dann einen derselben anstellen müsse. Die Beamten sollen ferner zuerst bloß auf sechs Monate angestellt werden und nur bei Nachweis der Brauchbarkeit die Stelle behalten. Endlich soll kein Beamter Geld für politische Zwecke von einem andern verlangen oder einem andern geben dürfen. Aber von der Aufstellung dieser Regeln bis zu ihrer Giltigkeit und Wirksamkeit war es noch weit. Wohl wurde im einzelnen reformiert, aber im allgemeinen hatten die Berufspolitiker im Kongreß &c. noch keineswegs die Absicht, ihr ganzes System zu ändern und den Zweig abzusägen, auf dem sie saßen. Ihr erster wirksamer Gegenschlag gegen die Kommission war die Verweigerung der Geldmittel für Reformzwecke, so daß die Kommission bald matt gesetzt war. Sind nun auch in der Zollverwaltung zu New-York, in der Postverwaltung und im Departement des Innern einige

Reformen durchgeführt werden, so beschränkt sich im ganzen die Reform doch noch auf sehr kleine Gebiete. Die Reform des Civildienstes (Civil Service Reform, ßĭ'w-il ßö'-wiß Rᵉ-fō''ᵉm) ist eine „Planke“, die ebenso regelmäßig in den „Platforms“ der beiden großen Parteien des Landes vorkommt, wie das Eröffnungsgebet in den Sitzungen des Kongresses.

Bier. Das Lieblingsgetränk Amerika's ist gegenwärtig das deutsche Lagerbier, das billigste aller geistigen Getränke, das von allen Gesellschaftsklassen und Nationen (die Irländer mit ihrem Whisky ausgenommen) in unglaublichen Quantitäten vertilgt wird. Milwaukee und Cincinnati sind für Amerika, was Pilsen und München für Europa. Auf seinem Zuge durch die Welt hat dieses Bier sich durch eine seltsame Verkürzung in Frankreich den Namen „Bock“ erworben; in Amerika dagegen bedeutet ein „glass of lager“ [glaß ᵒw la'-gᵉr] ein Glas Lagerbier, ohne daß das Wort „beer“ [biᵉr] hinzugesetzt wird. Das Bier hat in den Ver. Staaten eine spezifisch deutsche Bedeutung. Seine Bereitung ist von Deutschen hauptsächlich eingeführt, das damit beschäftigte Gewerbe von jeher wie zur Zeit vorwiegend in deutschen Händen. Auch ist nicht zweifelhaft, daß der bei weitem größte Teil des Fabrikats, wenigstens im Verhältnis zur Kopfzahl, von Deutschen getrunken wird. Die Ausdehnung, welche der Brauereibetrieb gewonnen hat, ist ganz enorm. Der Beginn des Aufschwungs fällt mit dem des Bayrischen Bieres zusammen, welche Art auch in Amerika vornehmlich gebraut wird. Die Zunahme der Einwanderung, die Ausdehnung der Eisenbahnen und die im letzten Jahrzehnt eingeführte Versendung des Bieres in Flaschen haben nicht bloß eine Zunahme des inneren Konsums, sondern auch eine wachsende Ausdehnung des äußeren Absatzgebietes und damit eine stete Steigerung der Produktion zuwege gebracht. Die Bestrebungen der Temperancebewegung haben eine wesentliche Abschwächung bisher nicht bewirkt. Es gibt wohl kaum eine kleine Stadt in den Ver. Staaten, in welcher nicht „Bayrisch Beer Saloon“ oder „Lager Beer“ (beide Bezeichnungen sind in die eng=

lische Sprache übergegangen) auf einem Aushängeschilde prangt, und man kann sicher sein, nicht weit davon auch bereits einen Konkurrenten zu finden. Selten ist in einem Bierausschank außer dem Schanktisch und einigen hohen „Lunchsesseln" noch sonst ein Möbel zu finden, und der stets eilige, stets geschäftige Amerikaner trinkt sein Glas, wenn auch in mehrfach wiederholter Auflage, immer stehend.

Bier- und Kaffeegärten sind in fast allen Städten der Union zu finden, namentlich wo eine starke deutsche Bevölkerung vorhanden ist, und haben dort, dem Wohlstande und der Lebenslust dieser Bevölkerung entsprechend, einen Aufschwung genommen, der sie hinter den ähnlichen Einrichtungen in den größten Städten der Heimat nicht mehr zurückstehen läßt. Dem Amerikaner allerdings, dem das Verständnis der deutschen Anschauung durchaus abgeht, sind diese Biergärten um nichts besser als seine bar-rooms (vgl. diesen Artikel).

blizzards [bli'ſ-ſᵉʳdſ] werden die furchtbaren Schneestürme genannt, welche in der Prärie und den Steppenregionen auftreten und oft tagelang Blockaden von Eisenbahnzügen und bedeutende Verluste von Menschen und Tieren veranlassen.

block [blŏk] nennt man ein Häuserviereck, welches durch die in fast allen amerikanischen Städten sich rechtwinkelig schneidenden Straßen gebildet wird.

Blumen. Blumenzucht und Blumenhandel haben in New-York einen Aufschwung genommen, den sich vor einem Jahrzehnt niemand hätte träumen lassen. Die Zahl der Kunstgärtner hat sich während dieses Zeitraums mehr als verdoppelt, und in der Metropole am Hudson allein werden jährlich für ungefähr zwei Millionen Dollars Blumen verkauft, besonders geschnittene, in denen New-York jede Stadt der Welt übertreffen soll. Die Händler beziehen ihren Bedarf aus den Gärten und Treibhäusern der Vorstädte, Long-Islands, Newarks und anderer Ortschaften des Nachbarstaates New-Jersey. Die Blumen werden in Körbe verpackt und sorgsam vor dem Frost geschützt, diejenigen, die durch letzteren gelitten haben, von den Hau-

sierern und Hausiererinnen der Straße gekauft, um ihnen vermittelst eines feinen Drahtes die mangelnde Festigkeit und durch Besprengung mit Parfüm den geschwundenen Duft wieder zu verleihen. Den Rest ihres Vorrates, welchen die Züchter auf dem Markte nicht losgeworden sind, versteigern sie an zwei bestimmten Tagen der Woche in einem Auktionslokal der unteren Stadt, wo sich die kleinen Händler und die Privatgärtner zahlreich einfinden. — Zunächst werden Blumen als persönlicher Schmuck sowohl für Damen als für Herren gegenwärtig in ungleich ausgedehnterem Maße gebraucht, als früher. Viele Amerikaner können auf dem Wege nach dem Geschäft das button-hole bouquet (bötn hol bu-ke', Knopflochsträußchen) ebensowenig entbehren, wie die Morgencigarre. Die Damen ziehen zur Garnierung des Hutes und der Robe frische Blumen meist den künstlichen vor. Und wie schnell wechselt die Mode selbst in den kleinen button-holes und nosegays (nō'ß-gei, Nasenfreuden)! Die Zeitungen verfehlen nicht, in ihren, den gesellschaftlichen Sitten und Gewohnheiten dienenden Spalten auf den jedesmaligen Wechsel darin aufmerksam zu machen. — Vor einigen Jahren war der Blumenverbrauch noch ziemlich spärlich, außer bei Hochzeiten und Leichenbegängnissen, oder wenn man einer beliebten Sängerin oder Schauspielerin huldigen wollte; jetzt ist kein Fest, keine Gesellschaft, kein Gala-diner ohne ein von kundiger Hand arrangiertes „floral display" [flō'-rᵉl diß-ple"] denkbar. Früher legte man auf den Sarg einen Strauß, einen Kranz oder ein Kreuz, jetzt erblickt man in den Schaufenstern der Blumenhändler abgebrochene Säulen, Harfen, Herzen, Freimaurer-Embleme, Kronen, Anker, Kissen, „gates ajar" (getß ᵃ-dschār', halbgeöffnete Pforten), Symbole des Geschäfts oder Berufes des Verstorbenen, während die Ornamente bei Gesellschaften und Hochzeiten in Fahnen, Füllhörnern, Schiffen, Hufeisen — letztere als Zeichen des Glückes — und in anderen Zieraten bestehen. — Bei Diners ist es Sitte, jedem Gedeck einen Strauß hinzuzufügen, und zwar muß dies immer eine Modeblume sein. Und der Modeblumen charakteristisches Merkmal besteht darin, daß sie zu einer Zeit ihre

Herrschaft üben, in welcher die Natur ihnen das Blühen versagte. Nicht selten kostet die Blumendekoration bei einer dinner party [dĭ″n-nᵊʳ pā′ʳ-tᵉ] von fünfzig Couverts die Summe von 500—1000 Dollars. Bei öffentlichen Festen und Bällen wird ein noch größerer Luxus entfaltet, und wenn die Zeitungen die pompösen Maskenbälle des „Arion" und des „Liederkranz" schildern, so sind ganze Spalten allein dem prachtvollen, mit echter Künstlerschaft arrangierten Blumenflor gewidmet. — Vor acht bis zehn Jahren waren die einzigen New-Yorker Kirchen, welche sich mit Blumen zierten, die römisch-katholische und die protestantisch-episkopale; jetzt gibt es wohl keine einzige, die sich nicht zu Ostern, Pfingsten, Weihnachten und an anderen Feiertagen in ein duftiges Festgewand kleidete, Altar und Kanzel mit Immergrün und bunten Blumen drapierend; manche Gotteshäuser schmücken sich an jedem Sonntag. Bei Beerdigungen hat dieser Luxus so überhand genommen, daß man am Schlusse einer Todesanzeige die Bemerkung lesen kann: „Please omit flowers" (plīs ŏ-mĭ′t flau″-ᵊʳs, Man bittet, keine Blumen zu spenden). In der Oper, im Konzertsal und Theater ist es nicht anders. — Siehe auch den Art. Kotillon.

boarding-house [bōʳ′-dĭnᵍ-hauß]. Wer längere Zeit an einem Orte zu verweilen gedenkt und nicht über große Mittel verfügt, thut am besten, sich sofort in einer Pension — boarding-house — einzulogieren. Das boarding-house entspricht der Pension der Schweiz, doch mit etwas mehr Hinneigung zum Gasthof. Eine Anzahl dieser Häuser ist über ihren Charakter selbst nicht recht im klaren: bald nennen sie sich Boardinghäuser, bald Gasthöfe. Der Unterschied zwischen beiden ist pekuniär daher nicht so bedeutend, wie in Europa, weil die Gasthöfe ebenfalls „Pensionspreise" berechnen. Zu beachten ist aber, daß das Gesetz zwischen beiden Systemen unterscheidet. Der Gasthofsbesitzer ist gezwungen, jeden Fremden aufzunehmen, falls er sich anständig beträgt und bezahlt, der Boardinghausbesitzer aber hat ganz freie Wahl, zurückzuweisen und aufzunehmen, wen er will. Der letztere ist auch nicht ersatz-

pflichtig für bestohlene oder beschädigte Effekten. Man bezieht ein Boardinghaus, um ruhiger und billiger zu leben. Es wird von allen Klassen der Bevölkerung, von jung und alt, Verheirateten, ja selbst von Familien und Kindern benutzt. Die Preise schwanken natürlich sehr, je nach dem Range des Hauses; sie mögen 5 Dollars und 15 Dollars die Woche betragen. Wenn man 10 bis 12 Dollars ausgeben will, kann man ein feines komfortables Haus beziehen. Als Regel gilt, daß in den Boardinghäusern nicht so große Auswahl an Gerichten geboten wird, wie in den Gasthöfen, dagegen der Kochkunst mehr Sorgfalt gewidmet wird. In den Boardinghäusern müssen die Stunden der Mahlzeit eingehalten werden. Personen, die entfernt auf Arbeit gehen müssen, erhalten oft kalte Speisen mit auf den Weg.

Börsentreiben. Wall-Street [wå'l-ßtrit] ist für New-York dasjenige, was Lombard-Street für London ist, und ihre Annalen sind die Geschichte des Steigens und Fallens der Geldwerte, der Spekulationen und Paniken. Die Abkürzungsmanie der Amerikaner hat sie jetzt einfach „The Street“ getauft, die Straße *par excellence.* Die kolossale Finanzmacht der „Straße“ heißt „New-York Stock and Exchange Board“ [nju-jo'rk ßtōk änd ekß-tsche"ndsch bō'rd], in welchem der „Board of Brokers“ [bro'-kerß] ein Reich im Reiche ist. Im Board of Brokers kostet ein Sitz, der dazu berechtigt, in der Aktienbörse selbst Geschäfte abzuschließen, die Summe von 20000 Dollars. Die Makler befinden sich während der Börsenzeit auf einem durch ein eisernes Geländer eingefaßten Parkett, zu welchem nur sie Zutritt haben. Nicht dazu gehörige Personen genießen für einen Jahresbeitrag von 100 Dollars das Vorrecht, Zuschauer der Käufe und Verkäufe zu sein und ihren Maklern an Ort und Stelle ihre Ordres erteilen zu dürfen. — Die Finanzbevölkerung von Wall-Street scheidet sich in zwei Klassen, in Spekulanten oder „operators“ [o"p-e-rē'-terß], welche kaufen und verkaufen, indem sie selbst das Risiko des etwaigen Verlustes oder Gewinnes eingehen, und in Makler oder „brokers“, die es für andere gegen eine bestimmte Kommission übernehmen; doch spekulieren

viele Makler nebenbei auch auf eigene Rechnung. Jeder operator ist nun entweder ein „bull“ (bŭl, Fixer) oder ein „bear“ (bāʳ, Baissier); jener kauft Aktien in Erwartung einer Hausse, dieser verkauft sie umgekehrt in Erwartung einer Baisse. In gewissem Sinne verwischen sich in der „Straße“ die gesellschaftlichen Unterschiede infolge der dort herrschenden Gleichartigkeit der Interessen. Alle Klassen und Stände sind daselbst vertreten, Reiche und Arme, Patrizier und Plebejer, Gelehrte und Ungebildete, Witwen und Waisen, Näherinnen und Kommis mit kleinen Gehältern, und selbst Geistliche werfen ihr Alles in den Strudel der Spekulation. — Das Gros der „Wall-Street-Leute“ bilden diejenigen, deren ausschließliches Geschäft im Spekulieren besteht. Erst der Tod holt sie von der „Straße“ weg, als Millionäre oder als Bettler. Haben sie Geld verloren, so bleiben sie, um es wiederzugewinnen, und glücken ihnen ihre Berechnungen, so bleiben sie erst recht, um noch mehr zu erwerben. Tagtäglich tauchen dort neue Gesichter auf, um bald wieder zu verschwinden und anderen Platz zu machen, aber gewisse Typen verharren in diesem ewigen Wechsel. Da sind zunächst die Magnaten der Börse, die Souveräne von Wall-Street, deren Wink Gewölbe mit unermeßlichen Schätzen erschließt und deren Zaubermacht die Furien der Panik entfesselt. Früher oder später wandert das Geld der geringeren Spekulanten in die Taschen dieser Großwürdenträger. — An diese Gewalthaber der Finanz reihen sich ihre Adjutanten und Lieutenants, Männer von bedeutendem Operationsgeschick und reichen Mitteln, die sich zwar in dieser Beziehung mit jenen Potentaten nicht zu messen vermögen, die aber nicht selten im Laufe der Zeit sich zu der höchsten Stufe emporschwingen und ihre Vorbilder in den Staub treten. Die Zahl der kleineren Spekulanten, die mit zehn- bis fünfzigtausend Dollars arbeiten, ist Legion. Wieder andere, die ihr Alles an der Börse verloren haben, verfehlen doch nicht, täglich zu erscheinen. Keinen Dollar mehr nennen sie ihr Eigentum, und dennoch fragen sie nach dem Preise der Aktien, ohne jemals davon zu kaufen oder zu verkaufen. Manche waren selbst einst Millionäre, andere wohlhabende, geachtete Leute; jetzt

ist Armut, Dunkelheit, Verzweiflung ihr Loos. Die „Straße" zählt ihre Opfer nach Tausenden.

bridal chambers [braī″-d°l tsche′m-b°r], siehe den Art. Dampfschiffe.

Briefabholung. Im Bereiche der Postverwaltung der Vereinigten Staaten findet eine Bestellung der eingehenden Postsendungen durch Briefträger verhältnismäßig nur in kleinem Umfange statt, zur Zeit nur in 154 größeren Städten. Bei allen übrigen Postanstalten muß die Korrespondenz seitens der Empfänger von der Post abgeholt werden, und auch an den Orten, wo eine regelmäßige Briefbestellung stattfindet, wird der größere Teil der eingehenden Postsendungen, insbesondere von solchen größeren Geschäftshäusern, deren Lokale sich in der Nähe der Postanstalten befinden, ebenfalls von der Post abgeholt. Bei den Postanstalten sind in der Scheidewand zwischen dem Schalterzimmer und dem Vorraum für das Publikum Briefausgabeschränke angebracht, die mit einer größeren Anzahl einzelner, gegen das Schalterzimmer offener, nach außen verschlossener Fächer für die Briefschaften solcher Personen versehen sind, welche ihre Briefe regelmäßig von der Post abholen lassen und für die Benutzung je eines besonderen Faches die bestimmungsmäßige Gebühr an die Postanstalt erlegt haben (an kleineren Verkehrsorten 1 Dollar, an mittleren Postorten [von 5000 Einwohnern und darüber] 1—4 Dollars, an größeren und größten bis zu 15 Dollars jährlich), welche zum größeren oder geringeren Teile dem Postmeister als Einnahme zufließt. Diese Briefausgabefächer (lockboxes, lō″k-bo′kß-°s) sind bei mittleren und größeren Postanstalten in der Regel so eingerichtet, daß aus denselben die Abonnenten, welche sich im Besitz der zu den Fächern gehörenden Schlüssel befinden, ihre Briefschaften jederzeit selbst entnehmen können. Der Ausgabebeamte kann das Schloß von innen sperren; wenn der Abholer daher das Schloß mit seinem Schlüssel nicht öffnen kann, so weiß er, daß er sich am Ausgabeschalter zur Entrichtung von Porto oder dergl. zu melden hat. — An denjenigen Orten, wo eine regelmäßige Briefbestellung nicht eingerichtet ist, haben alle Brief-Empfänger, welche die für

Benutzung eines besonderen Brieffaches in den Ausgabeschränken zu zahlende Gebühr nicht erlegen wollen, sich zur Empfangnahme der für sie eingegangenen Briefe unmittelbar am Postschalter zu melden. Geschieht dies nicht im Laufe der ersten vier Wochen nach dem Eingange der Briefe, so werden die betreffenden Adressaten entweder durch einen Aushang im Posthausflur oder durch öffentliche Bekanntmachung von dem Vorliegen von Briefen an sie benachrichtigt. Wenn zu dem letzteren Mittel der öffentlichen Bekanntmachung geschritten wird, so dürfen dadurch der Postkasse in der Regel keine Kosten erwachsen, denn es ist bestimmt, daß, wenn ausnahmsweise die Veröffentlichung durch die Zeitungen gegen Zahlung von Insertionsgebühren, die in keinem Falle einen Cent für jeden Brief übersteigen dürfen, erfolgt, die Kosten als Porto auf die Briefe aufgeschlagen und bei der Aushändigung mit eingezogen werden müssen. Alle Postsendungen, die vier Wochen nach dem Aushange des Briefeingangsverzeichnisses bezw. nach Erlaß der öffentlichen Aufforderung nicht abgeholt sind, werden unter Beifügung eines Exemplars des Aushängebogens oder der betreffenden Zeitungsnummer an das Dead-letter-office [dĕ″d-lĕ′t-tᵊʳ-ŏ′f-fiß] in Washington gesandt.

Briefadresse. Briefe für Auswanderer können nach dem Castle Garden in New-York adressiert werden, doch ist auf der Adresse auch der Name des Schiffes anzugeben, mit welchem die betreffende Person in New-York erwartet wird, z. B.:

Mr. August Kreiter
(from Leipzig),
Steerage Passenger per Steamer "Neckar"
(from Bremen; Febr. 3.),
Castle Garden
New-York.

Die Ablieferung des Briefes geschieht sodann sicher und zuverlässig durch die Beamten in Castle Garden. Der Umstand, daß vom Auslande viele mit nur unvollständigen oder unleserlichen Adressen versehene Briefe, Pakete 2c. in Amerika ankommen, und daß die Mühe, welche die Beamten sich teils mit der Entzifferung der

Adressen, teils mit der Richtigstellung derselben geben, häufig vergeblich ist, hat die Postbehörde veranlaßt, die untenstehende Notiz zu veröffentlichen. Die meisten der als unbestellbar nach Europa zurückgehenden Briefe müssen zurückgeschickt werden, weil die Adressen unrichtig, schlecht oder unvollständig geschrieben sind, und man hofft, daß diese Notiz dazu beitragen wird, die Zahl solcher unbestellbaren Briefe bedeutend zu vermindern. Dieselbe lautet: „Alle Personen, welche Briefe von Deutschland oder anderen Ländern erwarten, werden gut thun, die nachstehenden Vorschriften zu beobachten, um eine Verzögerung oder Nichtablieferung ihrer Briefe zu verhüten: Sobald man an dem Orte der Vereinigten Staaten, in welchem man zu bleiben gedenkt, angekommen ist, schreibe man einen Brief oder eine Postkarte an seine Familie oder Freunde in der Heimat und gebe genaue Auskunft, wie die Briefe zu adressieren sind, damit dieselben sicher ankommen. Diese Adresse muß sowohl den Namen des Staates oder Gebietes (Territory, te'R-Rĕ-to-Rĕ), als auch den Namen der Postanstalt enthalten, und sollte stets in englischer Sprache geschrieben sein. Wer die englische Sprache nicht versteht, sollte eine Person, welche dieser Sprache mächtig ist, bitten, die Adresse deutlich zu schreiben; dann schreibe man dieselbe ab und schicke sie in einem Briefe an die Familie oder Freunde in der Heimat und bemerke dabei, daß alle Briefe in dieser Weise adressiert werden müssen. Es gibt eine große Anzahl Postanstalten in den Vereinigten Staaten, welche denselben Namen haben, jedoch ist jede in einem anderen Staate oder Gebiete. Eine bedeutende Anzahl Briefe, welche von Deutschland ankommen, können daher nicht durch die Postanstalten in den Vereinigten Staaten bestellt werden, weil der Name des Staates oder Gebietes entweder gar nicht oder undeutlich angegeben ist. In den Vereinigten Staaten sind 38 Staaten, 10 Gebiete (Territorien) und mehr als 44000 Postanstalten. Zieht man in den Vereinigten Staaten von einem Orte zum andern, so lasse man seine demnächstige Adresse, auf ein Stück Papier geschrieben, bei dem Postmeister des Ortes zurück, aus welchem man wegzieht. Wenn man dies thut, werden die später ankommenden Briefe unentgelt-

lich an die neue Adresse nachgeschickt. Beabsichtigt man in New-York oder in irgend einer andern großen Stadt zu bleiben, so benachrichtige man sofort seine Freunde in der Heimat und gebe ihnen den Namen der Straße und die Nummer des Hauses an, in welchem man zu wohnen beabsichtigt. Es ist empfehlenswert, daß das Porto für Briefe nach Deutschland im voraus bezahlt wird, da für unfrankierte Briefe bei der Ablieferung das doppelte Porto erhoben wird. Postkarten, für Deutschland bestimmt, können bei allen Postanstalten der Vereinigten Staaten für 2 Cents gekauft werden."

Nach amtlichen Mitteilungen aus Amerika wird die Auszahlung von aus Deutschland kommenden Post-Anweisungen dort oft sehr erschwert, mitunter lange verzögert, ja stellenweise unmöglich durch die vielfach unrichtigen Bezeichnungen für Herr, Frau oder Fräulein, namentlich in den dafür üblichen Abkürzungen. So wird es, wenn einem Mannsnamen die Buchstaben Ms. statt Mr. vorangesetzt sind, der amerikanischen Postverwaltung nicht möglich, die Auszahlung an die richtige Adresse zu bringen, weshalb es sich empfiehlt, die Bezeichnung H e r r, F r a u oder F r ä u l e i n in deutscher Sprache beizubehalten, umsomehr, als diese Bezeichnungen in Amerika bekannt sind und anerkannt werden.

Briefbogen mit Freimarke, nach dem Erfinder Ehrlichscher Briefbogen genannt, ist Bogen und Briefumschlag zusammen, indem er zum Zusammenlegen vorbereitet ist und die Seiten oder Flügel zum Zusammenkleben eingerichtet sind. Auf einem der vier Flügel befindet sich die eingedruckte Freimarke, und zwar gerade auf dem spitz zulaufenden Ende desselben, welches auf die anderen Flügel beim Verschluß des Briefes aufgeklebt wird. Das Postamt hat dabei den Vorteil, die Marke nicht abstempeln zu müssen, da kein Bogen, der einmal geschlossen ist, geöffnet werden kann, ohne daß die Marke zerstört wird. Auf Grund eines zwischen dem Generalpostmeister und dem Erfinder abgeschlossenen Vertrages werden diese Bogen, die sowohl für Briefe wie für Cirkulare hergestellt werden, in einer der Regierungsfabriken auf Kosten des Erfinders angefertigt. Der Verkauf des

Bogens erfolgt bei den Postanstalten zu 3 Cents mit einem kleinen Aufschlage für das Papier.

Briefmarkenporträts sind jetzt in Amerika Mode. Es sind dies kleine photographische Porträts im Format einer Briefmarke, die hinten mit Klebstoff versehen und an den Rändern ausgestanzt wird, so daß man sie ebenso leicht, wie ihre Vorbilder abtrennen kann. Die Briefmarkenporträts bezieht man auf erfolgte Einsendung eines gewöhnlichen Porträts vom Photographen zu dem billigen Preise von 6 Mark für 100 Stück, von 50 Mark für 1000 Stück. Man klebt sie dann auf Briefbogen, Visitenkarten, Prospekte u. dgl.

Der **Broadway** [brā'd-we] in New-York ist die großartigste Geschäftsstraße; sie besteht fast nur aus Palästen, darunter viele, wenigstens in der Front, von weißem Marmor, andere von Eisen, und die übrigen aus roten Backsteinen aufgeführt. Einzelne dieser Gebäude sind von ungewöhnlicher Höhe, die meisten über 4 und viele bis zu 9 Stockwerken. Alle sehen neu, blank und schimmernd aus mit ihren zahlreichen großen Fenstern und den bis zu den Dächern aufsteigenden, durch ihre Menge und grellen Farben die Augen völlig verwirrenden Firmentafeln und Anzeigen aller Art. Denkt man sich nun die Breite dieser fünf englische Meilen langen Straße ganz im Verhältnis zu ihren stattlichen Bauten, die alle dem Handel dienen, und dazu einen hellen Himmel, der selbst die fernsten Gegenstände in klaren Umrissen erscheinen läßt, so kann man sich wenigstens eine annähernde Vorstellung von der Eigenartigkeit dieser imposanten, merkantilen Heerstraße machen, welche sich von den großen Verkehrsadern der wichtigsten Handelsplätze in der alten Welt wesentlich dadurch unterscheidet, daß sie dem hindurchwogenden Menschenstrom mehr Licht, Luft und Raum bietet. Die Zahl der Fußgänger auf den Trottoirs mag noch so groß sein, die Menge der Equipagen und Fuhrwerke noch so unübersehbar erscheinen: es gibt hier nie ein Stocken und Stauen oder Stoßen und Aneinanderrennen, es findet sich immer Platz genug zum Ausweichen für Pferde und Menschen, oder, um einen beliebten amerikanischen Ausdruck zu gebrauchen:

Ellbogenraum für alle. — Eine solche Mannigfaltigkeit charakteristischer Köpfe und malerischer Gewandung, wie jeder orientalische Bazar sie zeigt, bietet der Broadway freilich nicht, und es ist deshalb übertrieben, wenn behauptet wird, daß alle Völker der Welt hier vertreten seien. Man wird z. B. nie einem Russen, Türken, Perser, Araber, Inder u. s. w. in seiner Nationaltracht auf dem Broadway begegnen, im Gegenteil wird es auffallen, daß die Menge der Menschen in New-York eine so merkwürdige Gleichförmigkeit in Tracht und Haltung zeigt, wie man dergleichen in keiner Weltstadt sieht. Selbst die Neger, denen man oft genug begegnet, machen von dieser Regel keine Ausnahme, und nur die sehr vereinzelt vorkommenden Chinesen tragen noch ihren Zopf und landesüblichen Zubehör. — Broadway ist der Vertreter und das Vorbild der großen Schlagadern, welche Nordamerika von Meer zu Meer durchziehen. Die thoroughfares [*th*ŏ'ʀ-ʀŏ-fāᵉſ] der Londoner City, die Pariser Boulevards, die Ringstraße Wiens und die „Linden" der deutschen Reichshauptstadt sind gewiß ebenso belebt als Broadway, aber Broadway ist die große Heerstraße der Union. Die Leute, welche in den zahllosen und vielgestaltigen Wagen, Karren, Omnibussen umherfahren, sehen mehr wie Reisende, denn wie Fahrgäste, mehr unruhig, als geschäftig aus. Man sollte meinen, ein jeder fürchte, seinen Zug zu versäumen. Gewiß, New-York ist eine Stadt im europäischen Sinne, wie London, wie Paris, wie Wien und Berlin. Aber es ist zugleich mehr, es ist auch ein ungeheurer Bahnhof, ein depot [dᵉ-pō'], wie man in Amerika sagt, für Reisende und Waren. Eine sich immer erneuernde Bevölkerung strömt ab und zu, und verleiht der großen Metropole den fast allen amerikanischen Städten eigentümlichen Anstrich der Unruhe, der Sorge, des Unvollendeten und Provisorischen.

Brücken. Der amerikanische Brückenbau ist durch die Großartigkeit und Kühnheit seiner Leistungen bekannt. Der Natur der Verhältnisse entsprechend, sind es große und zugleich billige, wenn auch weniger dauerhafte Konstruktionen, die man mit Vorliebe herstellt. Die großartigsten Brücken sind die New-York-Brooklyner

Brücke über den East River, eine Hängebrücke von 493 m Länge und 26 m Breite und die Niagara-Hängebrücke, beide von A. Röbling, einem deutschen Ingenieur, erbaut. Außer den sehr beliebten Hängebrücken sind es die hölzernen Fachwerkbrücken, welche in großer Menge und Mannigfaltigkeit erbaut werden. Sie finden ihre größte Entwickelung in den sog. trestle-works [tre'ßl-wörks], brückenartige Holzgerüste von oft gewaltiger Höhe und Länge, die bei den Eisenbahnen große Bodenabschnitte übersetzen, Sümpfe überbrücken u. s. w.

Buchhandel. In Nordamerika, dem Lande, welches an Massenhaftigkeit der Produktion mit England wetteifert, ist der Buchhandel ähnlich organisiert, wie in jenem Lande. Ein großer Teil des Vertriebes wird durch die Auktionen (trade-sales, tre'd-ßels) vermittelt, welche in New-York, Philadelphia und Boston jährlich zweimal abgehalten werden und auf denen der Wiederverkäufer im Binnenlande seinen Bedarf für die ganze Saison entnimmt. Das Buch trägt eben dort mehr, als anderswo den Charakter der bloßen Ware, deren Wert lediglich nach ihrer Verkäuflichkeit geschätzt wird. In Amerika vertreten jene Auktionen auch noch die Stelle der deutschen Buchhändlermessen, indem bei diesen Gelegenheiten die Geschäftsgenossen aus dem ganzen weiten Lande zusammenkommen, Verbindungen anknüpfen, Abrechnung halten, Unternehmungen einleiten u. s. w. Der größere Teil des amerikanischen Verlags beruht auf Nachdruck englischer, auch deutscher Werke, für welche ein Rechtsschutz noch nicht zu erlangen gewesen ist. Von jedem im Auslande erschienenen Buche eines namhaften Schriftstellers pflegen gleichzeitig in Amerika mehrere Konkurrenzausgaben zu erscheinen, die sich in der Zeit und Billigkeit den Rang abzulaufen suchen. So eifrig wird von den größten der dortigen Geschäfte die Jagd auf englische litterarische Erscheinungen betrieben, daß sie besondere geheime Agenten in London unterhalten, welche sich, bzw. ihre Auftraggeber, durch irgend welche Mittel in Besitz der ersten Korrekturbogen zu setzen suchen, so daß in der That es schon möglich wurde, daß amerikanische Nachdrucke früher als die Originalausgaben erschienen sind. Doch

hat sich in den letzten Jahren das Verhältnis der Nachdrucke zur einheimischen Original-Litteratur quantitativ nahezu balanciert. — Die Ankündigung der künftig erscheinenden Bücher pflegt im amerikanischen Buchhandel eine so regelmäßige, allgemeine und lange vorausgehende zu sein, daß man stets im voraus einen Überblick über den künftigen Büchermarkt gewinnen kann, was für Sortimenter und Verleger viel Angenehmes hat. — Eine auffallende Ausbildung haben im amerikanischen Verlage die Bibliotheken (libraries, lai'-bʀᵊ-ʀᵉs), wie die fortschreitenden Sammlungen populärer Litteraturgattungen heißen, gefunden. In Deutschland fehlen solche Sammlungen nicht; sie sind aber meist teurer. In den Ver. Staaten wird diese Gattung massenweise gekauft und dank der Freiheit des Nachdrucks englischer Litteratur steht diesen Bibliotheken ein reiches Material zu Gebote. Nicht alle leben jedoch vom Nachdruck. Mehrere dieser Bibliotheken, die alle im Preise von 5—25 Cents pro Band stehen, behandeln Spezialitäten. Es gibt z. B. eine Army and Navy Library (Kriegs- und Seegeschichten enthaltend); eine Comic library; eine War library u. dgl. mehr. Neben den Serienwerken leichter und lose verbundener Art mehren sich im amerikanischen Verlage die Serienwerke gediegener unterhaltender und wissenschaftlicher Gattung. Die Hauptvertreter dieser Richtung sind Houghton, Mifflin & Co. in Boston. Unter den buchhändlerischen Vertriebsarten blüht am meisten das Kolportage-Geschäft, so sehr, daß ganze Verlagsgeschäfte, ja ganze Litteraturzweige lediglich darauf beruhen; namentlich sind es die fliegenden Buchhändler (canvassers, kă'n-wăß-ᵊʀs), welche alle Eisenbahnzüge und Dampfschiffe auf allen Fahrten begleiten und unter dem großen, stets wechselnden Reisepublikum eine unbegreifliche Masse billiger Unterhaltungslektüre absetzen. Der Hausierhandel ist bei den ungeheuren Entfernungen und der großen Zerstreutheit der Bevölkerung in den westlichen Distrikten auch in der That der bis jetzt einzig mögliche Weg zur Verbreitung von Litteratur.

Der **Büffel** (buffalo, bŏ'f-fᵃ-lō) war ehedem über die ganze Prairie und einen Teil des Waldgebietes im

Osten derselben verbreitet; seine Jagd versorgte den Indianer mit Nahrung und Kleidung. Die Stadt Buffalo, am Ost-Ende des Erie-Sees zu Anfang dieses Jahrhunderts gegründet, führt ihren Namen von den zahlreichen Herden, welche die Ankömmlinge hier trafen, und als in den dreißiger Jahren Dubuque am oberen Mississippi im Staate Iowa besiedelt wurde, waren die Büffel dort noch so häufig, daß ihre Menge die Wagenzüge der Auswanderer aufhielt; dasselbe geschah in den fünfziger Jahren den Pionieren, welche quer durch das Land nach Kalifornien wanderten. So stark jedoch haben die jüngsten Jahrzehnte unter dem Wilde aufgeräumt, daß man erst weit jenseit der äußersten Ansiedelungen der Jäger darauf rechnen kann, die ersten Herden zu erblicken. Das meiste zu dieser Ausrottung thaten die drei Eisenbahnen, welche die Prairie vom Missouri nach den Felsengebirgen hin durchschneiden. Während noch zu Anfang der siebziger Jahre zwischen der Union-Pacific- und der Kansas-Pacificbahn Jagden mit sicherer Aussicht auf Erfolg veranstaltet werden konnten, und während die Atchison, Topeka and Santa-Fé-Bahn im ersten Jahre ihres Bestehens 200 000 Häute nach dem Osten versandte, so ist jetzt zwischen diesen drei Bahnen und innerhalb eines mehrere Tagemärsche breiten Streifens nördlich und südlich der äußersten beiden der Büffel als Standwild verschwunden. Nur einzelne Herden mögen auf ihren Zügen nach Norden im Frühjahr und nach Süden im Herbst die Schienen noch überschreiten. So bedauerlich diese Ausrottung des gewaltigen Wildes für den Waidmann auch erscheint, so kann vom wirtschaftlichen Standpunkte doch nur gesagt werden, daß die Büffeljagd des Indianers und der Ackerbau des Weißen nicht zusammengehen, und daß besser der Büffel weicht, als daß die Besiedelung gehemmt wird. — Die Erscheinung des Büffels aus der Nähe ist eine wahrhaft gewaltige; vorzüglich der riesenhafte Widerrist mit der dichten wolligen Behaarung des Vorderteils und das tief zwischen den Schultern hängende Haupt lassen ihn beim ersten Anblick nicht allein überraschend groß, sondern geradezu als Ungetüm erscheinen. Die Kuh ist nur um ein Geringes weniger gedrungen gebaut als der Bulle; doch

ihre Hörner sind mehr nach oben gewunden, während die des Bullen kürzer und gerader sind; daran unterscheidet das scharfe Auge des Indianers schon auf weite Entfernung die Kuhherden von den Bullenherden, selbst wenn keine Kälber bei den Kühen stehen. Die Farbe des Büffels ist ein dunkles Gelbbraun, an der zottigen Haarbekleidung des Vorderteiles in das Braunschwarze spielend; ganz schwarze kommen vor, und als äußerste Seltenheit auch völlig weiße. Von den Sinnen ist die Witterung sehr scharf, das Gesicht weniger; gegen den Wind kann man dem Büffel auch auf ganz offenem Terrain ziemlich nahe kommen. Die gewöhnliche Bewegung geschieht in schleppendem Schritt; der Sprung sieht unbehilflich und langsam aus, trotzdem fördert er das Tier so schnell, daß es eines tüchtigen Pferdes bedarf, um dem Bullen, und eines ausgezeichneten, um der Kuh nahe zu kommen. In alten Zeiten, ehe die Indianer Pferde besaßen, war die einzige Jagdart das Anschleichen gegen den Wind, womöglich im hohen Grase; jetzt jagen ihn sowohl Indianer als Weiße zu Pferde, meist mit dem Revolver, da auch bei den Rothäuten Bogen und Pfeil in Vergessenheit zu geraten anfangen. Man sucht eine Herde unter strenger Berücksichtigung des Windes anzureiten, was bei günstigem Terrain auf 4= bis 500 Schritt Entfernung möglich ist; sobald der Leitbulle und einen Augenblick später die ganze Herde zum Sprunge ansetzt, fällt der Jäger sofort in scharfen Galopp, reitet dem nächsten Büffel so dicht als möglich an die linke Seite und hält schräg von hinten auf das Blatt. Die Kugel, welche genau die Mitte des deutlich erkennbaren Striches trifft, der die Behaarung des Vorderteiles begrenzt, ist stets tödlich. Der Büffel wird dann langsamer, bleibt stehen und ein Fangschuß kann ihn vollends niederbringen. Von anderen Schüssen als Blattschüssen kann er unglaublich viel vertragen, und ein Schuß auf das Haupt bleibt stets erfolglos, da ein dichtes Haarpolster das ohnehin sehr kräftige Stirnbein wirksam vor der besten Büchsenkugel schützt. Nicht gerade allzu selten sind die Fälle, daß ein angeschossener Büffel den Jäger annimmt; doch ist eine Gefahr kaum vorhanden, wenn das Pferd die Jagd

versteht. Das Zeichen des Angriffes ist stets ein kerzengerades Aufwerfen des kurzen bewickelten Schweifes; das Umdrehen und Anrennen geschieht aber so plötzlich, daß der Reiter dabei gar nichts thun kann, sondern das Ausweichen dem Pferde allein überlassen muß. Eine kleine Seitenbewegung genügt übrigens, da der Büffel immer geradeaus stößt und nach einem verfehlten Stoße nicht verfolgt, sondern sich wieder zur Flucht wendet. Die Kuh soll wegen ihrer größeren Gewandtheit gefährlicher sein, als der Bulle. Bei dem coupierten Terrain, welches die vielen Baue der Prairiehunde noch schwieriger machen, kann es sich leicht ereignen, daß das Pferd eher ermüdet, als der Büffel, und mehrere Büffel am selben Tage zu jagen, ist selbst für ein gutes Jagdpferd keine ganz leichte Aufgabe. Vorzüglich sind die indianischen Ponies, die sich jedoch nur von ihren Herren reiten lassen; sie gehen ohne jede Zügelführung dicht an den Büffel heran und geben dem Reiter Gelegenheit zu einem sicheren Schuß, während die amerikanischen Pferde zwar willig hinter dem Büffel her galoppieren, seine nächste Nähe aber häufig scheuen. — Der erlegte Büffel bietet dem Indianer die Haut und das Wildbret, dem weißen Jäger, falls er nicht die Haut oder das Haupt als Trophäe mitnehmen will, nur die Zunge, die gekocht vorzüglich schmeckt. Das Wildbret ist entsetzlich zähe, und die Indianer schießen deshalb ausschließlich Kühe, die etwas genießbarer sind. Die Haut ist am schönsten im Winter; bis in den Herbst ist es der Hitze wegen ohnehin unmöglich, sie wirksam vor Maden zu schützen. Was vom Büffel übrig bleibt, teilen sich die Wölfe und die Aasgeier, denen auch früher oder später jeder angeschossene Büffel anheimfällt. Allenthalben stößt man auf Büffelgerippe in der Prairie, und auf jeder Station der neuen Eisenbahnen trifft man riesige Knochenhaufen, die zur Versendung nach dem Osten aus der Umgegend zusammengetragen sind.

buggy [bö'g-g^e], siehe den Art. Fahren und Reiten.

bullwhackers [bu'l-hwäk-k^{ər}s] werden die Fuhrleute der in ganzen Karawanen von Dodge City im Staate Kansas mit Waren der verschiedensten Art beladenen,

nach dem Indianerterritorium und nach Texas abgehenden Frachtwagen genannt. Diese Fuhrleute, deren Tage durch die immer mehr und mehr sich ausdehnenden Eisenbahnen bald gezählt sein dürften, erfreuen sich ganz allgemein des wenig beneidenswerten Rufes, in gemeinen Redensarten und gotteslästerlichen Ausdrücken und im greulichen Fluchen und Schimpfen selbst den rohesten Gesellen weitaus zu übertreffen. Die Peitschen, deren sie sich bedienen, sind von deutschen Fuhrmannspeitschen gänzlich verschieden. An einem etwa 60 Centimeter langen, aus kräftigem Hickoryholze gefertigten Stiele ist ein aus Leder geflochtener, sehr langer Strang befestigt, der jedoch, weil er an dem Ende dünn ist, gegen die Mitte zu aber nach und nach dicker wird, mehr einer dunkelbraunen Schlange, als einer Peitsche ähnlich sieht. Über die Geschicklichkeit, mit der diese Leute dies Instrument handhaben, über die Sicherheit, mit der sie eine ihnen vorher bezeichnete Stelle treffen, sind die fabelhaftesten Geschichten im Umlauf, von denen wohl die meisten in das Bereich der Märchen gehören.

Bürgerrecht. Wer das amerikanische Bürgerrecht erwerben will — und das sollte jeder Einwanderer sicherlich thun —, hat sich nach folgendem Naturalisations-Verfahren zu richten: Der darum Nachsuchende muß vor seiner Aufnahme in den amerikanischen Bürgerverband mindestens fünf Jahre in den Ver. Staaten und davon wenigstens ein Jahr in demjenigen Staate oder Territorium gewohnt haben, wo das Gericht sich befindet, von welchem er die Erteilung des Bürgerscheines erwartet. Mindestens zwei Jahre vor seiner Aufnahme in den Verband muß er vor einem zuständigen County- oder vor einem Bundes-Kreisgericht auf Eid erklären, daß es seine ehrliche Absicht ist, ein amerikanischer Bürger zu werden und für nun und immerdar dem ausländischen Fürsten oder dem Staatswesen, unter dessen Botmäßigkeit er bislang gestanden, die Treue abzuschwören. Diese eidliche Erklärung wird ins Gerichtsprotokoll eingetragen und dem Applikanten darüber eine mit dem Gerichtsstempel versehene Bescheinigung ausgehändigt, welche bei den Deutsch-Amerikanern unter dem Namen „Erstes

Bürgerpapier" bekannt ist, und sorgfältig aufbewahrt werden muß. War der Betreffende aber noch nicht 18 Jahre alt, als er einwanderte, so bleibt ihm diese förmliche Erklärung der Absicht zur Erlangung des amerikanischen Bürgerrechts erlassen, und er kann bei Erreichung des 21. Lebensjahres ohne weiteres die Ausstellung des Bürgerscheines beantragen, vorausgesetzt, daß er dann mindestens fünf Jahre im Lande gewesen ist. — Das Verfahren zur endgiltigen Aufnahme in den Bürgerverband ist für alle Einwanderer wieder gleich, wie folgt. Die Thatsache, daß sie mindestens fünf Jahre lang ihren Wohnsitz in den Ver. Staaten gehabt haben, muß durch einen glaubwürdigen Zeugen vor Gericht eidlich erhärtet werden, und darauf erfolgt unter Beobachtung gewisser Förmlichkeiten ihre Vereidigung auf die Verfassung der Ver. Staaten. Wer einen Adelstitel besitzt, muß ausdrücklich darauf Verzicht leisten, denn in der Republik der Ver. Staaten kennt man keine Standesunterschiede. — Söhne, die bei ihren Eltern leben und deren Vater in der oben gedachten Weise das amerikanische Bürgerrecht erworben hat, brauchen sich später nicht selber naturalisieren zu lassen, denn sie erwerben durch den Vater die Staatsangehörigkeit mit allen Vorrechten derselben. — In der Mehrzahl der Unions-Staaten verbrieft erst das amerikanische Bürgerrecht, welches für die ganze Union gilt, das politische Wahl- und Stimmrecht; nur in einigen Staaten des Westens ist es den dort ansässigen Einwanderern gestattet, schon am politischen Leben teilzunehmen, ehe sie durch fünfjährige Anwesenheit im Lande des amerikanischen Bürgerrechtes teilhaftig geworden sind. — Eine eingewanderte Frauensperson kann ebenso wie ein männlicher Einwanderer das amerikanische Bürgerrecht erwerben. — Wenn im sogenannten „ersten Papier" der Name ungenau, bzw. fehlerhaft geschrieben ist, wird dasselbe dadurch nicht ungiltig, wenn sonst die Identität der Person nachgewiesen wird. — Zur selbständigen Betreibung eines Geschäfts in den Ver. Staaten ist die Erwerbung des Bürgerrechtes nicht erforderlich. — Die Bürgerrechtsfrage, welche vornehmlich wieder in Ekuador und Deutschland entbrannt ist, hat den Sekretär des Äußern veranlaßt, seine früheren Instruktionen an

die diplomatischen Vertreter der Union im Auslande in folgenden Punkten abzuändern: 1) Die im Auslande geborenen Kinder amerikanischer Bürger erben, im Einklang mit der heutigen Aufstellung des internationalen Rechts, das Bürger- und Heimatsrecht ihres Vaters. (Früher war der Grundsatz maßgebend, daß solche Kinder, solange sie sich in ihrem Geburtslande aufhalten, der Unterthanenpflicht des betreffenden Landes unterworfen seien.) 2) Das Domizil in den Vereinigten Staaten (Aufenthalt mit der Absicht, permanent daselbst zu bleiben), verleiht an und für sich, selbst ohne vorausgegangene Erklärung einer derartigen Absicht, dem Betreffenden Anspruch auf den Schutz der Regierung in bezug auf alle Rechte, welche nach dem internationalen Rechte mit dem Domizil verbunden sind. (Beurkundung des Personenstandes in bezug auf Legitimität, Vormundschaft, Heirat und Abstammung.) Früher wurde mit Recht angenommen, daß die Erklärung der Absicht, Bürger zu werden, an und für sich das Bürgerrecht nicht verleiht; dies gilt auch heute noch in bezug auf das Bürgerrecht im vollen Sinne des Wortes.

Der **Bürgersteig** (das Trottoir, side-walk, ßai'd-wāk) ist in allen westlichen amerikanischen Städten nur ausnahmsweise gepflastert oder mit Steinplatten belegt; gewöhnlich ist er in der Weise hergestellt, daß er mit Bohlen oder Brettern belegt wird, die jedoch nie der Länge, sondern stets der Breite nach befestigt werden. Es ist dies eine sehr einfache und überdies rasch herzustellende Einrichtung, die nur zuweilen dann gefährlich sich erweist, wenn eine größere Feuersbrunst verheerend die Straßen einer mit solchen Holztrottoirs versehenen Stadt durchzieht. Welch kolossale Mengen von Holz aber in den westlichen Städten Nordamerika's diese Holztrottoirs und ihre Instandhaltung beanspruchen, läßt sich kaum berechnen.

C.

(Vgl. auch K.)

camp-meeting [kă'mp-mī-tins], siehe den Art. Lagerversammlung.

carpet-baggers [kar″-pet-bä′g-gers], politische Gaukler und Spitzbuben, welche aus dem Norden mit Nichts als einem Reisesack nach dem Süden auswanderten, um dort mit Hilfe der Neger zu Amt und Reichtum zu kommen.

Castle-Garden (käßl-gä′rdn, Schloßgarten), der große Einwanderer-Landungsplatz in New-York ist ein großes Gebäude in Rundform. In demselben findet man eine geräumige Rotunde, in welcher diejenigen unbeanstandet auch über Nacht bleiben können, die nicht am Tage ihrer Ankunft die Reise ins Inland fortsetzen wollen oder können. Speisen und Getränke sind zu billigen, festen Preisen, die angeschlagen sind, in diesem Saale zu haben. Auch befindet sich darin ein Geldwechsel-Büreau unter behördlicher Aufsicht, so daß Einwanderer beim Geldwechsel weder Übervorteilung noch Betrug zu fürchten haben (vgl. den Art. Geld); ferner eine ebenfalls von der Einwanderungs-Kommission kontrollierte Eisenbahn-Agentur zum Verkaufe von Emigranten-Fahrbillets nach allen Punkten der Ver. Staaten und zur Aufgabe des Gepäcks gegen Bescheinigung und Marken. Daneben sind Waschzimmer, für Männer und Frauen gesondert, ein Krankenzimmer mit Arzt, Apotheke und Wärterpersonal, und eine Matrone nimmt sich der Frauen und Kinder an. Kürzlich ist ein Büreau eröffnet worden, dessen spezielle Aufgabe ist, Einwanderern, die sich mit der Landwirtschaft befassen wollen, möglichst genaue Auskunft über die Ackerbauverhältnisse in den verschiedenen Staaten der Union zu erteilen. Durch diese Einrichtung hofft man unerfahrene Einwanderer vor gewissen Landagenten zu bewahren, die vielversprechende Zirkulare über Ackerbauverhältnisse und Landankäufe nach Europa, speziell nach Deutschland, zu senden pflegen. — Endlich steht ein Telegraphen- und ein Briefbeförderungsbüreau zur Verfügung. Wer Briefe zu schreiben oder Telegramme abzusenden wünscht, findet Schreiber, die seine Sprache verstehen. — Jeder Dienst, mit Ausnahme des Telegraphen und der Post, wird dem Einwanderer unentgeltlich zu teil. — Für Ordnung und Sicherheit während der Nacht wird durch eine Polizeiwache von zwölf Mann gesorgt, welche den Dienst in der Halle versieht. Geld

und Wertsachen können in dem Geschäftslokal des Schatzmeisters der Einwanderungs-Kommission gegen Empfangsbescheinigung hinterlegt werden.

Während die Kajüten-Passagiere aller europäischen Dampfer an den betreffenden Landungsplätzen aussteigen und mit ihrem Gepäck dort sich selber überlassen bleiben, werden alle Zwischendeckspassagiere nebst ihrem Gepäck von dem Ozeandampfer auf ein kleineres Dampfboot und mittels dieses Fahrzeuges kostenfrei nach dem Castle-Garden gebracht. Dabei hat jeder Passagier darauf zu achten, daß er, bevor er sich vom Ozeandampfer oder vom Anlegeplatze desselben auf dieses kleinere Dampfboot begibt, für jedes seiner Gepäckstücke eine Messingmarke (check, tschek) erhält, durch deren Rückgabe er dieselben im Castle-Garden reklamieren kann. Die Messingmarke ist mit Nummer und Buchstaben versehen, welcher letztere die Abteilung des Gepäckraumes im Castle-Garden bezeichnet, in welcher das Gepäckstück zunächst deponiert wird. Das Duplikat des check wird an das Gepäckstück befestigt. — Um alles Gepäck, wofür er keine Marke erhalten, hat der Passagier sich persönlich zu bekümmern. — Im Castle-Garden hat die Einwanderungs-Kommission (siehe dſn Art.) ihren Sitz, zu welcher auch der Präsident der Deutschen Gesellschaft gehört. Uniformierte Angestellte und Bedienstete der Kommission befinden sich hier, wie auch ein Komitee, um etwaige Klagen der Einwanderer über schlechte Behandlung oder mangelhafte Beköstigung auf See sofort zu Protokoll nehmen und untersuchen zu können. Die im Castle-Garden stationierten Beamten der Deutschen Gesellschaft tragen Mützen mit der Bezeichnung „Deutsche Gesellschaft“. — Nach der Landung werden die Passagiere untersucht, um festzustellen, ob welche darunter sind, die zur Stellung von Bürgschaft dafür angehalten werden müssen, daß sie der Gemeinde nicht zur Last fallen werden, oder deren Gesundheitszustand einer Hospital-Verpflegung bedarf. Auswanderer, welche gefährlich krank oder dauernd leidend und hilfsbedürftig in New-York ankommen, so daß die Einrichtungen des Castle-Garden für ihre Pflege nicht ausreichen, werden kostenfrei nach einer Insel, Ward's Island [wā'ds ai'-länd], im Hafen von New-York gelegen,

gebracht, wo die Einwanderungs-Kommission für diesen Wohltätigkeitszweck ausgedehnte Hospital- und Zufluchtsanstalten besitzt und unterhält. — Siehe die Art. Auskunftsbüreau, Arbeitsvermittelung.

Cattle-ranges [kä'tl-ren-dschis], ein wirres Durcheinander roher Blockhäuser und weiter Verschläge, in die man das Vieh bei besonderen Anlässen zusammentreibt, gehören im fernen Westen zur Viehzucht. Aus unbehauenen, aber der Rinde entkleideten Baumstämmen, massig übereinander geschichtet, sind diese cattle-ranges von Bauwerken das Gröbste und Ungeschlachteste, was man sich neben den cyklopischen Mauern vorstellen kann. Dazu passen freilich ganz die Viehknechte (hier cow-boys oder hurders, kau'-boïs oder hö'-dörs, genannt) in ihrer wilden Tracht mit Lederhosen, mit riesigen mexikanischen Sporen, mit Bowiemessern und dem langen, stets geladenen Revolver im Gürtel, stämmige Gesellen, die nicht selten indianisches Blut in den Adern haben.

cent [ßent], siehe den Art. Geld.

Der **Central-Park** in New-York ist eine verhältnismäßig junge Anlage, aber eine der wohltätigsten, wenn auch zugleich kostspieligsten des letzten Menschenalters. Noch vor 25 Jahren war die Fläche, auf der er angelegt ist, ein wüstes Stück Land, zum großen Teil versumpft und mit Geröll bedeckt. Jetzt hat die Kunst des Ingenieurs und Gärtners daraus einen Park geschaffen, ebenso großartig durch seine Ausdehnung, wie durch das Geschick und die Vielartigkeit seiner Garten- und Schmuck-Anlagen. Die Grundfläche, welche er einnimmt, ist 840 acres [e'-kers] (gleich 340 Hektaren oder 1332 Morgen) groß, in einer Länge von mehr als 2½ miles [mails] und einer Breite von ½ mile. Er bot daher genügenden Raum zur Entwickelung von Fahr-, Reit- und Fußwegen, deren Gesamtlänge auf mehr als 40 engl. Meilen berechnet wird. Der geräumigste Fahrweg, die Mall [mal], in der Breite von 60 Fuß von der Marble Arch [mā'rbl ā'rtsch] am südlichen Eingang bis zu der Terrasse am See in der Mitte des Parks, ist der Korso, auf welchem Reichtum und Schönheit nach dem Vorbilde von Rotten-Row [rō'tn-rō] im Hyde-Park [hai'd-pā'rk] oder der Promenade

du lac im bois de Boulogne sich sehen lassen. Am nördlichen Ende der Allee ist ein Musiktempel, in welchem am Nachmittage jedes Sonnabends in den Sommermonaten Konzerte gegeben werden. Auch an anderen Vergnügungen fehlt es nicht. Seeen mit Wasservögeln und Wasserpflanzen, zierliche Brücken und Tunnels, künstliche Tropfsteinfelsen und unterirdische Gänge mit Wasserfällen, eine idyllische Wiese mit Schafen, eine Menagerie, ein Karussell und ziegenbespannte Wagen für die Kleinen, ein ballground [bå'l-gʀaund] für base-ball [be'ß-bål], cricket [kʀı'k-ᵉt], lawn tennis [lå''n-tĕ'n-nıß] und dergleichen Spiele mehr. Auf alle Fälle ist der Central-Park ein Segen für die Bewohner der stetig anwachsenden Stadt, denen er körperliche Erholung in gesunder Luft gewährt und gemütliche Erfrischung., die in dem aufreibenden Geschäftsleben von New-York mehr not thut als anderswo. Die Lage der Stadt auf schmaler Insel, von deren Ufern jeder Fuß für die Bedürfnisse des Handels und der Schiffahrt in Anspruch genommen ist, beschränkt die Zahl der Spazierwege und freien Plätze in dem am dichtesten bewohnten südlichen Teile derart, daß eine so umfassende Anlage, wie der Central-Park, dringend geboten war. Auch ihn umschließt, da die Stadt nur nach Norden sich ausdehnen kann, bereits auf allen Seiten ein Ring von Gebäuden, der mit der Zeit immer dichter werden muß. Es war daher eine rettende That, daß die freie Fläche für den Park noch rechtzeitig erworben und dem Gemeinwohl der Bürger vorbehalten worden ist. Daß von den Kosten des Kaufes und der Einrichtung, ähnlich wie beim Bau des Court House [kō'ʳt hauß] und der East River Bridge [ißt ʀı'w-ᵒʳ bʀıdɢ], beträchtliche Summen durch untreue Verwaltung verloren gegangen sind, wie behauptet wird, ist schlimm, wird aber den New-Yorkern den Genuß ihres Parkes auf die Dauer nicht trüben.

check [tschĕk], siehe die Art. Castle-Garden und Gepäck.

Check (cheque, tschĕk). Der Check ist eine Anweisung, die jemand auf sein Guthaben bei einer — ihm laufende Rechnung haltenden — Bank oder einem Bankier ausstellt, weshalb die Papiere auch bank cheques oder bankers'

cheques genannt werden. Die Anwendung der Checks ist auch im alltäglichen, nicht kaufmännischen Verkehr eine sehr allgemeine; die Bezahlung von Einkäufen geschieht, wenn die Summe nur einige Dollars übersteigt, in der Regel mittels Check. Die Kontokurrent-Kunden der Bank oder des Bankiers pflegen von der Bank (bzw. dem Bankier) ein sogenanntes Checkbuch zu erhalten, welches aus nummerierten Blanketts besteht, die bei Bedürfnis herausgeschnitten und ausgefüllt werden, sowie ein zweites Buch (slip book, ßlip buk), in welchem über alle seine Einlagen quittiert wird, bei größerem Verkehr auch wohl ein Abrechnungsbuch (pass book, pa'ß buk), in welchem Leistung und Gegenleistung wie in einem kaufmännischen Hauptbuche verzeichnet werden. Der Check ist bei Vorzeigung zahlbar, enthält aber gewöhnlich nicht ausdrücklich diese gesetzlich feststehende Bedingung. Er lautet auf den Namen des Nehmers mit dem Zusatze „or bearer" (oder Inhaber, or ba'-r''r) und wird durch diesen Zusatz ein an jeden Inhaber zahlbares Papier. Um in bezug hierauf einem Schaden bei etwaigem Verlorengehen vorzubeugen, werden die Checks gewöhnlich „gekreuzt" (crossed, kroßt). Für dieses Kreuzen sind zwei Formen von verschiedener Wirkung im Gebrauch; es besteht dasselbe nämlich darin, daß der Nehmer entweder 1) den Namen (die Firma) seines Bankiers oder auch nur die Worte „& Co." zwischen zwei Querstreifen schreibt, was zur Folge hat, daß der Check vom Bezogenen nur an irgend einen Bankier ausbezahlt werden darf, nicht aber notwendig an jenen genannten, oder 2) den Namen eines Bankiers querdurch schreibt und dazu denjenigen eines Kunden dieses Bankiers, an welchen der Check ausbezahlt werden soll, was die Wirkung hat, daß das Papier ausschließlich an den bezeichneten Bankier abgegeben werden darf, welcher die betreffende Summe dem genannten Kunden gutschreiben muß. Der Nehmer, welcher einen Check an Zahlungsstatt empfangen hat, ist verpflichtet, ihn aufs schleunigste zur Zahlung zu präsentieren, und zwar bis zum Geschäftsschlusse des Bezogenen am nächsten Tage; hat er ihn seinem Bankier gegeben, so liegt diesem die erwähnte Verpflichtung ob. Die Vernachlässigung dieser Sorge zieht den Verlust des Regreßrechts gegen den Aussteller

nach sich. Im Nichtzahlungsfalle ist keine Protestierung nötig. Die sogenannten „certified cheques“ [ßeʳ'-tᵉ-faid] der amerikanischen Banken sind durch einen Vermerk der Bank, bei der sie zahlbar sind, für „gut“ erklärt (nicht eigentlich acceptiert) und es wird dadurch die Bank verpflichtet, der Aussteller aber lastfrei, so daß diese Checks einigermaßen den Charakter von Banknoten erhalten.

Chinesen. Die Einwanderung der Chinesen nach Amerika hat in der Mitte der fünfziger Jahre ihren Anfang genommen, eine größere Bedeutung aber erst mit dem Jahre 1868 infolge des sogenannten Burlington-Vertrages gewonnen; sie hat in den zehn Jahren von 1868—1878 durchschnittlich jährlich 13 500 Köpfe betragen und wird für Kalifornien allein in dieser Zeit auf jährlich 7000 geschätzt. Die Chinesen waren dort als billige und geschickte hands [händſ] willkommen, verstanden aber auch als Kaufleute und Handwerker sich einzurichten und zu befestigen. Allmählich und mit der Herstellung der Pacificbahn in steigendem Maße rückten sie nach den Mittelstaaten und selbst nach den östlichen Staaten weiter, insbesondere als Wäscher, als Köche und Diener geschickt und verwendet. Die „Chinese laundry“ (tschāi-ni'ſ lā''n-dʀᵉ, chinesische Wäscherei) ist ein Schild, dem man ebenso in den großen Städten des Ostens, wie in den jungen Kolonieen an der Eisenbahn bis nach Britisch-Kolumbia hinauf begegnet; in den meisten großen Hotels in Chicago, St. Louis und San Francisco liegt das gesamte Wasch- und Bügelgeschäft in ihren Händen; als Köche und Bäcker sind sie ebenso gelehrig als gewandt; als Dienstboten durch ihre leichte Hand und ihre Schweigsamkeit empfohlen. In den Fabriken, namentlich der Textil-Industrie, finden sie nicht minder Beschäftigung, wie bei den Eisenbahnbauten des Nordens, bei denen sie fast ausschließlich die Erd- und Maurerarbeiten ausführen; in den Goldwäschereien findet man die Chinesen überall in vorwiegender Zahl als fleißige Arbeiter thätig, jedoch verdient ihre Ehrlichkeit nicht viel Vertrauen. — Unter den Sehenswürdigkeiten von San Francisco steht das Chinesenviertel in erster

Linie. Man bedarf zu seiner Besichtigung eines Geheimpolizisten, um unter dessen Führung so ungeniert in alle Zimmer, in alle, auch die diskretesten Räume, zu treten, als ob sich das ganz von selbst verstände, als ob die Kinder des himmlischen Reiches nur eine Bande von Zuchthäuslern seien, zu denen der Gefangenwärter selbstverständlich Zutritt hat. Von Häusern in unserem Sinne kann innerhalb des chinesischen Viertels kaum die Rede sein. Die chinesischen Unternehmer und Gastwirte pflegen zwar mit Vorliebe ältere Häuser in europäischem Stile zu kaufen, sie brechen aber so viele Durchgänge und bauen so viele Anbauten, daß der ganze Stadtteil mit seinem Wirrsal von Höfen, Schlafzimmern, Opiumspelunken, Wirtszimmern, Theatern, Küchen und dergleichen mehr thatsächlich einem einzigen Labyrinth als Häusern gleicht. Der Eindruck, den der Europäer dabei empfängt, ist ein überaus peinlicher, nicht am wenigsten infolge jenes abscheulichen Chinesengeruches, der nach solch nächtlichem Streifzuge dem Geruchsinne unvergeßlich bleibt. Gekleidet in schmutziggelbe Pumphosen, dicksohlige Pantoffeln und blaue Blusen liegen die bezopften Gestalten dutzendweise in einem Raume umher, der etwa den Kabinen schlecht gehaltener Segelschiffe entsprechen würde. Und doch ist die Unreinlichkeit keine unerklärliche, wenn man bedenkt, daß ihrer tausende und abertausende auf den Raum eines halben Dutzends europäischer Häuser zusammengepfercht sind. Glänzende Augen und ein typisches, halb blödsinniges Lächeln kennzeichnet sie alle, denn es gibt wohl kaum einen Chinesen, der sich nicht zu einer gewissen Stunde des Abends dem Opiumgenusse hingäbe. In der hockenden Stellung unserer Schneider kauern sie auf ihren erbärmlichen Lagern, mit einem Drahte das klebrige Gift an der Lampe erwärmend und in der plump geschnitzten Pfeife zurechtstopfend. „Good evening, Sir“, murmelt wohl einer, oder „Do you come to see the Chinaman?“, um dann gleich den anderen berauscht zusammenzusinken. Die Barschaft vieler reicht zur gründlichen Betäubung nicht aus, und so sitzen sie denn da, mit stieren Augen in die Luft hineinstarrend, als ob sie sich in einem Zustande unerträglicher Pein zwischen Himmel und Erde befänden. Nur die wenigen

Wohlhabenden oder auch solche, die sich bloß abends aus ihrem Dienste in europäischen Familien wegschleichen können, geben sich dem Opiumgenuß in besonders dazu eingerichteten Räumen hin, einer Art von Nischen, ähnlich den Altären katholischer Heiligenbilder, mit einer Lampe im Vordergrunde und einer Art von Sofa auf demselben Niveau dahinter. Nicht selten befinden sich diese Opiumnischen hinter dem Wirtszimmer eines Restaurants, dicht neben einer Kapelle mit Götzenbild, an der es wohl in keinem Wirtshause gebricht. Fremdartig wie alles, was man im chinesischen Viertel zu sehen bekommt, sind auch diese Wirtshäuser selbst. Vorn am Eingange der feiste, possierliche Wirt, wie er mit ungeschlachtem Rohrkiel in chinesischen Lettern seine Bücher führt oder auch wohl Rechnungen ausschreibt, Rechnungen, die niemals von den einzelnen selbst, sondern erst durch Vermittelung der sechs großen Gesellschaften bezahlt werden. Dahinter dann, gleich einer Kinderküche, auf winzigen Tellerchen ausgestellt, der hundertfältige Schnickschnack einer chinesischen Küche, lauter Abfälle nach unseren Begriffen und doch nicht ohne einen gewissen Geschmack zusammengestellt, auch nicht übermäßig unreinlich. Die Gäste speisen, nach unserer Art zu Tische sitzend, nur mit Stäbchen anstatt der Messer und Gabeln, indem sie sich gleichzeitig aus winzigen Fläschchen eine besondere Art wenig berauschenden Branntweins zutrinken. — Die wenigsten Chinesen verstehen mehr als ein paar Worte englisch oder auch wohl spanisch, die sie dann nach chinesischer Satzbildung in überaus komischer Weise gebrauchen. Nabezu alle, die in Kalifornien leben, sind arm. Sie verdingen sich für eine Reihe von Jahren in den Dienst der sechs großen Gesellschaften, um dann mit dem erworbenen, nach unseren Begriffen recht kleinen Kapital, in der Heimat ein Grundstück zu erstehen. Ihr durchschnittlicher Verdienst mag sich auf etwa 75 Cents (3 Mark) pro Person und Tag, ihr Verzehr auf 15 bis 25 Cents stellen, so daß also 50 bis 60 Cents (2 bis 2,40 M.) übrig bleiben würden, von denen man freilich nicht weiß, wieviel in die Tasche der Einzelnen und wieviel in die der großen Gesellschaften fließt. Von letzteren spricht man selbst in den einheimisch weißen Kreisen Kaliforniens nur

mit einer gewissen Scheu. Man haßt sie, man weiß, daß sie unter den Chinesen eine heimliche und darum desto mehr gefürchtete Justiz ausüben, man weiß auch, daß sich ihr finanzieller Einfluß selbst bis auf den Kongreß in Washington erstreckt, man sieht, mit einem Worte, ihr Wirken alle Tage; etwas Näheres aber hat noch kein Polizeispion, keine Gerichtsverhandlung zu tage zu bringen vermocht. Und doch haben die Kalifornier es an Mühe und sonstigem Aufwand von Mitteln gewiß nicht fehlen lassen, um diesen Staat im Staate hinwegzuräumen. — Den Weißen gegenüber verhalten sich die Chinesen nichts weniger als anmaßend, aber infolge der den weißen Arbeiter vernichtenden Konkurrenz, und weil der Chinese sich nicht assimiliert, wird gegen die Einwanderung desselben heftige Propaganda gemacht. Trotz wiederholter Gesetzgebung des Kongresses dauert der Zufluß der den Kaliforniern unliebsamen Rasse fort, wenn auch nicht in so besorgniserregenden Massen, wie vordem. — Zu dem Völkchen, welches mitten in den Wogen des New-Yorker Geschäftstreibens von einem armseligen Krämchen sein äußerst bescheidenes Dasein fristet, gehört in neuerer Zeit auch der Sohn des himmlischen Reiches. Er hält gute Nachbarschaft mit der Apfelfrau. Sein einziger männlicher Genoß und Leidensgefährte ist der arme Italiener, der über keine metallreiche Stimme und über keinen Leierkasten verfügt, der daher, sofern ihm etwa das Straßenfegen nicht zusagt oder in Ermangelung politischer Protektion unzugänglich ist, auf den Candy- und Fruchthandel im kleinsten Maßstabe angewiesen bleibt. Aber noch verlassener als dieser, so recht verloren im Gewühl einer ihm noch halb fremden Welt, sitzt der Chinese vor seinem Cigarrenkrämchen. Er hält die wohlfeilste Ware und seine Gelegenheit, etwas an den Mann zu bringen, beginnt erst, wenn bei vorgerückter Abendstunde kein Cigarrenladen mehr offen ist. Dann hält er aber auch bis lange über Mitternacht aus, ja in Sommernächten bis zum Tagesgrauen. So lange noch durch die verlassenen Straßen das Johlen heiserer Nachtschwärmer hallt, bleibt er im matten Schimmer seines kärglichen Lämpchens unbeweglich wie eine Mumie sitzen. Den Zopf hat er schon längst der Civilisation geopfert.

Seine Waren anzupreisen, versteht er nicht. Geduldig muß er harren, bis die Laune eines Vorbeikommenden ihm ein paar Cents bringt, welche wie ein Almosen hingeworfen werden. Er steht auf der untersten Stufe des amerikanischen Proletariats. Jahrelang war er der einzige sichtbare Vertreter chinesischer Betriebsamkeit in New-York, gleichsam der Pionier der Mongolen-Kolonie. Allmählich kam starker Nachschub von der Pacificküste, es trat die Periode ein, in welcher die ersten chinesischen Wäschereien das Staunen der New-Yorker erregten und während der Abendstunden der Straßenjugend zum Sammelplatz wurden. Oft mußte die Polizei einschreiten; es gab Scenen des Rassenkonflikts und häufig blutige Köpfe. Doch das „Chinese laundry" war nicht mehr auszurotten, und verbreitete sich rasch über die ganze Stadt. Man sah es an allen Straßenecken; der Mongole war gekommen, um zu bleiben, und da er sich die untersten Stufen der amerikanischen Arbeitsleiter gewählt, ließ man ihn gewähren. — Die Hauptsitze der Chinesen in New-York sind in Mott-, Mulberry- und Baxter-Street.

Cigarre, siehe die Art. **Tabak, Verkehrssitten.**

clearing [kli´-rin^g] = Lichtung zur Herstellung einer Farm im Urwalde.

Cliff-House [kli´f-hauß]. Der Fremde wird, gleich am Tage seiner Ankunft, in New-York nach dem Centralpark geführt; in Washington nach dem Kapitol; in Chicago nach den Getreidespeichern; in San Francisco nach Cliff-House. Cliff-House, auf einem steil ins Meer abfallenden Felsen, bietet eine Aussicht, die zu den großartigsten zählt, welche die Welt bieten kann. Besonderes Interesse erregen die seal-rocks [ßi´l-rokß], drei wild zerklüftete und zerrissene Klippen, wegen der großen Menge von Seelöwen, die sich hier absoluter Sicherheit erfreuen und die drolligsten Schauspiele aufführen, wodurch Cliff-House zu einem der berühmtesten Wallfahrtsorte der Welt geworden ist, zu dem nicht bloß alle Fremden kommen, die das Land besuchen, sondern der auch auf die Bewohner von San Francisco die größte Anziehungskraft ausübt.

cobbler [ko´b-bl^er], siehe den Art. bar-room.

cocktail [kŏ'k-tēl], siehe die Art. bar-room, Getränke, Trunksucht.

codfish=Aristokratie [kŏ'd-fisch], siehe den Art. Reichtum.

colored people [kŏ'l-ĕrd pipl], siehe den Art. Farbige.

company [kŏ'm-pă-ne], siehe den Art. Frauen.

Congress [kŏ'n-grĕß]. Der Kongreß besteht aus dem Senat und dem Hause der Repräsentanten; er muß sich jährlich wenigstens einmal versammeln. Der Senat besteht aus zwei Mitgliedern für jeden Staat, so daß die Zahl der Senatoren gegenwärtig 76 betragen sollte. Sie werden von den Legislaturen der einzelnen Staaten auf 6 Jahre gewählt; alle 2 Jahre wird ⅓ derselben neu gewählt. Der Präsident des Senates gibt, ohne außerdem stimmberechtigt zu sein, bei Stimmengleichheit die entscheidende Stimme ab. Das Präsidium im Senate führt der jedesmalige Vice=Präsident der Ver. Staaten; im Falle dieser an die Stelle des Präsidenten der Ver. Staaten tritt, übernimmt der zeitige Präsident des Senats das Präsidium in demselben, sowie die Würde eines Vice-Präsidenten der Union.

Die Repräsentanten (292 an der Zahl) werden vom Volke eines jeden Staates auf zwei Jahre gewählt. Die Kopfzahl, für welche ein Repräsentant zu erwählen, ist gemäß dem Census von 1870 = 135 239. Diese Zahl ist gewonnen, indem man die Gesamtzahl der Bevölkerung 38 113 253, nach Abzug von 381 420, nämlich der Bevölkerung der 4 Staaten Delaware, Oregon, Nevada und Nebraska — denn diese Staaten senden trotz ungenügender Kopfzahl je einen Repräsentanten — durch die Zahl 279, nämlich die ursprüngliche Anzahl der Repräsentanten ohne die 4 obengenannten, dividierte. Dann wurden noch durch Gesetz vom 29. Mai 1872 neun Repräsentanten zu der Zahl von 283 hinzugefügt, und zwar je einer von den Staaten New=Hampshire, Vermont, New=York, Pennsylvania, Indiana, Tennessee, Louisiana, Alabama, Florida. Die vom Kongreß dazu bestimmten Territorien schicken bis zu ihrer Aufnahme als Staaten nur Delegierte (delegates, dĕ'l-ĕ-gätß) ohne Stimmrecht zur Volksrepräsentation.

cow-boy [kāū'-bōĭ]. Eine noch romantischere Erscheinung, und jedenfalls wilder und gefürchteter als der Indianer, ist der cow-boy, der berittene Hirt, der im Dienste der Groß-Herdenbesitzer die frei über die Prärie schweifenden Rinder bewacht und der für seine Person meist für 1500 bis 2000 Stück zu bürgen hat. Dieser cow-boy ist im Westen zu einer vollständig mythologischen Figur geworden, über die den tollsten Übertreibungen Glauben geschenkt wird. Er gilt als ein unbändiger Raufbold, dessen bestes Gebet ein Fluch und dessen lobenswürdigste Thaten Revolverschüsse sind, ein Unhold, dem die Rechte zuckt, wenn er einen zivilisierten Menschen sieht, und dem mit einer Rechnung für Kost und Trank zu kommen, gleichbedeutend ist mit der Unterzeichnung des eigenen Todesurteils. In der That laufen häufig genug Berichte von Gewaltthätigkeiten und polizeiwidrigen Schießübungen der cow-boys durch die Zeitungen. Und wenn man diese gebräunten Gesellen sieht, in ihren breitkrämpigen spanischen Hüten, blauen Hemden, Lederwämsern und Buckskinhosen mit dem indianischen Troddelbesatz, mit riesigem Revolver an der Seite und Bowiemesser, trotzig von Blicken und herausfordernd in jeder Bewegung, so denkt man unwillkürlich an alte Landsknechte und glaubt ohne Schwierigkeit, daß es nicht sonderlich rätlich sein würde, solch wildes Volk zu necken. Aber diese rauhe Seite kehrt der cow-boy in der Regel nur heraus, wenn er, in Berührung mit der Zivilisation, sich als halben Wilden fühlt und dem Verächter Trotz bieten zu müssen glaubt. Draußen in seinem einsamen range [ʀendʒ], der niederen Blockhütte, die den Mittelpunkt der Weidewirtschaft bildet, auf seinem Rosse unter dem freien Himmel und abends beim flackernden Feuer ist er ein frischer, treuherziger und gastlicher Geselle, der den Fremdling ohne weiteres als Freund empfängt und Abendbrot und Decke mit ihm teilt. Manche Tausende dieser cow-boys mögen in der unermeßlichen Mulde des nordamerikanischen Prärielandes bis nach Texas hinein ihr homerisches Dasein fristen. Die Rinder, die sie bewachen, werden einfach mit einem eingebrannten Zeichen versehen, und dann in die Wildnis entlassen; der cow-boy bringt die zu weit umherschweifenden in ihren Bezirk zurück und sucht aus

den benachbarten Herden die Ausreißer hervor. Es hat sich unter diesem halbwilden Volke ein eigener ungeschriebener common-law [kŏ'm-m'n-lā] ausgebildet, und darin steht die Todesstrafe für jeden Rinderdieb. Zweimal im Jahre werden die ganzen Herden zusammengetrieben — round off [raund ōf] heißt es in der Kunstsprache der cow-boys — im Frühling zum Brennen der Kälber und im Herbst zum Ausscheiden der fetten Ochsen. Zum round off braucht der cow-boy einige Mann als Hilfsarbeiter; das ganze Jahr über ist sein Dienst anstrengend genug, aber sein Blut bleibt frisch dabei und sein Auge klar, und wenn er einmal in die Stadt und zu städtischem Genusse kommt, dann ist es kein Wunder, wenn der Übermut über die dem ehrsamen Bürger gezogenen Schranken hinüberschlägt.

cow-catcher [kau'-kät-sch'r], siehe den Art. Lokomotive.

cracker [krä'k-'r] werden diejenigen Ansiedler in den südlichen Staaten genannt, die sich an irgend einem beliebigen Punkte niederlassen, um von der Jagd, dem Fischfang und dem Anbau des für ihre eigenen Bedürfnisse hinreichenden Maises ihren Lebensunterhalt zu suchen.

custom-house broker [kŏ'ß-t'm-hauß-brō"-k'r]. Der Zollhausmakler ist der Mittelsmann zwischen der Zollbehörde und dem Importeur, dessen besonderer Beruf es ist, das Handelshaus bei der verwickelten Manipulation zu vertreten, die durchzumachen ist, bis bei der Zollrevision alles für richtig befunden, der Zoll bezahlt ist und die Partie Waren in die Hände des Handelshauses gelangt. Der Makler ist der praktische Mann des Zollhauses, obwohl kein offizielles Band ihn mit demselben verknüpft. Er hat ebenso gut seine Originalität wie der Advokat, der Politiker und der Geistliche und muß ein vielseitiger Mann, ein Menschenkenner sein, muß alle zu „nehmen“ wissen, denn unter den Zollbeamten, mit denen er tagtäglich zu thun hat, sind gar wunderliche Gesellen, Leute, die einst bessere Tage sahen, wie frühere Kaufherren, Bankiers, Gesandte, Konsuln, Staatsgouverneure, Bundessenatoren bis hinunter zu den sogenannten „roughs“ [röfß] oder Rüpel, die bei den politischen Verwahlen eine große

Rolle spielen und von den berühmten Staatsmännern der Union, denen sie sehr schätzenswerte Dienste leisten, auf das Freundlichste und Lohnendste begünstigt werden. Der Makler weiß genau, welchen Weg die importierten Waren einschlagen müssen, bis sie den Ladentisch des Verkäufers erreichen. Er ist dem Importeur wie jedem, der eine Sendung von transatlantischen Gestaden erwartet, unentbehrlich und es ist viel billiger, bequemer und zeitsparender, sie durch ihn sich besorgen zu lassen, als selber die für den Laien schwierige und unangenehme Arbeit zu verrichten. Die größten Importhäuser haben ihre eigenen Makler, gerade so wie ihre Buchhalter. Fünf Dollars ist der gewöhnliche Satz für „passing exentry" [pa'ß-ßin^g ekß-e''n-tR^e], wie der terminus technicus lautet, und da, wenn es flott geht, der „broker" fünfzig derartige Geschäfte an einem Tage abwickelt, so ist es leicht erklärlich, wie es kommt, daß jene Herren sich häufig ein hübsches Vermögen erwerben. Die Jahreseinnahme mancher beträgt mehr als das Gehalt des Präsidenten der Ver. Staaten und doppelt, ja dreimal soviel als dasjenige des Hafenkollektors.

D.

Dampffähren. Den Verkehr auf dem Hudson vermitteln in New-York hauptsächlich die riesigen **Dampffähren**, die ganzen Reihen von Wagen und Scharen von Passagieren Platz bieten. Die Fähren (ferries, fe'R-R^eß) haben zu beiden Seiten hohe, lange, bedeckte Räume mit Bänken für die Passagiere; in der Mitte befindet sich ein schmaler Bau für die Bureaux und zwischen diesen und den Kajüten straßenlange Räume für Wagen und Pferde.

Dampfboote (steam-boats, ßti'm-bötß). Die nordamerikanischen Dampfboote haben nirgends ihresgleichen. Jeder Fremde bewundert diese schwimmenden Paläste, einerlei, ob er ihrer auf den östlichen oder westlichen Gewässern ansichtig wird. Er wird finden, daß das anspruchsloseste Boot immer noch schöner und eleganter ist, wie die, welche auf den europäischen Binnengewässern fahren. Im östlichen Gebiet trifft man die größten und

komfortabelsten Boote auf dem Hudson und Long-Island-Sund, im westlichen Gebiete auf dem Mississippi. Einige Boote, welche New-York mit Albany und New-York mit Boston verbinden, können 600 Passagiere bequem beherbergen, und es ist schon vorgekommen, daß sie tausend aufnehmen mußten. Auf den sogenannten Nachtbooten befindet sich ein allgemeiner Schlafraum unter Deck, und der Besitz einer Fahrkarte berechtigt zum Anspruch auf ein Bett. Auf dem Deck befinden sich Zimmer (cabins, kä'b-inß), deren Benutzung nur gegen besondere Bezahlung gestattet ist. Sie sind es übrigens wert, daß man einen Extragriff in die Geldbörse macht, denn sie sind äußerst bequem und elegant eingerichtet, vorzüglich ventiliert und bieten die Möglichkeit leichterer Rettung bei Unfällen. Die Salons sind geräumig und reich möbliert; ihre Sofas werden von denjenigen, welche nicht so glücklich waren, ein Bett oder eine Kabine in Beschlag nehmen zu können, als Lagerstätten benutzt — selbstverständlich nur, wenn das Boot überfüllt ist, was sich zuweilen ereignen mag. In solchem Falle werden auch manchmal Extrabetten im Salon aufgeschlagen, wodurch dieser Ähnlichkeit mit einem Lazarett gewinnt. — Fahrkarten können beim Abgangspunkte in der Agentur gekauft werden, aber auch ohne Preisaufschlag an Bord des Bootes. Falls man eine Kabine wünscht, ist zu empfehlen, sich solche so früh wie möglich zu sichern. Die Beköstigung ist niemals in den Fahrpreisen eingeschlossen. Auf allen Booten kann man vorzüglich speisen, teils zum festgesetzten Preise für die Mahlzeit, teils nach der Karte. Das letztere System verdrängt in neuerer Zeit immer mehr das erste. — Ein gut besetztes Dampfboot ist zur Nachtzeit ein Paradies für die Taschendiebe (pick-pockets, pi'k-pok-'tß), welche von den ahnungslosen Schläfern eine reiche Ernte einheimsen. Selbst in den Kabinen darf man sich nicht ganz sicher fühlen, da die Schurken manchmal schon am Tage ihre Vorkehrungen treffen — durch Verstellen der Schlösser u. s. w. — um nachts geräuschlos in diese Separaträume schlüpfen zu können. Wenn man in die Lage kommt, in einem Boote nächtigen zu müssen, soll man Geldbörse und Uhr auf der Brust unter dem Hemde

verbergen, und wer eine Kabine mietet, möge nicht unterlassen, vor dem Schlafengehen die Thür und das Fenster zu untersuchen und eine Unregelmäßigkeit sofort dem Steward zu melden. Nachdem er die Kabine von innen abgeschlossen, prüfe er, ob der Riegel auch gefaßt hat. In ein Spiel mit Fremden soll man sich nie einlassen, möge die Einladung noch so höflich und von ungefähr sein. — Wo die Boote mit Eisenbahnen konkurrieren müssen, stellen sie ihre Fahrpreise viel billiger als diese, und der Reisende, dem seine Zeit nicht zu kurz zugemessen ist, und dem es um den Genuß von Naturschönheiten zu thun ist, wird jedenfalls das Dampfboot dem Bahnzuge vorziehen. Nicht allein, daß er die Scenerieen eingehender beobachten kann, er ist auch vor Staub und Schwüle geschützt, kann sich nach Belieben Bewegungen machen, wie denn in diesen schwimmenden Palästen das Leben weit angenehmer ist, wie selbst in den luxuriösen Pullmanschen Palastwagen. — Auf den großen Seeen gehen sogenannte „propellers“ [prō-pĕ'l-lᵉrs], die nach dem Muster der Ozeandampfer gebaut sind. In den letzten Jahren sind Rundreisen während des Sommers mit diesen Fahrzeugen sehr beliebt geworden, und mit Recht, denn die Ufer dieser Seeen bieten dem Auge prächtige Landschaftsbilder. — Die meisten nordamerikanischen Dampfboote haben nur ein Rad, und zwar am Stern. Auf dem Mississippi und seinen Nebenströmen trifft man eine andere Bauart der Boote, wie auf den östlichen Gewässern. Der Hauptsalon ist gerade über dem Maschinenraum, wo auch die Frachtgüter und die Zwischendecks-Passagiere untergebracht werden. Die Zwischendecks-Passagiere fahren wohl auf allen Booten billig, allein die ihnen angewiesenen Räume sind auch danach. Mit dem Gepäck wird es auf den Dampfbooten noch weniger genau genommen, wie auf den Bahnen. Nur Waffen müssen bei der Abfahrt dem Steward zur Aufbewahrung eingehändigt werden, dem man beim Abschied ein Trinkgeld von 25 Cents zu geben pflegt.

In den östlichen Landesteilen kann man sich auf Abgang und Ankunft der Dampfboote mit einiger Sicherheit verlassen, doch eine Stunde oder zwei dürfen nicht in Anschlag gebracht werden; aber am Mississippi und seinen

Nebenflüssen schwebt man in der Regel in vollständiger Ungewißheit. Niemals hat man nötig, in Eile zu sein, wenn der Abgang eines Bootes zu einer bestimmten Stunde angezeigt ist. — Auf den östlichen Gewässern ist wenig Gefahr auf einer Dampfbootreise zu befürchten; von den westlichen ist aber nicht das Gleiche zu sagen. Die Boote auf dem Mississippi und seinen Zuflüssen sind infolge ihrer Bauart weit mehr der Brandgefahr ausgesetzt, und da sie auch Hochdruckmaschinen haben, ereignen sich Explosionen häufiger. Die Vorsicht gebietet, daß man auf allen amerikanischen Dampfern einen Platz in der Mitte des Decks zu wählen sucht.

Danksagungsfest (Thanksgiving day, *thä"n'ks-gi'w-in'-de'*). Im November, infolge einer Verständigung der verschiedenen Staaten-Regierungen, feiern die Ver. Staaten an demselben Tage, gewöhnlich am letzten Donnerstag des Monats, ihr Friedens-, ihr Ernte-Dankfest, und nennen es „Thanksgiving day". Wie für den Deutschen Weihnachten das Band der Liebe ist, welches sich um alle Mitglieder der Nation schlingt, so ist Thanksgiving day das Bindemittel für Amerika und seine Kinder. An dem Tage gibt es kein Rechnen, kein Knausern, da schenkt man mit vollen Händen, da sollen sich alle freuen, da werden viele Thränen getrocknet, viele Augen wiederum feucht, wenn sie sehen, wie durch kleine Gaben so reiche, so segensvolle Erfolge erzielt sind. Am Morgen pilgert alles zur Kirche, um dort dem Geber aller Gaben zu danken. Die Prediger haben an dem Tage vollständige Freiheit, sich Text und Inhalt zu wählen. — In New-York speist man gewöhnlich um sechs Uhr abends zu Mittag; nicht so am Thanksgiving day; da wird gar häufig die Stunde abgeändert und um ein Uhr oder um zwei Uhr setzt man sich zum heiteren, frohen Mahle nieder. Gäste finden sich selten dazu ein, da jeder dasselbe gern im engsten Familienkreise verlebt. Aber wer unverheiratete Freunde hat, vergißt dieselben nicht. — Die Mahlzeit besteht nun mit unbedeutenden Variationen in: Fleischsuppe, die aber häufig fehlt, da man den Suppen in Amerika nicht hold ist, dem köstlich gebratenen Truthahn nebst cranberries (kră̈n-bĕ'r-rĭ,

Preißelbeeren), Mais, Tomaten, Kartoffeln, Makkaroni und Austernpastete. Alles dieses steht bereits auf der Tafel, der Hausherr schneidet und legt vor; die Dame des Hauses verteilt die anderen Dinge. Niemand bedient sich selbst; dann werden die Überreste abgeräumt und mit den Desserttellern zugleich ein mächtiger „mince pie“ [mĭ'nß-pai] und Gefrorenes hingesetzt. Der Pie ist eine Art Blätterteig, zwischen dessen zwei Platten entweder Obst oder das gehackte, mit Rosinen und Branntwein zubereitete Fleisch gefüllt ist. Zuweilen erscheint auch ein mächtiger Plumpudding, doch bleibt dieses Gericht mehr für Weihnachten aufgespart. — Kein Bettler wird abgewiesen. Man bewirtet ihn nicht etwa nur mit einem Stück Brot, sondern auch mit Pie und Truthahn. Doch nicht nur im engsten Familienkreise feiert man mit Essen und Trinken und durch heitere Spiele dieses echte Volksfest. Auch in den Waisenhäusern, in den Krankenanstalten, in jedem öffentlichen oder privaten Institute wird es gefeiert, ja selbst in den Gefängnissen und Zuchthäusern gibt es für den Tag keine Arbeit, aber eine extragute Mahlzeit. — Auch in den Missionshäusern werden die Armen bewirtet. Die Anzahl der Geschenke für diese Mahlzeiten ist gewöhnlich sehr groß. Mit Singen, Gebet und Ansprache werden diese öffentlichen Speisungen eingeleitet, und von Minute zu Minute füllen sich die mit Buchsbaum und frommen Sprüchen geschmückten Räume mehr und mehr. Damen und Herren machen die Bedienung und suchen, soviel wie möglich, die reichen Liebesspenden zu verteilen.

Decoration-day [dè'k-ŏ-rē''-schᵉn-dē]. Der 30. Mai wird in Amerika „Decoration-day“ genannt, weil an diesem Tage die Soldatengräber geschmückt werden. Am 30. Mai kommen die Regimenter zusammen; da ziehen sie hinaus, hinter sich Wagen, die mit Blumen überladen sind. Mit dumpfem Trommelschlag ziehen sie hin zu den Kirchhöfen; dort, unter dem Gebet der Geistlichen, schmücken die Soldaten die Gräber derjenigen, die im Kampfe geblieben sind, legen die Blumenspenden nieder und pflanzen kleine Fahnen auf die Hügel. Wenn die Ceremonie vorüber ist und während die Hunderte

von Besuchern herbeiströmen, um nun auch ihre Blumenspenden niederzulegen, ordnen sich die Regimenter zum Rückmarsch in die Garnison, der unter Trommelwirbel und lustiger Musik angetreten wird.

depot [dē-pō'], siehe den Art. **Bahnhöfe**.

Deutsche in Amerika. Man hat die deutsche Auswanderung nach den Ver. Staaten von Amerika nur zu häufig unterschätzt und sie als bloßes Material betrachtet, welches allerdings dem Lande durch Vermehrung der Einwohnerzahl und der dadurch gewonnenen Arbeitshilfe zu gute gekommen sei. Man nahm an, der Deutsche habe sich nur in die bestehende Bevölkerung eingeschoben und sich so mit ihr verschmelzen, daß namentlich von einer geistigen Einwirkung auf die Bildung des Volkscharakters keine Rede sein könne. Aber die Deutschen sind in Amerika schon längst keine Fremdlinge mehr, sondern sie sind ein mächtiges und wichtiges Bevölkerungselement geworden, dessen mannigfacher Einfluß auf die Kulturentwickelung ihrer neuen Heimat nun nicht mehr geleugnet, abgeschwächt oder verhindert werden kann. Von allen seit der Bildung der Ver. Staaten in dieselben eingewanderten Volkselementen gibt das deutsche allein einen wesentlichen Faktor in der Kulturentwickelung von Amerika ab, seine Einwirkung auf die Gestaltung des amerikanischen Volkscharakters wird zusehends stärker und bereits ist ein sehr merklicher Germanisierungsprozeß in Gang gekommen. Und als durch die Erfolge in den Jahren 1870/71 die bis dahin nur dem Namen nach bestehende deutsche Nation an die Spitze der civilisierten Welt trat, und als unser Kaiserreich mit seiner Macht und der Intelligenz seiner Leiter tonangebend bei den Mächten wurde, da vollzog sich auch eine gänzliche Umwandlung des Deutschtums in Amerika, welche von größter Tragweite für dessen Entwickelung geworden ist. Das Stammesbewußtsein wachte wieder auf. Leute, welche sich längst schon dem Deutschtum entfremdet hatten, kehrten zu demselben zurück, nahmen die Muttersprache aufs neue an und zeigten das wärmste Interesse an Deutschlands Kämpfen und Erhebungen. — Der Deutsche zeichnet sich vor den Angehörigen aller übrigen Nationalitäten namentlich als eifriger und ver-

bedachter Landbauer aus. „Die Erfahrung der westlichen Staaten beweist“, erklärt die englische Zeitung New-York Sun, „daß die Deutschen alle anderen als Farmer weit übertreffen, und daß ihrem Einrücken in jedem Gemeinwesen ein stetiges Steigen der Bodenpreise folgt. In den Teilen von Missouri und Illinois“, fährt jenes Blatt fort, „wo die Deutschen sich am dichtesten niedergelassen haben, ist das Land vier- oder fünfmal so viel wert als in allen anderen Sektionen, wo die Farmen von geborenen Amerikanern kultiviert werden. Oft schafft ihre Bewirtschaftung einer Gegend Nachfrage nach Land, die vorher nicht existierte, als der Boden noch keine Anzeichen davon gab, welche Reichtümer aus ihm zu gewinnen seien.“ Der Amerikaner braucht vornehmlich gern eine deutsche Kraft, aber nicht etwa aus Liebe zu den Deutschen, sondern nur, weil sie sich am vorteilhaftesten für seine Zwecke ausnutzen lassen; seine Zwecke sind aber nur Gelderwerb! Amerikaner verkehren wenig in deutschen Kreisen.

Deutsche Gesellschaft in New-York, 13 Broadway, in der Nähe von Castle-Garden, hat nach ihren Statuten den Zweck: deutsche Einwanderer zu unterstützen, sowie notleidenden Deutschen und ihren Nachkommen Hilfe zu leisten. Die Erfüllung dieses Zweckes soll erreicht werden durch die Eröffnung und Unterhaltung eines geeigneten Lokales, in welchem durch angestellte Beamte deutschen Einwanderern und deren Angehörigen unentgeltlich Rat und Auskunft erteilt, Hilfsbedürftigen Unterstützung verabreicht, Arbeitsuchenden Arbeit nachgewiesen und Passage- und andere Geldgeschäfte im Interesse deutscher Einwanderer besorgt werden sollen. — Außer in dem obengenannten Lokale sind Angestellte der Deutschen Gesellschaft stets in Castle-Garden, dem großen Einwanderer-Depot in New-York, zu finden. Die Deutsche Gesellschaft der Stadt New-York steht mit ihren Schwestergesellschaften in den Ver. Staaten fortwährend in regem Verkehr, und Einwanderer, welche auf der Reise irgend welche Auskunft wünschen, sich in Not und Bedrängnis befinden oder Geldgeschäfte zu besorgen haben, mögen die hier folgenden alphabetisch nach den Städten geord-

neten Adressen der verschiedenen Deutschen Gesellschaften in den Ver. Staaten besonders beachten:

Baltimore, Md. Die Deutsche Gesellschaft von Maryland, 143 West Lombard Str.; H. F. Wellinghoff, Agent.

Boston, Mass. Deutscher Hilfsverein der Stadt Boston, Charity Building, Ecke Charnton u. Hawkins Str.; M. Kallmann, Agent.

Chicago, Ill. Die Deutsche Gesellschaft der Stadt Chicago, 76 South La Salle Str.; Chas. Endres, Agent.

Cincinnati, Ohio. Deutscher Einwanderungs- und Unterstützungsverein, 22 Court Str.; Carl Glossner, Agent.

Milwaukee, Wisc. Deutsche Gesellschaft von Milwaukee, 300 South Water Str.; C. Reuter, Agent.

New-Orleans, La. Deutsche Gesellschaft, 10 St. Peter Str., Post Box 63 (vgl. den Art. Briefabholung); Carl Becker, Agent.

New-York, N.-Y., Die Deutsche Gesellschaft der Stadt New-York, 13 Broadway (Brief-Adresse: Post Box 1429); Julius Hoffmann, Geschäftsführer.

Philadelphia, Pa. Die Deutsche Gesellschaft von Pennsylvania, 24 South Seventh Str.; W. R. Ackermann, Agent.

Pittsburg, Pa. Einwanderer-Hilfsverein, 107 Vierte Avenue; Joseph Frick, Agent.

St. Louis, Mo. Die Deutsche Gesellschaft, Granite Building, Zimmer 212, Ecke Vierte u. Market Str.; Wilhelm Vogel, Agent.

San Francisco, Cal. Allgemeine Deutsche Unterstützungs-Gesellschaft, 114 Dupont Str., Post Box 1517; C. Römer, Agent.

Das **Deutsche Hospital** in Philadelphia, durch freiwillige Beiträge und Schenkungen begründet, wird durch solche unterhalten in ähnlicher Weise, wie dies in fast allen größeren Städten der Union geschieht, wo

Deutsche in größerer Anzahl wohnen. Das Unternehmen in Philadelphia ist von verhältnißmäßig jungem Datum, da es erst im Jahre 1860 aufgenommen wurde, doch hat es sich einer stetig steigenden Teilnahme und Unterstützung zu erfreuen gehabt. Das Gebäude, in welchem es sich jetzt befindet und welches durch gesunde und freie Lage sich auszeichnet, bietet etwa 70 Kranken Unterkunft. Die Aufnahme ist nicht auf Deutsche beschränkt, doch wird es vorwiegend von Deutschen und Deutsch-Amerikanern in Anspruch genommen. Mit der ständigen Pflege ist eine sog. dispensary [dîß-pè'n-ßᵊ-rᵉ] verbunden, eine Art Polyklinik für Untersuchung, Beratung und Behandlung von Stadtkranken, die in bestimmten Stunden sich einfinden, und zwar mit sehr gutem Erfolge. Eine sinnige Einrichtung, die wachsende Zustimmung findet, ist, daß die Freunde des Hospitals an dem Thanksgiving day (siehe d. Art.) ihre besonderen Geld- und Naturalgaben spenden.

Dienerschaft. Einen eigentlichen Dienerstand gibt es in Amerika überhaupt nicht. Köchin und Stubenmädchen betrachten sich dort als völlig ebenbürtig mit der Hausfrau, welche sie nicht als Herrin anerkennen, die zu befehlen hat, sondern als eine Auftraggeberin, welche für bestimmte Leistungen eine entsprechende Summe Geldes bezahlt, weshalb sie bei besonderen Veranlassungen eine entsprechende Entschädigung verlangen, oder nur ihre gewöhnliche Arbeit thun und es der Hausfrau überlassen, für das übrige zu sorgen. In Deutschland ist es Sitte, daß die Herrschaft sich nach den Eigenschaften der Dienstboten erkundigt; in dem gesegneten Amerika ist die Sache umgekehrt — hier erkundigt sich der Dienstbote nach den Eigenschaften des „Masters“. Ob er verheiratet ist, nach der Anzahl der Kinder, nach dem Charakter der Frau und ob dieselbe oft in die Küche komme u. s. w. Ihre Ansprüche — auch die der eingewanderten deutschen Mädchen — sind unglaublich, den halben Tag verlangen sie für sich, dazu einen Lohn von 8—15 $ pro Monat. — Gute D i e n e r sind schwer zu finden und müssen teuer bezahlt werden; man sieht sie deshalb selbst in wohlhabenden Häusern weit seltener als bei uns.

– Die in dem „gleichen" Amerika früher so verhaßte europäische Livree findet immer mehr Eingang. — Vgl. den Art. **Farbige.**

Dollar, siehe den Art. Geld.

Droschken. Die Mehrzahl der amerikanischen Droschken ist zweispännig. Wenn man bei der Landung genötigt ist, eine Droschke zu mieten, so gilt es als selbstverständlich, daß der Kutscher das Gepäck herbeischafft. Die Droschkentaxen sind hoch, in den Großstädten in der Regel wie folgt:

Einspänner: für eine Person oder mehrere, nicht über eine englische Meile	1 $
für jeden Passagier für jede folgende Meile	1 $
für eine Person oder zwei, wenn pro Stunde, für die erste Stunde	1½ $
für jede folgende Stunde	1 $
Zweispänner: für eine Person, nicht über eine Meile	1½ $
für zwei oder mehr Personen pro Meile	2 $
für jede folgende Meile für jeden Passagier	½ $.

Man unterlasse es aber nicht, vorher ein festes Abkommen zu treffen. Das ist um so nötiger, als es in Amerika nicht, wie in Deutschland, üblich ist, daß man das Begleichen des Droschkengeldes dem Portier des Gasthofes überläßt. Ein New-Yorker Droschkenkutscher, der für eine Fahrt nach dem Gasthofe nur 1½ $ zu erhalten hat, wird unverfroren 4 $ fordern, wenn kein Übereinkommen getroffen ist. Ein Trinkgeld hat er übrigens nicht zu verlangen. Nur sei man stets bedacht auf einen genügenden Vorrat von Kleingeld, denn Droschkenkutscher sind bekanntlich niemals im Besitz von kleiner Münze. Wer einem New-Yorker Droschkenkutscher ein Fünfdollarstück mit dem Ersuchen gibt, er möge die ihm gebührenden 2 $ abziehen, darf sicher sein, daß er vorgibt, nur 1 oder 1½ $ in der Tasche zu haben.

In allen größeren Städten sind an den Eisenbahnstationen Droschken zu haben; das Droschkenwesen hat aber nirgends in Nordamerika die Ausbildung erfahren, wie in Europa. Wenn man von den nicht zahlreichen Droschken absieht, welche an den Bahn- und Dampfer-

stationen aufgestellt sind, wird man innerhalb der Stadt nur wenige Droschkenstationen finden. Die Gründe dafür sind zunächst in den zahlreichen, gut ausgestatteten Leihställen zu finden. Wenn man mehr als eine englische Meile zurücklegen will, kann man in einem Leihstall eine leichte Kutsche — buggy [bö'g-gᵉ] genannt —, mit einem schönen Pferde bespannt, billiger mieten, wie eine Droschke, man muß jedoch selbst fahren und selbstverständlich Lokalkenntnis besitzen. Sodann sind alle Städte mit einem Netz von Straßenbahnen durchkreuzt. Die einheimische Bevölkerung hat somit wenig Veranlassung, Droschken zu benutzen, sie thut das nur bei besonderen Gelegenheiten, wie Beerdigungen, Hochzeiten u. s. w. Die Fremden benutzen ebenfalls mit Vorliebe die billigen, bequemen Straßenbahnen. Ihre Benutzung setzt allerdings Lokalkenntnis voraus, da aber jeder Polizist zur Auskunft verpflichtet und außerdem jeder Nordamerikaner, den man darum anspricht, sehr hilfebereit ist, so kann man sich leicht die nötigen Kenntnisse verschaffen. Ferner schicken die meisten Gasthöfe Omnibusse nach den Stationen, und alles dies zusammengenommen hat das Droschkenwesen in engen Grenzen gehalten. — Vgl. den Art. **Pferdebahnen**.

Druiden (druids, drū'-ᵉds). Der in Amerika bestehende mysteriöse Orden der Druiden verpflichtet seine Mitglieder besonders, sich gegenseitig zu helfen, und vorzüglich bei erkrankten Brüdern Nachtwachen zu thun, außerdem ist es Zweck des Ordens, sich gemeinsam zu vergnügen. — Die Druiden zerfallen in verschiedene Grade und ihre „Haine" haben in einem „Großhain" ihren Mittelpunkt und ihre Leitung.

drummer (drö'm-mᵉʳ, **Trommler**). Was ist ein drummer? Jemand, der in den Ver. Staaten viel gereist ist, kennt sie schon dem Aussehen nach. Er fährt mit ihnen, begegnet ihnen überall, auf den Bahnen, in Hotels, Kaufläden, Restaurants, auf Dampfern — nur nicht in abgelegenen Gegenden. „Trommler" heißen in Amerika die Geschäftsreisenden, die „commercials" [kᵉm-mö'-schᵉls]. — In Hotels müssen gewöhnliche Reisende viel mehr bezahlen, als Trommler.

E.

eagle [igl], siehe den Art. Geld.

Eheschließung. Nach allgemeinem amerikanischen Rechtsbegriff ist die Ehe ein bürgerlicher Vertrag, welcher, um ihn bindend zu machen, weiterer Formalitäten und Feierlichkeiten, wie z. B. des Trauaktes, nicht unbedingt bedarf. Wer mehrere Jahre mit einer Frau zusammen gelebt, Haus gehalten und dieselbe als „seine Frau“ hat gelten lassen, wird event. auch gerichtlich als ihr Ehemann angesehen. Das gegenseitig gegebene Versprechen „als Mann und Frau zu leben“, kann event. vom Richter als eine bindende Form der Eheschließung gedeutet werden. Die aus einem solchen Verhältnis entsprossenen Kinder haben Anrecht auf ihres Vaters Namen. Die Civilehe ist in den Ver. Staaten ebenso bindend, wie die Trauung durch einen Geistlichen, aber nicht obligatorisch, wie in Deutschland. Eine Civilehe kann also nicht leichter aufgelöst werden, als eine durch einen Geistlichen vollzogene Ehe. Ein junges Paar, welches in New-York landet, kann sich sofort auf dem Mayor's Office (me'-²-i ó'f-fis, Bürgermeisteramt) trauen lassen. Eine nach amerikanischen Gesetzen auf die eine oder andere Art geschlossene Ehe wird in Deutschland anerkannt, sie könnte nur wegen Minderjährigkeit angefochten werden, wenn nämlich die Einwilligung des Vaters oder Vormundes des minderjährigen Teiles nicht vorlag.

Eilwagen (mail-coaches, me'l-kotsch-²i) besitzen nur noch im Westen Nordamerika's einige Bedeutung, die aber auch in diesen Gebieten jährlich abnimmt. Der Reisende, welcher von Osten kommt, wo er an die komfortablen Eisenbahnwagen und Dampfboote gewöhnt ist, wird dem Eilwagen des Westens auszuweichen suchen. Doch kann er es nicht immer möglich machen; er würde sonst manche interessante Punkte, wie das Yosemitethal, die Mammutbäume, die Geyser, die schönen Seeen der Sierra Nevada u. s. w. nicht berühren können, ganz abgesehen davon, daß überhaupt keine Wahl bleibt, wenn man eine bestimmte Gegend in Geschäften oder zur Ansiedelung erreichen will. Selbst in den östlichen Staaten

gibt es noch manche Sommerfrische, die nur durch einen Eilwagen mit der übrigen Welt in Verbindung steht. In den Gebirgen rasseln sie noch am zahlreichsten, und wohl mag es dem Reisenden bangen, wenn er die holprigen, schmalspurigen Wege betrachtet, die oft hart an schauerlichen Abgründen hinführen, während er in dem hin und her schwankenden Fahrzeug sitzt, das von vier oder sechs Pferden im Trabe gezogen wird — im Trabe an den Abgründen entlang, im Trabe dachsteile Abhänge hinunter. Und sein Behagen wird nicht erhöht, wenn der Kutscher gelegentlich mit der Peitschenspitze in einen schwarzen Schlund deutet und spricht: „Da ist mein Vorgänger mit seinem Gespann verschwunden und niemand hat ihn wiedergesehen." Einige Beruhigung gewährt die Geschicklichkeit der Kutscher, die meist wirklich bewundernswürdig ist. Ein so schlechter Reiter der Nordamerikaner ist, ein so vorzüglicher Fahrer ist er; in dieser Kunst hat er seinesgleichen nicht. Man muß ihn sehen, wie er sein Sechsgespann über gefährliche Gebirgswege lenkt, um ihm gerecht werden zu können; man wird dann auch begreifen, daß ein alter Kutscher mit demselben Stolz von seinen Fahrten spricht, wie ein General von seinen Feldzügen. — Die Bauart der Wagen ist nicht überall gleich, da sie dem Charakter des Weges angepaßt wird. Am häufigsten trifft man einen Wagen, der 21 Personen faßt: 12 im Innern, 9 auf dem Deck. Der Wagenkasten hängt in Lederriemen, die ihm Elastizität geben, in neuerer Zeit beginnt man sie aber durch Stahlfedern zu ersetzen. In den Niederungen wird häufig der „Schlammwagen" angewandt, der bei nassem Wetter über Wege passieren kann, auf welchen andere Fahrzeuge einsinken würden. — An Reisegepäck hat man 100 Pfund frei, über welche Grenze man überhaupt nicht gehen darf, da die Wagen nicht mit viel Gepäck belastet werden können. In eine Handtasche packt man etwas Proviant, und wenn man beim Kutscher sitzen will, vergesse man nicht, ein Whiskyfläschchen und Cigarren einzustecken. — Die Fahrkarte suche man so früh als möglich an der Abgangsstation zu kaufen. Nummerierte Plätze gibt es übrigens nicht, auch ist der Preis der Plätze nicht verschieden. Jeder sucht den besten Platz zu ergattern, und der erste

hat das Vorrecht. Selbstverständlich bemüht sich jeder um einen Eckplatz, im Winter auch wohl um einen Sitz auf der Sonnenseite. Wenn aber das Innere des Wagens besetzt ist und es begibt sich, daß der Kutscher an den Wagen tritt und spricht: „Meine Herren, bitte, räumen Sie diesen Damen Ihre Plätze ein", dann ist es nicht wohlgetan, sich lange zu besinnen. Man ist im Westen besonders streng in Sachen der Galanterie und geneigt, zu gunsten des schönen Geschlechts Gewalt zu gebrauchen. Mag das Wetter auch noch so wenig einladend sein, es ist besser, man klettert ohne Sträuben auf das Deck und stellt dort philosophische Betrachtungen an über die Entwickelungsgeschichte der Frauenwelt, als daß man den männlichen Reisegenossen, die so wie so draußen sitzen müssen, Gelegenheit gibt, zu gunsten zweier schöner Augen eine Lanze einzulegen. Bei schönem Wetter empfiehlt sich sogar zum Betrachten der Landschaft ein Sitz auf dem Deck, noch besser ist es dann auf dem Bock neben dem Kutscher, von dem man manche interessante Erzählung hören kann, wenn man seine Zunge mit Whisky oder Cigarren löst. Man darf sich ihn nicht als einen plumpen Fuhrmannsknecht vorstellen, denn er ist ein Mann von Manieren, er trägt Stehkragen und Lederhandschuhe. Man fragt ihn nicht nach seinem Namen, sondern redet ihn mit Charles an (nach amerikanischem Sprachgebrauch tschar'-le ausgesprochen). An ihn hat man sich auch zu wenden, wenn man unterwegs einsteigen will, was erlaubt ist. Er berechnet das Fahrgeld und kassiert es ein. Wer eine mehrtägige Fahrt vor sich hat, wird verwundert fragen, wie und wo er schlafen soll. Die erste Nacht verbringt er in der Regel schlaflos, in der zweiten Nacht fordert aber die Natur ihre Rechte und die dritte Nacht wird schon ganz leidlich verschlafen werden. Am Reiseziele aber zeigt sich der Schaden: da sind die Glieder wie gerädert. Eine solche Tour ist eben unter den günstigsten Umständen eine angreifende Strapaze. — In gewissen Abständen liegen Stationshäuser, wo Pferdewechsel stattfindet. Diese Pause kann man benutzen, sich zu waschen und zu kämmen, denn auf jeder Station ist ein dafür bestimmter Raum vorhanden. An manchen Stationen kann man ganz gut

speisen, doch darf man sich darauf bei der Verproviantierung nicht verlassen.

Einladungskarten werden für den Nachmittags-Empfang meistens von der Dame des Hauses und zwar in folgender Weise ausgegeben:

Mrs. (Frau) Karl Meyer
Donnerstag, 21. Mai.
Thee um 4 Uhr. 150 Veronastr.

Soll die Karte für eine Reihe oder doch mehrere **Empfangsabende** (jour fixe) gelten, so lautet die Notiz in der linken Ecke:

Mittwochs im Dezember,
von 3 bis 7 Uhr.

Soll der **Empfang** sehr formeller Art sein, so kommen größere, beinahe quadratische Karten in Anwendung. Der Wortlaut kann wie vorstehend oder folgender Art sein:

Mr. & Mrs. John Smith
zu Hause
Mittwoch, 10. Januar,
von 3 bis 7 Uhr,
110 Madison-Platz.

Erfolgt der Versand der Karten durch die Post, so werden sie in doppelte Couverts geschlossen, beim Austragen durch Boten meist einfache. Die inneren Couverts sind ungummiert und nicht geschlossen.

Einladungen zum **Mittagessen** gehen stets vom Herrn und der Dame aus; die neueste Form ist:

Mr. & Mrs. William H. Jones
erbitten das Vergnügen von
Herrn ....'s
Gesellschaft zum Mittagessen,
Donnerstag, 3. Januar,
7 Uhr,
215 Madison-Platz.

oder, wenn das **Essen** einem **bestimmten** Gast zu **Ehren** gegeben wird:

Mr. & Mrs. William H. Jones
erbitten das Vergnügen von
Herrn 's
Gesellschaft zum Mittagessen,
Donnerstag, 3. Januar, 7 Uhr,
zum Zusammentreffen mit
Herrn Oskar Wilde.
215 Madison-Platz.

Solche Einladungen werden stets auf Karten anstatt auf Briefpapier gedruckt. Namen oder Adresse werden nie abgekürzt.

Ball-Einladungen werden von der Hausfrau allein ausgefertigt in folgender Form:

Mrs. Karl A. Braun
erbittet das Vergnügen Ihrer Gesellschaft
Donnerstag Abend, 10. Januar,
10 Uhr.
Tanz um 11 Uhr. 102 Franklin-Platz.

Zu **Abendgesellschaften** wird in folgenden Formen eingeladen:

Mr. & Mrs. T. M. Clark
zu Hause
Donnerstag Abend, 10. Januar,
von 8 bis 11 Uhr.
150 Madison-Platz.

oder

Mr. & Mrs. Frederick A. Steele
erbitten das Vergnügen von
Herrn 's
Gesellschaft, Montag Abend, 9. Januar,
von 9 bis 12 Uhr.
150 Universitäts-Platz.

Für **Tanzgesellschaften** wird auch auf der Einladung zugefügt:

The German (Musik, Tanz)
beginnt 10 Uhr.

Zu **Kindergesellschaften** wird in kleiner Schrift auf niedlichen kleinen Karten oder Briefpapier mit hübscher

Fantasie-Verzierung eingeladen. Das Kind (nicht die Eltern) ladet die anderen Kinder etwa folgendermaßen ein:

Master (Der junge Herr) **William Taylor**
erbittet das Vergnügen Ihrer Gesellschaft
am Weihnachtstag, 25. Dezember,
von 10 bis 5 Uhr.
319 Park-Straße.

Einwanderungs-Kommission (Board of Commissioners of Emigration). Um die landfremden Einwanderer der Ausbeutung zu entziehen, welcher sie durch runners [Rŏ′n-n^{ör}ſ] und loafers [lō′-f^{ör}ſ] aller Art ausgesetzt sind, ist in New-York die Einwanderung unter die Aufsicht einer Kommission von neun Mitgliedern gestellt, von denen vom Gouverneur des Staates sechs ernannt werden, während der Mayor der Stadt New-York, der Präsident der irländischen Auswanderer-Gesellschaft und der Präsident der Deutschen Gesellschaft vermöge ihres Amtes dazu berufen sind. Die überwachende und fürsorgende Thätigkeit dieser Kommissarien empfängt den Einwanderer, noch ehe er das Schiff verlassen hat, hilft ihm bei der Landung, gibt ihm zeitweilig Wohnung, Nahrung und Hilfe bei Krankheit, sucht ihm Arbeit und Unterkommen zu vermitteln (siehe den Art. **Arbeitsvermittelung**), und verläßt diejenigen, welche ins Innere des Landes gehen, nicht, bis sie der Eisenbahn, welche sie dorthin führt, übergeben sind. Nach diesen Zwecken teilt sich die Thätigkeit der Kommission in zwei Departements, das landing department [lă′n-din^{g} d^{e}p-ā″^{r}t-m^{e}nt], welches seinen Sitz in Castle-Garden (siehe diesen Art.) hat und in das hospital and refuge department [hŏ′ß-p^{e}-t^{e}l ănd Rĕ′f-jūdG] auf Ward's Island. Der materielle Aufwand, welchen die Einwanderungs-Kommission und die Unterhaltung der derselben unterstellten Einrichtungen verursacht, fällt dem Staate New-York zur Last und betrug in den letzten Jahren über 200 000 $ jährlich. Durch Staatsgesetz vom Jahre 1855 hatten die commissioners [k^{e}m-mĭ′sch-^{e}n-^{er}ſ] das Recht erhalten, von jedem Einwanderer als Entgelt für die zu seinem Vorteil gereichenden Leistungen eine Kopftaxe von 2½ $,

welche später auf 1½ $ ermäßigt wurde, zu erheben. Im Jahre 1876 wurde diese Erhebung vom obersten Gerichtshof der Ver. Staaten für unverträglich mit der Verfassung erklärt und abgeschafft. Ein neuer gesetzgeberischer Akt führte sie unter anderer Form wieder ein, indem als Inspektionstare von den eingehenden Schiffen 1 $ für jeden Passagier eingezogen wurde. Aber auch in dieser Form wurde die Abgabe seitens des Gerichts für unzulässig erklärt. Seit Juni 1883 haben sich die Steamerkompagnieen bereit erklärt, ½ $ für jeden gelandeten Emigranten zu zahlen, wovon die Regie der Einwanderungs-Kommission gedeckt wird.

Eis. Ebenso ungeheuer, wie der Genuß von Getränken, ist der Verbrauch an Eis in Amerika Der Amerikaner trinkt fast ohne Ausnahme alles mit Eis, selbst Wasser, Thee, Milch und Kaffee. Jeden Winter werden von den Eisfeldern des Hudson mehr als 100 000 Tonnen in den an seinen Ufern befindlichen Magazinen untergebracht. Aus den gewaltigen Eishäusern des Hudson wird das Eis durch eigene Gesellschaften an Zwischenhändler verkauft, die es wieder an die einzelnen Parteien abgeben. Man abonniert sich in Amerika auf das Eis ebenso, wie etwa auf eine Zeitung und findet jeden Morgen neben der letzteren sein 1 oder 2 Pfund wiegendes Eisstück vor der Thür auf der Straße liegen. In jeder Haushaltung befindet sich ein gewöhnlich an der Treppe aufgestellter ice-cooler [ai′ß-kū-lör], ein Wasserbehälter mit dicken Wandungen, in welchen das Eisstück placiert wird, und der das zugeschüttete Wasser dadurch auf der niedrigsten Temperatur erhält. — Die Amerikaner betreiben einen regelmäßigen Eisexport bis nach China und Indien; die Ausfuhr erreicht oft ein Quantum von mehr als eine Million Centner im Werte von mehr als 500 000 M. Das Hauptquantum an Eis liefert der Hudsonstrom; da New-York an dessen Ausflusse liegt, so ist er zur Eislieferung vorzüglich geeignet. Die Eisernte beginnt schon Ende November. Das Wasser des Stromes ist wunderbar hell und rein, und die Eisgesellschaften haben diese seltenen Vorzüge bald erkannt und ausgebeutet. Die maschinellen Einrichtungen zum Einbringen

des Eises sind so vorzüglich, daß die Kosten des Schneidens und Einbringens nur $2^3/_4$ bis $3^3/_4$ Pfennig für den Centner betragen. Dieses Eisgeschäft liegt fast ausschließlich in Händen von 15 großen Gesellschaften, deren eine, die Knickerpoker-Eisgesellschaft in Philadelphia, beispielsweise im Sommer 250 Wagen sowie 800 Personen beständig zur Ablieferung beschäftigt. Es kann daher nicht überraschen, daß für die Interessenten eine Fachzeitung, das „Eishandels-Journal", erscheint, welche monatlich einmal in Philadelphia herausgegeben wird.

Das Eis ist in New-York kein Luxus, sondern es gehört zu den notwendigen Bedürfnissen des Lebens, mehr noch, als das Bier dem Bayern Lebensmittel geworden ist. Das Trinkwasser brächte im Sommer ohne Eis keine Labung, ja es wäre kaum zu genießen. Auch Butter, Fleisch und verschiedene Produkte würden sich ohne Eis gar nicht erhalten lassen. Man legt das Eis in das Wasser und bringt es auf den Tisch, oder man bringt das Wasser in Flaschen zwischen Eis und läßt es so kühl werden. Selbst beim Morgenessen steht der unentbehrliche ice-pitcher (ai'ß-pit-schör, **Eiskrug**) auf dem Tische. Obwohl das einem im Anfang fremd vorkommt, und der Magen dadurch keine wohlthätigen Einflüsse erfahren mag, so gewöhnt man sich bald so sehr an das ice-water, daß man kaum mehr eine Mahlzeit ohne dasselbe genießen zu können glaubt. — Aber nur mit dem Wasser ist es, zum Ärger der Temperänzler, noch nicht abgethan. In den Gasthöfen und Konditoreien werden die verschiedensten Getränke nebst allen möglichen kühlenden Sorbetts und Früchten verabfolgt, so daß für den Gaumen des Feinschmeckers wie für das unverfeinerte Bedürfnis des Arbeiters gleichmäßig gesorgt ist. Die amerikanischen „gemischten" Getränke sind berühmt. Das amerikanische Genie leistet in diesen Sachen Vorzügliches, und namentlich das ice-cream (ai'ß-krīm, **Gefrorenes**) ist von einer Güte und Feinheit, die unübertroffen ist. Das ice-cream ist ein Nationalgericht der Amerikaner, so daß es selbst in manchem einsamen Dörfchen des Felsengebirges angetroffen werden dürfte. Bei Kinderfesten wird kaum mehr anders als mit ice-cream und Kuchen bewirtet. Leider wird es auch oft verfälscht, und man hört nur

zu oft von Krankheitsfällen, die durch den Genuß von Gefrorenem sich ereignen. Die Ice-Cream Saloons New-Yorks gehören zum Schönsten, das in dieser Art bestehen kann. Die 100 Fuß tiefen, 50 bis 70 Fuß breiten Säle sind bis Mitternacht belebt. Von den Decken herab glänzen prunkende Malereien und reich vergoldete Verzierungen; üppige Blumen und Früchte des Südens erfreuen das Auge und verbreiten balsamischen Duft. Aus den ungeheuren Spiegeln scheinen die reichen Gasflammen wieder; der Saal gleicht einem lichtdurchströmten Prunkgemach. In fieberhafter Aufregung glänzen die Augen der feinen amerikanischen Frauen, und der Zauber wird vervollständigt durch die Pracht und Mannigfaltigkeit ihrer Toiletten. Wer einen solchen Salon New-Yorks besucht hat, vor dem ist ein glanzvolles Stück amerikanischen Lebens aufgetaucht.

Eisenbahnen. Als das amerikanische Eisenbahnsystem entstand, bahnte jeder Wagenzug der Zivilisation den Weg durch die Wildnis. Jeder Zug war halb wandernder Ort, halb Hotel, halb Schiff. Diesen Charakter haben die Waggons behalten, die zum großen Teile auf wochenlangen Reisen durch unwirtbare Gegenden rollen. Der amerikanische Volkscharakter liebt die Bewegung, die Wagen haben daher auch die Dimensionen beweglicher Häuser, sechzig und mehr Fuß lang, sämtlich mit einem Gang in der Mitte, mittels dessen man durch den ganzen Zug zirkulieren kann. Unablässig bewegt sich das Publikum, die Kondukteure, Obst-, Zigarren-, Zeitungsverkäufer und fliegende Leihbibliothekare in diesen Gängen auf und nieder. Amerikanische Nerven gehören dazu, um das unablässige Thürenschlagen, Ausrufen der Verkäufer neben dem Gerassel des Zuges, dem Läuten der Lokomotiven, dem Gongschlagen auf den Stationen zu ertragen. Die Sitze sind eng, unbequem, mit niederen Lehnen, ohne Rücksicht auf bequeme Kopfanlehnung konstruiert, die Fenster klein; jedoch die Wagen hoch und luftig. — Der demokratische Geist des amerikanischen Lebens gestattet offiziell nur eine Wagenklasse. Die Praxis hat deren aber mehr, als in Europa üblich sind, geschaffen. Da gibt es Palastwagen, Hotelwagen,

Schlafwagen, Salonwagen, Lehnstuhlwagen, Rauchwagen, Auswandererwagen ꝛc. Auf einigen Bahnen ist die Möglichkeit gegeben, in den Wagen vortreffliche Mahlzeiten an gedeckten Tischen einzunehmen; in allen Wagen befinden sich Toilettenräume und Gefäße mit eiskaltem Trinkwasser, alle sind heizbar — kategorische Erfordernisse eines extremen Klimas. Auf den meisten Routen befinden sich besonderen Gesellschaften angehörige Schlafwagen. Die Betten dieser Wagen, in zwei Reihen übereinander eingerichtet, sind breit und bequem, sie werden am Tage herab-, nachts hinaufgeklappt und lassen dann die Sitze frei. Diese Wagen haben gewisse Vorzüge, ihre Existenz ist unerläßliche Notwendigkeit bei der Konstruktion der Sitze amerikanischer Wagen, die nicht die geringste Ruhelage gestatten. Aber der Aufenthalt in einem Raume, in dem unter Umständen zwanzig bis dreißig und mehr, zum Teil sehr wenig zivilisierte Personen in wirklicher Betttoilette übernachten, die von Farbigen mit ihrer sonderbaren Atmosphäre bedient werden, ist besonders in den überaus heißen Sommernächten ebenfalls nur für amerikanische Nerven und durch lange Gewöhnung erträglich. — Unfälle finden auf dem amerikanischen Eisenbahnsystem besonders im Innern des Wagens bei gewöhnlichem Dienste statt. Die fortwährend in den Wagen zirkulierenden und stehenden Individuen werden durch sonst harmlose Rucke oft zum Straucheln und Fallen gebracht und beschädigen sich dann an den scharfen metallenen Kanten der Sitzgerüste. Diese meist, jedoch nicht immer, leichten Verletzungen sind überaus häufig. — Der amerikanische Volksgeist ist der Uniformierung gerade so abgeneigt, wie der europäisch-kontinentale dafür eingenommen ist. Wie hier die Überfülle der Uniformierung mit unzweifelhaften Nachteilen verknüpft ist, so hat die völlige Abwesenheit derselben auf den meisten amerikanischen Bahnen (nur auf einigen führt das mit dem Publikum direkt verkehrende Personal einige Abzeichen) große Unbequemlichkeiten, besonders für den Fremden, im Gefolge. Dem Amerikaner, der in seiner Vertrautheit mit seinen Verkehrsanstalten, in denen ein guter Teil seiner geistigen Thätigkeit aufgeht, und kraft seines Prinzipes der Selbsthilfe, den Bei-

stand der Funktionäre so gut wie gar nicht in Anspruch nimmt, hat dieser Mangel wenig Lästiges, wird aber doch immer allgemeiner als solcher anerkannt, obwohl man sich nie entschließen wird, in dieser Beziehung auf Einrichtungen zu kommen, die den europäisch-kontinentalen auch nur entfernt angepaßt sein konnten. — Es gibt auch in Momenten größter Hast kein Gedränge, kein lautes Zurufen, kein Kommando, keine unnützen Worte irgend welcher Art, weder an Billetschaltern, noch vor Expeditionen, noch sonstwo, und in bewunderungswürdiger Weise ordnet sich alles von selbst durch genaue Beobachtung vernünftigen Herkommens und gegenseitiger anständiger Gefälligkeit, wie denn die Sitte in Amerika überall mächtiger ist, als das Gesetz.

Wie intim die Beziehung des Amerikaners zu seinen Verkehrsanstalten, diesen Nerven seiner staatlichen und bürgerlichen Existenz ist, davon erblickt man die Reflexe allenthalben bei den verschiedensten Lebensgelegenheiten. Dampfschiffe, Lokomotiven, Brücken, Fähren, Stürme, Rettungen zeigt das Bilderbuch der Kinder, das bei uns Soldaten und Schlachten aufweist; jede Dame kennt die Initialen der Bahnen, die Namen, das Exterieur der berühmtesten Schiffe; die Stoffe zu den Verwickelungen des Lustspiels auf der Bühne, zu den Lazzi der Clowns im Cirkus, die Fabeln der Romane sind zum großen Teile dem Leben der Verkehrsanstalten entnommen.

Das amerikanische Eisenbahnwesen ist keiner einheitlichen Gesetzgebung unterworfen und keiner Centralbehörde unterstellt, welche Betriebsvorschriften machen kann, wie in Deutschland. Ja, die Eisenbahnen bilden nicht einmal einen Verband oder einen Verein, der als Organ dienen könnte für eine Übereinkunft in bezug auf ein einheitliches Betriebssystem. Jede Bahn handelt ganz unabhängig und nach Belieben, ohne Rücksicht auf die anderen Bahnen. Manchmal bekämpfen sie sich einzeln oder in Gruppen auf das Heftigste, dann schließen sie wieder auf kürzere oder längere Zeit Verträge über Personen- und Güterbeförderung, aber stets nur gruppenweise, niemals im Ganzen.

Die amerikanischen Bahnen ändern gar nicht selten ihre Namen aus Anlaß von Verschmelzungen, Pachtverträgen und aus anderen Gründen, oder es werden für eine größere Zahl von Bahnen beliebige Kollektivnamen aufgestellt. Wer sich von der Namensänderung der amerikanischen Eisenbahnen überzeugen will, betrachte die Hunderte von Namen enthaltende „List of old and new Names of Roads", die in dem monatlich einmal in New-York erscheinenden, leider nichts weniger als praktisch eingerichteten „Traveller's official Railway-Guide" zu finden sind. Überhaupt ist es auffallend und geradezu unglaublich, daß nirgendwo in den Ver. Staaten ein Fahrplanbuch herausgegeben wird, daß sich in Beziehung auf praktische Einteilung, Brauchbarkeit und rasche Zurechtfindung auch nur annähernd dem „Reichskursbuch" an die Seite stellen ließe; allerdings ersetzen die leicht zu erhaltenden Einzelfahrpläne diesen Mangel einigermaßen. — Siehe die Art. Abfahrtszeichen, Bahnhöfe, Fahrkarten, Gepäck, Hotelwagen, Palastwagen, Rauchwagen, Schlafwagen.

Eisenbahn-Agentur im Castle-Garden. Einwanderer, welche auf einer der Eisenbahnen oder Dampfschiffe, für welche Fahrkarten im Depot verkauft werden, weiter zu reisen wünschen, haben sich an die Beamten der Eisenbahn-Agentur zu wenden und diejenige Route, welche sie zu benutzen wünschen, auszusuchen. Der Agent der betreffenden Route ist verpflichtet, die Emigranten nebst Gepäck ohne Unkosten nach dem betreffenden Bahnhofe oder der Dampfschiff-Landung — wenn ausführbar zu Wasser, sonst zu Lande — bringen zu lassen. — Ehe ein Stück Gepäck eines Emigranten, welcher sein Reisebillet von dem Agenten der Eisenbahnlinie gekauft, entfernt werden darf, muß es gewogen und jedes Stück mit einer Marke versehen werden, worauf Bestimmungsort und die laufende Nummer stehen, und soll der Eigentümer einen mit Tinte geschriebenen Schein erhalten, auf welchem die Nummer des Gepäcks angegeben ist. Jeder erwachsene Passagier hat 100 Pfund Gepäck frei. Der Wägemeister ist verpflichtet, jedem Emigranten, welcher Übergewicht zu bezahlen hat, eine Quittung zu geben, worin das

Gesamtgewicht des Gepäcks angegeben ist, der Betrag für Übergewicht pro 100 Pfund und der Betrag, welcher dafür bezahlt wird.

elevated railroad [e'l-e-we-ted re"l-rod], siehe den Art. Hochbahn.

elevator [e'l-e-we-ter], Personenaufzug, Fahrstuhl. Die klimatischen Verhältnisse, die große Höhe vieler öffentlichen und Privatgebäude, sowie der große Wert der Zeit machen in Amerika die Personenaufzüge weit mehr zum Bedürfnis als im allgemeinen in Deutschland. Wenn in unserem heimischen Bauwesen das Beförderungsmittel der Personenaufzüge zur Zeit noch eine sehr bescheidene Rolle spielt, so wird im Gegensatz dazu in den Ver. Staaten bei Anlage öffentlicher und privater Gebäude von diesen Einrichtungen ein sehr weitgehender Gebrauch gemacht. Bessere Wohnhäuser von mehr als 3 Stockwerken werden in New-York, Boston u. s. w. kaum noch gebaut werden, ohne mit einem Personenaufzug versehen zu werden, den die Wasserleitung treibt. Die Aufzüge werden in einer solchen Vollkommenheit hergestellt, daß die in deutschen Gasthöfen befindlichen wegen ihrer geringen Leistungsfähigkeit und Langsamkeit mit Recht den Spott der Amerikaner herausfordern.

elevators, Getreidelagerhäuser, umfangreiche Gebäude zur Aufnahme und zeitweiligen Lagerung von Getreide, zugleich Depots mit öffentlichem Glauben, befinden sich in großer Zahl in den Städten, die lebhaften Getreidehandel treiben, meist im Besitz der Eisenbahngesellschaften oder Schiffsvereinigungen, zum Teil besonderer Genossenschaften. Ihre Eigentümer und die Zuverlässigkeit derselben kennt die Handelswelt genau. Gegen Brandschaden sind sie in ausgiebiger Weise versichert. Um sich ein solches Lagerhaus, also einen „Elevator", vorzustellen, muß man vor allem völlig zu vergessen suchen, wie die uns wohlbekannten Giebelspeicher in den deutschen Seestädten aussehen. Man denke sich vielmehr ein Gebäude mit fensterlosen Umfassungswänden ohne Zwischendecken, in dessen Innenraum wie Orgelpfeifen nebeneinander zahlreiche hohe kastenförmige Gefäße stehen, von den Amerikanern „bins" [bini] genannt. Dieselben

haben am unteren Ende einen trichterförmigen Abschluß zum Ausladen des in ihnen enthaltenen Getreides. Die Böden der Zellen liegen nämlich so hoch über dem Fußboden, daß Frachtfuhrwerke oder Eisenbahnwagen darunter fahren und unmittelbar aus den Ausladetrichtern voll Getreide geschüttet werden können. Wenn dasselbe zu Schiff weiter gehen soll, so wird die unten aus der Zelle fallende Frucht mit einem Hebewerke gehoben, gewogen und fließt alsdann in Schüttrinnen den Schiffsluken zu. Die Füllung der Zellen erfolgt aus den turmähnlichen Aufbauten, welche das Dach des Gebäudes überragen und die Reinigungsmaschinen, Wagen u. s. w. in sich bergen, mit Hilfe von Schüttrinnen. In diese Türme gelangt das Getreide mit Hebewerken, deren englische Benennung „elevator" auf die Gebäudegattung angewandt worden ist. Solche Hebewerke (Paternosterwerk, Eimerkunst) befinden sich innerhalb und außerhalb des Gebäudes. Es beträgt die Leistungsfähigkeit eines solchen Hebewerkes in der Stunde etwa 150 bis 180 Tonnen oder mit anderen Worten: es kann den Inhalt von 15 bis 18 Güterwagen in einer Stunde nach dem Maschinenturm fördern. — Das frisch ankommende Getreide fließt aus der Eimerkunst zunächst nach einer Wage, welche genau eine Wagenladung faßt und das Gewicht derselben selbsttthätig angibt, hierauf auf ein Drahtsieb und in eine Windfege zur Beseitigung der fremden Beimischungen, Getreidewürmer und sonstigen Unreinigkeiten, sodann abermals nach einer selbstthätigen Wage und zuletzt in eine der bins. Diese aus Fichtenbohlen, selten aus dünnem Eisenblech mit Holzumrahmung hergestellten Zellen sind in der Regel 15 bis 18 m hoch, 2 bis 4 m lang und breit und bieten Raum zur Aufnahme von 50 bis 200, durchschnittlich etwa 100 Tonnen Weizen. Die Hebewerke sowohl, als auch die Reinigungsmaschinen und Wagen werden mit billiger Maschinenkraft und mit möglichster Herabminderung der Aufseherzahl betrieben. Nach der Verwiegung und Reinigung des Getreides wird dasselbe von Beamten der Börse klassiert; über die Niederlegung wird ein receipt [rⁱ-ßī't] oder warrant [wŏ'r-rᵊnt] erteilt, das in blanco indossierbar ist und umläuft. Die Identität des eingelegten Getreides wird dabei nicht festgehalten; das

receipt garantiert nur eine bestimmte Quantität einer Klasse des standard [stän'dărd], dagegen wird, wenn die Ernte in der Qualität verschieden war, der Jahrgang unterschieden. Die unerläßliche Bedingung der Aufnahme in den Elevator ist die Trockenheit des Getreides; sie wird lediglich durch das Gefühl der Hand festgestellt. Da die kleinsten Zellen etwa 30 Tonnen oder 3 Wagenladungen fassen, so dient diese Menge gewissermaßen als Handelseinheit. — Die Niederlagegebühren betragen einen Cent pro Bushel für Ein- und Ausladen und ½ Cent für je 10 Tage Lagerung oder weniger. Da das niedergelegte Getreide in der Regel vor Ablauf der ersten 10 Tage dem Elevator wieder entnommen wird, so erweist sich das Geschäft für die Eigner der Elevators ebenso gewinnbringend, wie es für die Bequemlichkeit und Sicherheit des Getreidehandels förderlich ist. Der Fassungsraum eines Elevators beträgt oft bis zu 2 Millionen Bushels.

Emigranten- oder Auswanderer-Hotels. Gast- und Logierhäuser bieten häufig für teure Preise eine jammervolle Unterkunft; dem Auswanderer ist daher in dieser Beziehung, namentlich in den Hafenstädten, die größte Vorsicht zu empfehlen. — In New-York, wo die meisten Einwanderer landen, werden im Castle-Garden nur Agenten und Bedienstete von solchen Gast- und Logierhäusern zugelassen, deren Eigentümer als reelle Geschäftsleute bekannt sind. Jeder Gasthausbesitzer muß während seiner Anwesenheit im Landungsdepot ein Abzeichen (Brustschild) mit der Aufschrift: „Licensed boarding-house-keeper" tragen. Der Wirt muß der Einwanderungs-Kommission täglich anzeigen, welche Passagiere er aus dem Depot mitgenommen. Die Erfüllung der Verpflichtungen ist durch eine Kaution von 300 $ und durch häufige Inspektionen der zugelassenen boarding-houses [bōr'-dĭng-hau-sĕs] gesichert, welche die Beamten der Kommission vornehmen. — Wer also in ein Wirtshaus gehen will, kann sich im Castle-Garden mit einem der Wirte verständigen, welche daselbst nach Gästen Umschau halten. Die Preise für Kost und Logis sind aber in der Regel höher, als die Mehrzahl der Ein-

wanderer in Deutschland zu zahlen gewohnt ist. Um Unannehmlichkeiten oder Enttäuschungen zu vermeiden, ist es ratsam, daß man sich vorher von dem Wirte eine Karte einhändigen läßt, auf welcher sein Name nebst Adresse, sowie die Preise für Kost und Logis (boarding) per Tag, per Woche, für einzelne Mahlzeiten und für einmaliges Übernachten stehen müssen. Die Emigranten-Wirte sind zur Ausgabe solcher Geschäftskarten an ihre Kunden gesetzlich verpflichtet. In jedem Emigranten-Gasthaus soll gesetzlich eine Taxe aufgehängt sein, welche die Preise für Logis und Kost, sowie alle Regulative, unter denen sie stehen, enthält. Der Preis beträgt für Kost und Wohnung in der Regel für den Tag und Kopf 1 bis 1½ $ mit einer Ermäßigung bei längerem Aufenthalt. — Wirtshausrechnungen sollten von Tag zu Tag bezahlt werden, weil dadurch am wirksamsten alle etwa möglichen Meinungsverschiedenheiten zwischen Gast und Gastgeber verhütet werden. Der Wirt muß bei Empfang der Zahlung dem Emigranten eine genaue Rechnung ausstellen. Für Gasthausschulden — aber nur für Kost und Logis — welche beim Abgang des Reisenden nicht bezahlt werden, kann der Wirt das Gepäck desselben zurückhalten und nach Verlauf einer gewissen Frist zum Verkauf bringen. Einwanderer mit reichlichem Gepäck und einem leichten Sinn werden deshalb häufig zum Schuldenmachen im Gasthause verleitet, um das Unvernünftige ihrer Handlungsweise erst dann einzusehen, wenn es zu spät ist. — Das von dem Lutherischen Emigrantenhaus-Vereine gegründete und gegenüber vom Castle-Garden in 16 State Street [ßte't ßtrīt] belegene „Deutsche Emigrantenhaus" ist für ruheliebende und sparsame Einwanderer besonders zu empfehlen.

Emigrantenzüge. Für Auswanderer, welche von New-York aus die Weiterreise ins Land antreten wollen, kommen von den vielen Bahnen, welche dem Personen- und Güterverkehr in der näheren Umgebung der ersten Handelsstadt der neuen Welt dienen, die vier sogenannten Stammbahnen (Trunk-lines, trö'nᵍk-lains) in Betracht. Diese Linien sind: 1) die New-York, Lake Erie and Western-Eisenbahn (auch kurzweg Erie-Bahn genannt);

2) die New-York-Central- und Hudson-River-Eisenbahn; 3) die Pennsylvania-Eisenbahn und 4) die Baltimore- und Ohio-Eisenbahn. Jede dieser vier Hauptbahnen, welche mit ihren Zweiglinien und Anschlüssen fast alle Städtchen in den Ver. Staaten bis in den fernsten Westen hinein berühren, und von denen die Pennsylvania-Eisenbahn am meisten zu empfehlen ist, hat neben den gewöhnlichen Personenzügen, deren Benutzung auf weite Strecken sehr kostspielig ist, für Einwanderer besondere „Emigrantenzüge" zu bedeutend ermäßigten Preisen eingerichtet, welche von einer großen Menge Reisender benutzt werden. Alle vier Bahnen laufen in Omaha am Missouri zusammen; dort beginnt die Union-Pacificbahn, welche bis Ogden im Mormonenlande führt, wo die Central-Pacificbahn mit dem Endpunkte in San Francisco beginnt. Die Reise mit dem Emigrantenzuge kann strapaziös genannt werden, denn dieselbe kann bis San Francisco 12 bis 13 Tage währen. Bis Omaha braucht man sich nicht zu verproviantieren, denn bis dahin gibt es genug Speisestationen (siehe den Art.), und da die Bummelzuge oft stundenlang an einem Knotenpunkte halten, so kann man bequem in die Stadt schlendern, essen und Einkäufe machen. Außerdem springen an jeder Station Händler in den Zug, welche Milch, Eier, Limonade, Gebäck und dergleichen anbieten. Zum Überfluß wird der Zug auch noch von einem Händler begleitet — eine Erscheinung, welcher man auf allen größeren Bahnen begegnet. Gewöhnlich ist es ein halbwüchsiger Jüngling, der das Abkommen mit der Bahn getroffen hat, Handel in gewissen Zügen treiben zu dürfen. Seine Kiste stellt er in die Ecke eines Wagens und durchgeht in regelmäßigen Pausen die Wagen, indem er das eine Mal Cigarren, das andere Mal Zeitungen und das dritte Mal Obst und Zuckergebäck anbietet; andere Lebensmittel führt er nicht. In Omaha muß aber an die Verproviantierung gedacht werden, denn eine mehrtägige Reise, größtenteils durch Wildnisse, steht bevor. Die beste Gelegenheit dazu ist in dem Bahngebäude von Omaha geboten, und der Stationsvorstand läßt durch Ausrufer auch darauf aufmerksam machen. In dem Magazin kann man alles zu mäßigen Preisen haben, was man für eine solche

Reise nur begehren mag, selbst Körbchen zum Verpacken der Eßwaren sind zu haben. Man vergesse nicht Thee oder gemahlenen Kaffee nebst einem Blechgefäß zum Kochen. In jedem Wagen steht nämlich, selbst im Hochsommer, ein Ofen, zu dem in sehr liberaler Weise Kohlen geliefert werden. Handtuch und Seife sollte man sich schon in New-York besorgen, sie sind unerläßlich auf solcher Reise. Seit Mitte 1882 haben die beiden Pacificbahnen die lobenswerte Neuerung getroffen, daß ihre Emigrantenwagen mit Bettgestellen versehen sind. Es sind das nur Holzgestelle, welche während des Tages zusammengeklappt werden. Jedem Passagier ist es gestattet, eine Matratze mitzubringen, die er in Omaha kaufen kann. Wenn man in New-York Fahrkarten nach Kalifornien — die Station ist gleichgiltig — gekauft hat, so müssen dieselben in Omaha umgetauscht werden, und diesmal muß man eine bestimmte Station in Kalifornien angeben, und ein Gleiches muß mit den Checks für das Gepäck (siehe dsn Art.) geschehen. Wer nicht in den Gepäckraum geht, sein Gepäck verwiegen und sich einen anderen Check geben läßt, kann bestimmt darauf rechnen, daß seine Effekten in Omaha zurückbleiben. In Ogden muß die Verproviantierung bei Gelegenheit des Wagenwechsels erneuert werden; dann kommt die große amerikanische Wüste. Hat man Kalifornien erreicht, dann kann man an jeder Station zu mäßigen Preisen gute Mahlzeiten haben.

Emigranten-Züge von New-York aus.

Tabelle einer Auswahl von für deutsche Einwanderer besonders in Betracht kommenden Orten, mit Angabe von County und Staat, Dauer der Reise (Tage), Preis eines vollen Fahrbillets (ticket) und Fracht für je 100 Pfund Übergewicht des Gepäcks.

Ort	Tage	Preis	Fracht
Albany, Albany Co., N. Y.	2 Tage	$2.00	$0.50
Albuquerque, Bernalillo Co., N. Mex.	9	56.75	11.85
Allentown, Lehigh Co., Pa.	2	2.34	0.95
Alton, Madison Co., Ill.	4	15.75	3.65
Altoona, Blair Co., Pa.	2	5.65	1.65
Ann Arbor, Washtenaw Co., Mich.	4	11.15	2.75

Appleton, Outagamie Co., Wis. . . .	5	19.45	4.40
Ashland, Ashland Co., Wis.	5	28.20	6.15
Atchison, Atchison Co., Kans.	5	22.25	4.95
Atlanta, Fulton Co., Ga.	5	18.70	4.25
Auburn, Cayuga Co., N. Y.	2	5.50	1.60
Augusta, Richmond Co., Ga.	4	16.00	3.70
Austin, Travis Co., Tex.	6	25.00	5.50
Baltimore, Baltimore Co., Md.	2	4.25	0.75
Battle Creek, Calhoun Co., Mich. . .	4	12.05	2.90
Bay City, Bay Co., Mich.	4	11.80	2.85
Belleville, St. Clair Co., Ill.	4	16.25	3.75
Beloit, Rock Co., Wis.	5	15.75	3.65
Birmingham, Alleghany Co., Pa. . .	2	7.10	1.90
Bismarck, Burleigh Co., Dak.	6	32.90	7.10
Bloomington, McLean Co., Ill.	4	15.50	3.60
Booneville, Cooper Co., Mo.	5	21.20	4.75
Buffalo, Erie Co., N. Y.	2	6.00	1.70
Burlington, Des Moines Co., Ia. . . .	4	17.75	4.05
Cairo, Alexander Co., Ill.	4	17.40	4.00
Cedar Falls, Black Hawk Co., Ia. . .	5	20.90	4.70
Cedar Rapids, Linn Co., Ia.	5	19.75	4.45
Charleston, Charleston Co., S. C. . .	4	15.50	3.60
Charleston, Kanawha Co., W. Va. . .	3	13.45	3.20
Chattanooga, Hamilton Co., Tenn. . .	5	18.20	4.15
Cheyenne, Laramie Co., Wyo.	8	42.25	8.95
Chicago, Cook Co., Ill.	4	13.00	3.10
Chillicothe, Livingstone Co., Mo. . .	5	22.15	4.95
Chillicothe, Ross Co., O.	4	11.25	2.75
Cincinnati, Hamilton Co., O.	4	11.50	2.80
Cleveland, Cuyahoga Co., O.	3	8.95	2.30
Clinton, Clinton Co., Ia.	5	17.25	3.95
Columbus, Franklin Co., O.	4	10.00	2.50
Corinth, Alcorn Co., Miss.	6	22.25	4.95
Corry, Erie Co., Pa.	3	7.75	2.05
Council Bluffs, Pottawattomie Co., Ia.	5	23.00	5.10
Cuero, De Witt Co., Tex.	7	28.60	6.20
Cullman, Blount Co., Ala.	5	21.75	4.85
Cumberland, Alleghany Co., Md. . .	2	7.00	1.90
Davenport, Scott Co., Ia.	4	18.20	4.15
Dayton, Montgomery Co., O.	4	10.85	2.65
Decatur, Macon Co., Ill.	4	15.50	3.60

Delaware, Delaware Co., O. 4 9.95 2.50
Denver, Arrapahoe Co., Colo. 9 42.25 8.95
Des Moines, Polk Co., Ia. 5 22.00 4.90
Detroit, Wayne Co., Mich. 4 10.00 2.50
Detroit, Becker Co., Minn. 6 28.85 6.25
Dubuque, Dubuque Co., Ia. 5 18.80 4.25
Duluth, St. Louis Co., Minn. 6 28.00 6.10
Dunkirk, Chautauqua Co., N. Y. . . 2 6.50 1.80
Easton, Northampton Co., Pa. 2 2.00 0.90
East Saginaw, Saginaw Co., Mich. . 4 11.75 2.85
East St. Louis, St. Clair Co., Ill. . . 4 15.75 3.65
Eau Claire, Eau Claire Co., Wis. . . 5 21.50 4.80
Elgin, Kane Co., Ill. 4 14.60 3.40
Elmira, Chemung Co., N. Y. 2 4.50 1.40
Emporia, Lyon Co., Kans. 6 25.95 5.70
Erie, Erie Co., Pa. 3 7.85 2.05
Escanaba, Delta Co., Mich. 5 22.60 5.00
Evansville, Vanderburg Co., Ind. . . 4 17.30 3.95
Fargo, Cass Co., Dak. 6 29.00 6.30
Fond du Lac, Fond du Lac Co., Wis. 5 18.05 4.10
Fort Dodge, Webster Co., Ia. 5 22.45 5.00
Fort Madison, Lee Co., Ia. 4 17.75 4.05
Fort Scott, Bourbon Co., Kans. . . . 5 24.50 5.40
Fort Smith, Sebastian Co., Ark. . . . 6 25.00 5.50
Fort Wayne, Allen Co., Ind. 4 11.05 2.70
Frankfort, Franklin Co., Ky. 4 14.10 3.30
Freeport, Stephenson Co., Ill. 4 16.50 3.80
Galesburg, Knox Co., Ill. 4 17.75 4.05
Galveston, Galveston Co., Tex. 6 25.00 5.50
Georgetown, Clear Creek Co., Colo. . 9 44.90 9.50
Grand Haven, Ottawa Co., Mich. . . 4 13.00 3.10
Grand Island, Hall Co., Nebr. 6 27.35 5.95
Grand Rapids, Kent Co., Mich. . . . 4 12.85 3.05
Grand Rapids, Wood Co., Wis. . . . 5 21.20 4.75
Green Bay, Brown Co., Wis. 5 20.00 4.50
Hannibal, Marion Co., Mo. 5 17.75 4.05
Harrisburg, Dauphin Co., Pa. 2 4.00 1.30
Hastings, Dakota Co., Minn. 5 21.50 4.80
Hermann, Gasconade Co., Mo. 5 18.15 4.15
Hopkinsville, Christian Co., Ky. . . . 5 19.85 4.45
Houghton, Houghton Co., Mich. . . . 5 27.65 6.05

Houston, Harris Co., Tex. 6 25.00 5.50
Hudson, St. Croix Co., Wis. 5 21.50 4.80
Indianapolis, Marion Co., Ind. 4 12.30 2.95
Iowa City, Johnson Co., Ia. 5 19.80 4.45
Jackson, Jackson Co., Mich. 4 11.35 2.75
Jefferson City, Cole Co., Mo. 5 19.50 4.40
Junction City, Davis Co., Kans. . . . 6 26.25 5.75
Kalamazoo, Kalamazoo Co., Mich. . 4 12.25 2.95
Kansas City, Jackson Co., Mo. . . . 5 22.25 4.95
Kearney Junction, Buffalo Co., Nebr. 6 28.30 6.15
Kenosha, Kenosha Co., Wis. 4 15.10 3.50
Keokuk, Lee Co., Ia. 5 17.75 4.05
La Crosse, La Crosse Co., Wis. . . . 5 20.00 4.50
La Fayette, Tippecanoe Co., Ind. . . 4 12.45 3.00
Lancaster, Lancaster Co., Pa. 2 3.50 1.20
Lansing, Ingham Co., Mich. 4 12.45 3.00
Lawrence, Douglas Co., Kans. 6 23.50 5.20
Lawrenceburg, Dearborn Co., Ind. . 4 12.15 2.95
Leadville, Lake Co., Colo. 9 27.25 5.95
Leavenworth, Leavenworth Co., Kans. 5 22.25 4.95
Lexington, Fayette Co., Ky. 4 14.15 3.35
Lexington, La Fayette Co., Mo. . . . 5 22.25 4.95
Lincoln, Lancaster Co., Nebr. 6 24.90 5.50
Little Rock, Pulaski Co., Ark. 6 25.00 5.50
Logansport, Cass Co., Ind. 4 12.00 2.90
Los Angeles, Los Angeles Co., Cal. . 8 65.00 5.95
Louisville, Jefferson Co., Ky. 4 14.25 3.35
Macon, Macon Co., Mo. 5 20.20 4.55
Madison, Dane Co., Wis. 5 17.60 4.05
Mankato, Blue Earth Co., Minn. . . . 5 22.15 4.95
Marietta, Washington Co., O. 2 9.05 2.30
Marquette, Marquette Co., Mich. . . 5 22.60 5.00
Marysville, Marshall Co., Kans. . . . 6 25.30 5.55
Memphis, Shelby Co., Tenn. 5 23.00 5.10
Michigan City, La Porte Co., Ind. . 4 13.00 3.10
Milwaukee, Milwaukee Co., Wis. . . 4 15.50 3.60
Mineral Point, Iowa Co., Wis. 5 18.55 4.20
Minneapolis, Hennepin Co., Minn. . . 5 22.00 4.90
Mobile, Mobile Co., Ala. 6 23.50 5.20
Montgomery, Montgomery Co., Ala. . 5 23.00 5.10
Nebraska City, Otoe Co., Nebr. . . . 5 23.50 5.20

New Braunfels, Comal Co., Tex. . . 6 25.00 5.50
Newton, Harvey Co., Kans. 6 25.95 5.70
North Platte, Lincoln Co., Nebr. . . 6 30.80 6.65
Omaha, Douglas Co., Nebr. 5 23.50 5.20
Oshkosh, Winnebago Co., Wis. . . . 5 18.70 4.25
Owosso, Shiawassee Co., Mich. 4 11.80 2.85
Paducah, McCracken Co., Ky. 5 21.05 4.70
Palestine, Anderson Co., Tex. 6 25.00 5.50
Pana, Christian Co., Ill. 4 15.75 3.65
Parkersburg, Wood Co., W. Va. . . 2 8.45 2.20
Parsons, Labette Co., Kans. 6 25.00 5.50
Peoria, Peoria Co., Ill. 4 16.35 3.75
Petoskey, Emmitt Co., Mich. 4 15.20 3.55
Philadelphia, Pa. 1 1.50 0.50
Pittsburg, Alleghany Co., Pa. 3 7.10 1.90
Port Huron, St. Clair Co., Mich. . . 4 9.00 2.30
Portland, Multnomah Co., Oreg. . . . 75.00
Portsmouth, Sciota Co., O. 4 11.25 2.75
Prairie du Chien, Crawford Co., Wis. 5 19.50 4.40
Pueblo, Pueblo Co , Colo. 9 42.25 8.95
Racine, Racine Co., Wis. 4 15.45 3.60
Reno, Washoe Co., Nev. 8 65.00
Richmond, Henrico Co., Va. 2 8.75 1.75
Rochester, Monroe Co., N. Y. 2 6.00 1.70
Rock Island, Rock Island Co., Ill. . . 4 18.15 4.15
St. Cloud, Stearns Co., Minn. 6 23.80 5.25
St. Joseph, Buchanan Co , Mo. 5 22.25 4.95
St. Louis, St. Louis Co., Mo. 4 15.75 3.65
St. Paul, Ramsey Co., Minn. 5 22.00 4.90
Sacramento, Sacramento Co., Cal. . . 8 65.00
Salt Lake City, Salt Lake Co., Utah. 8 65.50
San Antonio, Bexar Co., Tex. 7 25.00 5.50
Sandusky, Erie Co., O. 4 9.95 2.50
San Francisco, San Francisco Co., Cal. 8 65.00
Savannah, Chatham Co., Ga. 5 16.50 3.80
Scranton, Lakawanna Co., Pa. 2 4.00 1.30
Sedalia, Pettis Co., Mo. 5 21.40 4.80
Sheboygan, Sheboygan Co., Wis. . . 5 17.50 4.00
Sioux City, Woodbury Co., Ia. 5 24.40 5.40
Springfield, Sangamon Co., Ill. . . . 4 15.75 3.65
Springfield, Clarke Co., O. 4 10.85 2.65

Staunton, Augusta Co., Va.	2	9.85	2.45
Stillwater, Washington Co., Minn. .	5	22.00	4.90
Stillwater, Gallatin Co., Mont. . . .	7	47.65	10.05
Superior, Douglas Co., Wis.	6	28.00	6.10
Syracuse, Onondaga Co., N. Y. . . .	2	5.00	1.50
Terre Haute, Vigo Co., Ind.	4	14.55	3.30
Toledo, Lucas Co., O.	4	10.00	2.50
Topeka, Shawnee Co., Kans.	6	24.25	5.35
Troy, Rensselaer Co., N. Y.	2	2.15	5.55
Utica, Oneida Co., N. Y.	2	3.75	1.00
Vicksburg, Warren Co., Miss.	6	24.50	5.40
Vincennes, Knox Co., Ind.	4	15.75	3.65
Virginia City, Storey Co., Nev. . . .	8	68.00	
Washington, D. C.	2	5.50	0.85
Watertown, Jefferson Co., Wis. . . .	5	17.25	3.95
Wheeling, Ohio Co., W. Va.	2	8.45	2.20
Williamsport, Lycoming Co., Pa. . .	2	5.15	1.55
Wilmington, New Castle Co., Del. .	2	2.60	0.55
Winona, Winona Co., Minn.	5	20.50	4.60
Yankton, Yankton Co., Dak.	6	26.05	5.70
York, York Co., Pa.	2	3.95	1.30
Yuma, Yuma Co., Ariz.	8	65.00	
Zanesville, Muskingum Co., O. . . .	5	9.25	2.35

Namen der Staaten und Territorien der Union, und ihre Abkürzungen.

Alabama	Ala.	Illinois	Ill.
Alaska Ter. . . .	Alaska	Indiana	Ind.
Arizona Ter. . .	Ariz.	Indian Ter. . . .	Ind. T.
Arkansas	Ark.	Iowa	Ia.
California	Cal.	Kansas	Kans.
Colorado	Colo.	Kentucky	Ky.
Connecticut . . .	Conn.	Louisiana	La.
Dakota Ter. . . .	Dak.	Maine	Me.
Delaware	Del.	Maryland	Md.
District of Columbia	D. C.	Massachusetts . .	Mass.
Florida	Fla.	Michigan	Mich.
Georgia	Ga.	Minnesota	Minn.
Idaho Ter.	Idaho	Mississippi	Miss.
		Missouri	Mo.

Montana Ter. . .	Mont.	Rhode Island . .	R. I.
Nebraska.	Nebr.	South Carolina .	S. C.
Nevada	Nev.	Tennessee	Tenn.
New Hampshire.	N. H.	Texas	Tex.
New Jersey . . .	N. J.	Utah Ter.	Utah
New Mexico Ter.	N.Mex.	Vermont	Vt.
New York	N. Y.	Virginia	Va.
North Carolina .	N. C.	Washington Ter.	Wash.
Ohio	O.	West Virginia. .	W. Va.
Oregon	Oreg.	Wisconsin	Wis.
Pennsylvania . .	Pa.	Wyoming Ter. .	Wyo.

Kinder unter 5 Jahren sind frei; im Alter von 5 bis 12 Jahren werden sie zum halben Preise befördert.

100 Pfund Gepäck sind frei auf jedes volle Ticket, und dementsprechend 50 Pfund auf jedes halbe (Kinder-) Ticket. Übergewicht wird zu den im obigen Tarif angegebenen Raten (für je 100 Pfund) befördert.

Die oben gegebene Tabelle enthält die Namen einer Auswahl von Orten in den Ver. Staaten, welche für Einwanderer besonders in Betracht kommen, und die Angabe, wie viele Tage — in Emigrantenzügen — die Reise dauert, wie hoch der Fahrpreis für jede volle Person und wieviel die Fracht für je 100 Pfund Übergewicht des Gepäcks beträgt. Wenn man darin auch nicht den Namen des eigenen Bestimmungsortes findet, so doch den einer nahe gelegenen Stadt, und man kann sich auf diese Weise schon vorher einen annähernd genauen Begriff von der Dauer der Fahrt und von den Kosten machen. — Da die Ver. Staaten eine Anzahl selbständiger Staaten und Territorien umfassen, und da es häufig vorkommt, daß eine Stadt oder Ortschaft in einem Staate gerade so heißt, wie eine solche in einem anderen Staate oder Territorium, da ferner in einem und demselben Staate, aber in verschiedenen Kreisen (counties, kau'n-t^e^s), mehrere Ortschaften eines und desselben Namens vorkommen: so ist es von höchster Wichtigkeit, den Namen des Staates und des county genau zu wissen, in welchem der Bestimmungsort des Reisenden liegt, z. B. Belleville, St. Clair County, Illinois.

Empire-State [é'm-pāi'-ßtet] wird der Staat New-York gern von seinen Bewohnern genannt und Empire-City [ßi't-i] nennt der Amerikaner mit Stolz die Stadt New-York.

Englisch. Die Erlernung der englischen Sprache ist unerläßlich, da sie die Geschäfts- und Landessprache in der ganzen Union ist. Es ist beachtenswert, wie sehr derjenige, welcher des Englischen, wenn auch nur einigermaßen, kundig ist, im Vorteil ist vor demjenigen, der nur deutsch spricht, und das noch vielleicht in einem Dialekt, welcher das Verständnis erschwert, wenn nicht gar unmöglich macht. Thatsache ist, daß ein mittelmäßiger Arbeiter mit Kenntnis der englischen Sprache, selbst wo diese nur eine unvollkommene ist, ein schnelleres und besseres Unterkommen findet und besser bezahlt wird als der geschicktere, dem diese Kenntnis fehlt. Es ist daher nicht dringend genug zu empfehlen, die Erlernung des Englischen recht angelegentlich zu betreiben und sich zu bestreben, dasselbe, so weit es nur immer geht, sich zu eigen zu machen. Wenn der Auswanderer die Zeit seiner Überfahrt auf die Erlernung der englischen Sprache anwendet, so wird er bei seiner Ankunft schon ziemlich mit ihr vertraut geworden und wenigstens im stande sein, sich soweit verständlich zu machen, als es für den gewöhnlichen Gebrauch erforderlich ist. In Amerika angekommen, sollte er aber keine Gelegenheit versäumen, mit Hintansetzung alles anderen seine Kenntnis des Englischen zu vermehren. Er muß mit Aufmerksamkeit auf die Aussprache gebildeter Amerikaner hören, mit Hilfe anderer sich in der richtigen Aussprache üben, ein Lehrbuch fleißig studieren und Unterricht nehmen, sofern sich Gelegenheit dazu bietet. In den meisten Städten des Landes kann man in Abendschulen zu billigen Preisen oder gar umsonst Unterricht im Englischen erhalten. — Die zunehmende Änderung der Sprache, die schon jetzt dem an die englische Aussprache Gewöhnten das Verständnis des Amerikanischen recht beschwerlich macht, wird deutschem Einflusse zugeschrieben. Die nasale Aussprache bringt das Amerikanische dem Französischen

näher, während deutsche Satzbildungen und neue Worte — letztere meist slang expressions [ßlă″nᵍ ᵉkß-prĕ′sch-ᵒns] — auftreten, die in England unverständlich bleiben. — Die Amerikaner rühmen sich aber, das beste Englisch zu sprechen. Von National-Eitelkeit erfüllt, geben sie ihrem Idiom nicht mehr die Bezeichnung „Englisch“, sondern nennen es „the United States“ [*dh*ī jŭ-nai′-tᵉd ßtētß]. — In Amerika wird ein ziemlich gleichmäßiges Englisch gesprochen, im Gegensatz zu England, wo sich so vielerlei Spielarten der Sprache finden. Wer sich nun in den Ver. Staaten einigermaßen geläufig englisch auszudrücken versteht, was zu erlernen für einen ungeschulten Deutschen leichter ist, als seine eigene Sprache richtig zu reden und zu schreiben, der kann dort in weiteren und höheren Kreisen für gebildet gelten, als dies unter seinen Landsleuten möglich wäre. Denn unter allen Sprachen gibt es wohl keine, in welcher sich Mangel an Bildung so rasch verrät, wie in der deutschen, weil diese als Muttersprache noch überall in unserer lieben Heimat höchst unzulänglich gelehrt wird und in den Gymnasien nur auf Grundlage des Lateinischen und Griechischen, wovon immer ein gewisser Bodensatz hängen bleibt, die Rede damit zu färben und zu schmücken. Hierdurch wird zwischen denen, die auch nur einen Anflug von gelehrter Bildung erhalten haben, und der zahlreicheren Menge, bei welcher das nicht der Fall ist, eine Scheidelinie gezogen, welche die englisch redenden Amerikaner nicht kennen, weil bei ihnen die klassischen Sprachen nicht die Grundlage der Erziehung bilden und es daher auch nicht üblich ist, die Rede mit Schulreminiscenzen daraus zu schmücken. Dagegen wird auf das Studium der Muttersprache von früh auf eine weit größere Sorgfalt gerichtet, als bei uns der Fall ist, und da überhaupt ihre Erlernung weniger Schwierigkeiten bietet, so findet man fast überall im Volke eine gleichmäßige Sicherheit und Gewandtheit des Ausdrucks, die besonders in Erstaunen setzt, wenn man Leute aus dem Volke öffentlich reden hört oder von ihnen Zuschriften an Zeitungen liest, lokale oder allgemeine Angelegenheiten betreffend. So erklärt sich die in den Ver. Staaten häufiger als in irgend einem anderen Kulturlande vorkommende Erscheinung,

daß Männer aus den untersten Schichten zu den höchsten Würden und Ämtern emporsteigen, ohne eine andere Sprache als ihre eigene zu kennen.

Erziehung. In Amerika gibt es wohl allerlei Unterrichtsanstalten, aber keinerlei Erziehung; auch der öffentliche Unterricht ist mehr auf das Einpauken von allerlei für das praktische Leben nützlichen Kenntnissen, als auf Bildung des Herzens und Geistes berechnet. Wer sollte auch hier die Kinder erziehen? In der Schule geschieht es nicht und zu Hause kann es nicht geschehen, weil jeder Familienvater zugleich Geschäftsmann ist, der den ganzen Tag außerhalb des Hauses zubringen muß, während die Frau, bei der Schwierigkeit, zuverlässige Dienstboten zu finden, ihre liebe Not hat, das Hauswesen in Ordnung zu halten. Wenn die Töchter lernen, sich an der Mutter ein Beispiel zu nehmen, so ist das bei den Söhnen nur ausnahmsweise der Fall; das ganze, auf schnellen Erwerb gerichtete Leben stellt sie früh auf eigene Füße. — Im allgemeinen zeigen die jungen Damen in Amerika mehr Eifer und Ausdauer in ihren Studien als die männliche Jugend. Die große Mehrzahl der letzteren verläßt die Schule schon mit 15 Jahren, um sich in den Strudel des Geschäftslebens zu stürzen, während die jungen Damen meist bis zu ihrer Verheiratung höhere Lehranstalten besuchen. Daraus erklärt sich auch zum guten Teil die bevorzugte Stellung des weiblichen Geschlechts in Amerika. — Vgl. die Art. Familie, Sprachen.

Europafieber. Die Reisen nach Europa sind ein wesentliches, beinahe ein unentbehrliches Element des sozialen Daseins geworden. Wer Ansprüche erhebt auf Eleganz, muß die alte Welt besucht haben. Die Reisen der Amerikaner erinnern an die sogenannte große Tour der jungen Engländer von Stand im siebzehnten Jahrhundert. Besonderen Wert legen die Frauen darauf. Es kommt nicht selten vor, daß reich gewordene Familien sich zu grunde richten, um dieser Mode zu frönen. Sie reisen mit Kourieren, wohnen in den Prachtappartements der ersten Gasthöfe, fahren in den elegantesten Equipagen,

kaufen Kunstgegenstände ein und kehren nach Amerika zurück, wenn ihr ganzes Vermögen vergeudet ist. Ihren Zweck haben sie aber erreicht. Sie fühlen sich gleichsam geadelt und innerlich befriedigt. In dieser gehobenen Stimmung beginnt man das Leben von neuem, steigt ohne Murren zu dem ersten, niedrigen Ausgangspunkte herab, wird wieder, was man ursprünglich war, Metzgergeselle, Aufwärter, Hausierer oder Portier, ein jeder nach Maßgabe seiner Fähigkeit und physischen Kraft. Junge Leute, wenn sie ihrer Natur nach vorsichtig und sparsam sind, nehmen, ehe sie heiraten, darauf Bedacht, daß ihre Herzensflamme nicht von dem Europafieber ergriffen sei.

Express-Company [ᵉkß-pʀĕ″ß kŏ′m-pᵃ-nᵉ]. Die Beförderung von Geldsendungen und Wertgegenständen unter Garantie, sowie von Paketen und Reisegepäck wird in Amerika von Privatgesellschaften, den sogenannten Expreßkompagnieen, besorgt, welche alle möglichen, selbst die von der Post ausgeschlossenen Gegenstände zur Beförderung annehmen und zu diesem Zwecke mit den Eisenbahngesellschaften im Vertragsverhältnis stehen. Den Expreßkompagnieen werden seitens der Bahnverwaltung Räume zur vorläufigen Unterbringung der Pakete ꝛc. nebst Bureaux gegen Zahlung einer Entschädigung zur Verfügung gestellt, oder es wird ihnen ein Platz angewiesen, auf welchem sie selbst die zu ihrem Betriebe erforderlichen Gebäulichkeiten errichten können. Gewöhnlich findet man in der Nähe des Stationsgebäudes einen mehr oder weniger großen einfachen Bretterschuppen, welcher weithin sichtbar den Namen bzw. die Firma der Expreßkompagnie trägt. In größeren Städten haben die Expreßkompagnieen ihre Bureaux und Sammelstellen für Pakete meist im Orte selbst und laden die letzteren am Bahnhofe unmittelbar in die Eisenbahnwagen. Die Expreßkompagnieen beschäftigen sich, wie oben erwähnt, auch damit, das Gepäck der Reisenden gegen eine Vergütung von 25 bis 50 Cents für jedes Stück nach irgend einem Gasthofe oder einer Privatwohnung zu liefern. Ihre Agenten besteigen auf den vorletzten Stationen die Eisenbahnzüge und durchgehen die Wagen, indem sie jedem Passagier ihre Dienste anbieten. Im Fall man diese annimmt,

übergibt man den Check und die Adresse und hat sich nun nicht mehr um das Gepäck zu bekümmern; es wird sicher, aber nicht prompt abgeliefert werden. Man muß sich nämlich darauf gefaßt machen, daß das Gepäck erst 10 bis 12 Stunden nach Ankunft des Zuges eintreffen wird. Wer demnach Eile hat, darf die Dienste der Expreßkompagnieen nicht in Anspruch nehmen, selbst wenn die Agenten prompte Ablieferung ausdrücklich versprechen. Will man bei der Abreise das Gepäck durch die Expreßkompagnieen zur Station befördern lassen, so schickt man den Auftrag nach dem Bureau, darauf erscheint der Wagen rechtzeitig, das Gepäck wird aufgeladen, man übergibt dem Fuhrmann die Fahrkarte (siehe diesen Art.) und dieser nimmt an der Station den Check entgegen. Wenn man später nachfolgt, hat man nur nötig, Fahrkarte und Check aus den Händen des Fuhrmanns entgegenzunehmen und in den Wagen zu steigen. — In vielen Städten gibt es auch noch Expreßwagen, die an den Straßenecken auf Aufträge warten und für die feste Taxe von 50 Cents ein Gepäckstück nach irgend einem Punkte der Stadt befördern. Jeder Wagen gehört seinem Fuhrmann. Derselbe ist so zuverlässig, wie die Expreßkompagnieen, und besorgt in gleicher Weise Gepäck nach den Stationen.

Express-Company des Castle-Garden ist eine unter Aufsicht der Einwanderungs-Kommission stehende Anstalt, welche für die richtige Besorgung des Gepäcks von Einwanderern an Adressen in der Stadt New-York und in der nächsten Umgebung verantwortlich ist. Die Preise, welche dafür berechnet werden dürfen, sind von der Kommission geregelt, so daß Einwanderer, welche für die Beförderung ihres Gepäcks sich dieser Company bedienen, vor Übervorteilung und Betrug gesichert sind. Zu bezahlen ist nämlich für jedes Gepäckstück an eine gewisse Adresse: bis zur 14. Straße 30 Cents, bis zur 59. Straße 40 Cents und über letztere Straße hinaus 50 Cents; für die Beförderung von Gepäckstücken nach Williamsburg, Brooklyn und Hoboken ist der Fuhrmann 50 Cents und über diese Ortschaften hinaus 75 Cents zu erheben berechtigt. Für vier oder mehr Gepäckstücke an eine Adresse darf der Fuhrmann nicht mehr als je 25 Cents

berechnen. Bei einer größeren Anzahl Gepäckstücke und wegen der Besorgung nach Orten außerhalb der Stadt New-York muß man vorher mit demselben akkordieren. Für die zu besorgenden Gepäckstücke erhält man Marken oder Scheine, welche als Quittung gelten und sorgsam aufzubewahren sind, weil nur nach Rückgabe derselben an den Fuhrmann die Auslieferung der Gepäckstücke an Ort und Stelle erfolgen kann. — Richtige Angabe der Adresse ist natürlich sehr wichtig, um Verzögerungen und Unannehmlichkeiten zu vermeiden. — Siehe den Art. Hausnummer.



Fachstudien. Kein der Arzneikunde oder Rechts- und Staatswissenschaften Beflissener wird nach seinen Abiturientenzeugnissen befragt, wenn er seine Studien beginnt; erst wenn er damit abschließt, hat er sich einer Prüfung zu unterwerfen, um zu erfahren, ob er zur Ausübung seines von ihm selbst erwählten Berufs für fähig gehalten wird oder nicht. Jeder wird nur in dem geprüft, was er fortan treiben will und in den vorgeschriebenen Kollegien Gelegenheit hatte zu lernen; von Nachweisen, daß der Kandidat vor dem Beginn seiner Fachstudien zehn oder zwölf Jahre auf der Schulbank gesessen, um alte Sprachen zu treiben, ist nicht die Rede. So kann, nach befriedigend bestandener Prüfung, ein Arzt Doktor der Medizin werden und ein Rechtskundiger seine Advokatenpraxis beginnen, ohne auch nur den Cornelius Nepos zu kennen. Ein Deutscher ohne amerikanische Erfahrungen und beherrscht von gewissenhafter Zurückhaltung in Beurteilung fremdländischer Zustände, nimmt an, daß die höher gebildeten Klassen der amerikanischen Gesellschaft: die Staatsmänner, Juristen, die Geistlichen, Lehrer, Polytechniker, Schriftsteller ꝛc. mit ihrem Fachwissen auch die in Deutschland geforderte allgemeine und vielseitige Bildung aufzuweisen haben. Bald jedoch wird er in Presse, Litteratur und Konversation wahrnehmen, daß es den meisten an gründlichen Kenntnissen auf geschichtlichem, geographischem und sprachlichem Gebiete fehlt. Trotzdem fehlt es nicht an Beispielen,

daß solche Doktoren und Rechtskundige durch ihre Tüchtigkeit allgemeines Vertrauen und Ansehen errungen haben.

Fahren und Reiten. Die Equipagen („buggies", bö'g-g'i und „drags", drägi) sind von leichtester, elegantester und doch solidester Bauart. Der buggy entspricht dem, was man in Deutschland „Americain" nennt. Die Pferde sind stark und groß, wohlgenährt und von edler Zucht. In den meisten Fällen lenkt der Amerikaner sein Gefährt selbst mit erstaunlicher Sicherheit und Leichtigkeit durch den bloßen Zuruf, niemals aber mit Zuhilfenahme der Peitsche, deren Gebrauch in Amerika verpönt ist. — Dagegen ist der Amerikaner kein guter Reiter, und wenn auch im Westen viel geritten wird, so fehlt im ganzen genommen doch die Schule. Unter den Amerikanerinnen findet man eine Menge eleganter Reiterinnen, die sich zu Pferde gewöhnlich besser ausnehmen, als die Männer, die eine gewisse Nachlässigkeit in der Haltung beim Reiten so selten verleugnen wie beim Gehen. — Jüngere und ältere Damen lenken ihre „Buggies" mit einer Sicherheit, als ob es ihr tägliches Geschäft wäre. Selten sieht man reitende oder fahrende Damen von einem Diener, Kutscher oder Reitknecht begleitet; die Damen wissen ohne sie fertig zu werden. An guten Pferden ist in Amerika Überfluß vorhanden und dieselben sind weit billiger als bei uns und werden deshalb auch häufiger in Familien von bescheidenem Einkommen gehalten. Kentucky-Pferde dürften als Traber unübertroffen dastehen. — Vgl. den Art. **Trabersport**.

Fahrkarte (ticket, ti'k-ət). In größeren Städten haben die Eisenbahnen Zweigbureaux in den belebtesten Straßen oder eine Agentur, wo Fahrkarten gekauft werden können. Auch in den Comptoirs der größeren Gasthöfe ist in der Regel Gelegenheit dazu geboten. Die wenigsten Reisenden kaufen daher die Fahrkarten am Bahnhofsschalter, sondern bei diesen Verkaufsstellen, wo man zugleich einen gedruckten Fahrplan umsonst erhält. Die Fahrkarte nach irgend einer Stadt der Staaten-Union, ja selbst nach den größeren Städten Europa's und Asiens ist in allen Hauptstädten Amerika's

käuflich und nicht nur, wie in Europa, für einen bestimmten Tag, sondern für lange Zeit hinaus giltig. Durch diese Einrichtung wird das in Europa häufig störende Gedränge an den Schaltern der Bahn vermieden. Im Notfalle ist auch die nachträgliche Lösung der Fahrkarte durch den Schaffner (conductor, kᵒn-dŏ′k-tᵒʳ] des Zuges, doch dann mit einem kleinen Preisaufschlage, möglich. Es liegt also keine Notwendigkeit vor, von Fremden, die auf der Straße ein Geschäft damit machen, oder von runners [Rŏ′n-nᵒʳs] eine Fahrkarte zu kaufen. Wenn auch nicht in jedem Falle, so wird man doch in den meisten Fällen sicher betrogen; man sollte es sich darum zum Grundsatz machen, von fremden Menschen niemals eine Fahrkarte zu kaufen. Eine Fahrkarte, welche den Vermerk trägt: „good for this day only“ (nur für diesen Tag giltig), oder: „for this train only“ (nur für diesen Zug), wurde früher als giltig für jeden Tag oder Zug betrachtet; die neueren Entscheidungen der Gerichtshöfe sind aber zu gunsten dieser Einschränkung, weil eine Gesellschaft das Recht haben müsse, ihre Geschäfte zu regeln, und wissen müsse, wie viele Personen einen Zug benutzen wollen, um ihn entsprechend zusammenzustellen. Der Käufer kann aber vor Abgang des Zuges den Fahrpreis zurückfordern, wie auch, wenn er nachweisen kann, daß er durch Schuld der Gesellschaft den Zug nicht benutzen konnte.

Der Einwanderer sollte, wenn irgend möglich, seine Fahrkarte gleich im Castle-Garden lösen und dort auch sein Gepäck aufgeben. Er wird dann unentgeltlich nach dem betreffenden Bahnhofe befördert und ist sicher, den Zug nicht zu versäumen. Wer in einem Gasthause in der Nähe des Castle-Garden sich einlogiert hat, sollte gleichwohl diese Gelegenheit zur Weiterbeförderung zur Bahn nicht unbenutzt vorübergehen lassen, denn es kann sonst leicht passieren, daß er die Stunde der Abfahrt des Zuges versäumt und dadurch gezwungen wird, noch einen Tag und noch eine Nacht „mit Sack und Pack“ im Gasthause zu bleiben. Der Wirt ist schon zufrieden, wenn nur das Geld seines Gastes noch reicht.

Der Reisende empfängt, nachdem er den Zug be-

stiegen hat, von dem die Fahrkarte durchlochenden Schaffner eine Zwischenfahrkarte (intermediate ticket, i'n-t'r-mi"-djät), einen schmalen, farbigen Karton von etwa 5 bis 6 cm Länge, dessen Rückseite mit allen Stationen derjenigen Strecke bedruckt ist, auf welcher der Schaffner den Zug begleitet. Die Vorderseite enthält die Bemerkung, daß diese Zwischenfahrkarte nur für den betreffenden Zug Giltigkeit hat, sowie Aufforderung an den Reisenden, diese Fahrkarte sichtbar zu tragen. Infolgedessen hat sich die Übung herausgebildet, die Zwischenfahrkarte in das am Hute befindliche Band zu stecken. Diese Einrichtung hat den Vorzug, daß der Schaffner bei dem Hindurchgehen durch die Wagen sofort erkennen kann, ob inzwischen neue Reisende hinzugekommen sind, und daß alsdann eine Belästigung der früher Eingestiegenen durch das Verlangen, die Fahrkarte vorzuzeigen, vermieden wird.

Mit einer neuen Art Eisenbahnbillets werden jetzt in Amerika Versuche angestellt. In Büchelchen sind die Billets zu 1000, 500, 100 oder 50 Stück auf einem Blatte gedruckt. Sie sind kleiner als Briefmarken, an den Rändern zum Abreißen durchlocht, und jedes einzelne gilt für eine (englische) Meile. Man kauft 2, 20 oder 1000 nach Belieben, und die Bahn ist verpflichtet, für jede Meile Fahrt eins dieser Billets anzunehmen. Man ist also nicht gezwungen, am Schalter anzugeben, wohin man reisen will, sondern kauft die nötige Anzahl Billets und händigt dem Schaffner die den Meilen der Reise entsprechenden Marken ein. Alle bisherigen Mißlichkeiten, wie Billetumtausch, verlorene, nicht benutzte Billets u. dgl. kommen dadurch in Fortfall; diese kleinen Bahnmarken sind überall bares Geld und im Kurs. Die Bahnen werden dadurch weniger beschwindelt, das reisende Publikum weniger belästigt. Die neue Einrichtung hat bei Passagieren besserer Klassen Beifall gefunden und ist bereits bei mehreren Bahnen des Westens eingeführt worden.

Fahrpläne und Fahrplanbücher. Die Fahrpläne der amerikanischen Eisenbahnen werden nur selten und dann nicht in der in Deutschland üblichen Form,

sondern in Gestalt eines sogenannten „folder" [fō'l-dᵊʳ] veröffentlicht. Dieser besteht meist aus einem farbigen Bogen Papier, der häufig neben dem Fahrplan eine Karte der betreffenden Bahn enthält und je nach seiner Größe mehrere Mal gefalzt wird. Ein genaues und übersichtliches Bild der Bahn gewährt diese Karte im allgemeinen nicht. Die Bahn wird gewöhnlich als eine völlig gerade Linie dargestellt; der dicke schwarze, die Bahn bezeichnende Strich ist nur durch weiße Ringe unterbrochen, welche die von der Bahn berührten Stationen und Ortschaften darstellen, deren Namen in völlig gleicher Schrift rechtwinkelig auf dem Strich angegeben sind, so daß man aus diesen Angaben einen Schluß auf die Größe oder die Bedeutung der Stationen nicht machen kann. Die Anschlußbahnen sind entweder gar nicht angegeben oder nur ganz schwach angedeutet. Manche folders enthalten auch Angaben über die Schlafwagenpreise, die Bahnverzweigungen u. s. w., zuweilen erteilen sie selbst Aufschluß über die in der Nähe der Bahn gelegenen, zur Besiedelung geeigneten Ländereien und über die beste Art der Verwendung derselben. — Vgl. den Art. **Abfahrtszeichen.**

Bei größeren Reisen, namentlich wenn mehrere Bahnlinien berührt werden, ist jedoch ein **Fahrplanbuch** unbedingt Bedürfnis. Fahrplanbücher werden mehrere in den Ver. Staaten herausgegeben. Die am meisten in Gebrauch befindlichen sind die in der Stadt New-York erscheinenden „Travellers' Official Railway Guide for the United States and Canada" und „Appleton's Railway and Steam Navigation Guide", sowie der in Chicago herauskommende „Railway Guide and Handbook". An diese Fahrplanbücher werden jedoch bezüglich ihrer Vollständigkeit und übersichtlichen Einteilung vom reisenden Publikum bei weitem nicht so hohe Anforderungen gestellt, als dies in Deutschland bei den Reichskursbüchern der Fall ist.

Familie. Man findet in der nordamerikanischen Familie viel mehr Selbständigkeit der einzelnen Glieder, der Gatten sowohl als der Kinder. Dieses hat seinen Grund teils in den Charaktereigenschaften der Frauen

und der Frühreife der Kinder, teils in dem tiefgewurzelten Begriff von persönlicher Freiheit und Verantwortlichkeit, welche jedem Lebensalter seinen eigenen Rechtskreis zuweisen. Das Familienleben hat vielfach einen ärmeren und kälteren Ton, welchen die noch immer geringe Pflege der Musik und anderer künstlerischer und geistiger Interessen im Schoße der echt amerikanischen Familie nur noch tiefer stimmt. — Vgl. den Art. Erziehung.

Farbige (colored people, kŏl'-rd pirl) werden in Amerika die Neger genannt; selbst der blondhaarige, blauäugige Quadrone, in dem es Mühe kostet, die Spuren der schwarzen Abstammung zu entdecken, wird zu den Farbigen gezählt. Das Wort „Neger" (nigger, ni'g-gr) ist selbst bei den Weißen verpönt und gilt als Beleidigung, gegen die sich der „colored gentleman" [d-je'ntl-man] sofort auflehnen würde. Die Gleichheit der Rassen ist seit dem letzten Bürgerkriege im Prinzip so vollständig, daß alles gentleman ist. Trotz dieser scheinbaren gesetzlichen Gleichheit ist die Stellung des Weißen dem Neger gegenüber schroffer und unnahbarer denn je, besonders im Süden. — Es gibt viele Neger und Mulatten in den nördlichen Staaten, die sich zu ganz bedeutender sozialen Stellung emporgearbeitet haben, allein nichtsdestoweniger wird doch kein Weißer mit ihnen Umgang pflegen, selbst wenn das afrikanische Blut kaum wahrnehmbar wäre und sich nur in dem Kraushaar und den Augen verriete. Niemals wird sich ein Weißer mit einem Neger zu irgend einem geschäftlichen Unternehmen associieren. Die Neger bilden überall in den Ver. Staaten eine Rasse und Gesellschaftsklasse für sich. Sie haben ihre eigenen Kirchen und Schulen, wie sie ihre eigenen Friedhöfe haben. Sie haben ihre eigenen Advokaten, in manchen Städten sogar ihre eigenen Quartiere, außerhalb welcher sie beinahe niemals Geschäfte treiben, sondern nur in den niedrigsten Stellungen oder als Diener und Aufwärter zu finden sind. Noch jetzt erregt das Erscheinen eines, wenn auch noch so elegant gekleideten Negers im Omnibus, in den Theatern und Hotels Aufsehen und man trachtet deshalb auch, sie durch gütliche Mittel so gut als möglich fern zu halten, obgleich sie

vor dem Gesetz dieselben Rechte und Ansprüche haben, wie die Weißen. — Man sieht niemals einen Neger oder auch nur einen Mulatten in einem Dampfschiff-salon oder einem Salonwagen, und selbst in den gewöhnlichen Personenzügen wird man Neger meistens nur in den Rauchwaggons finden. Es ist nicht der Haß oder die Verachtung, welche die Amerikaner von dem Umgange mit den Negern fernhalten; es ist eine natürliche, instinktive, angeborene Abneigung, die teilweise in der kindischen Unbildung des Negers, in seinem häßlichen Äußern, seinen rohen Manieren und im Sommer in seiner nichts weniger als angenehmen Ausdünstung ihre Ursachen findet. Deshalb wird man auch niemals einen Weißen mit einem Neger zu Tische sitzen sehen, deshalb wird auch im Rauchwaggon der Sitz neben einem Neger stets leer bleiben, selbst wenn kein anderer Sitz in dem Waggon zu haben ist. Auf allen Bahnen der Südstaaten befinden sich in jedem Zuge für Weiße und Farbige eigene Waggons. Die soziale Scheidung der beiden Rassen prägt sich so selbst auf den Verkehrswegen in so markanter Weise aus. Nur in den Straßenwagen werden sie geduldet. Dieses Vorurteil gegen ihre Rasse scheint noch eher im Zunehmen als im Fallen begriffen zu sein, ein Vorurteil, das übrigens auch der Europäer teilt. — Im ganzen Süden — vielleicht mit wenigen Ausnahmen in den atlantischen Staaten — sind Mischehen höchst unpopulär und kommen auch nur selten vor. Ehen zwischen Weißen und Negern sind im Süden verpönt, ja sie werden sogar gerichtlich verfolgt. Ein Schwarzer, der es wagen würde, eine weiße Frau zu ehelichen, würde einfach vom Volke gelyncht werden. Wird es bekannt, daß eine Trauung zwischen einem Weißen und einer Negerin stattfinden soll, so ist es nichts Seltenes, daß man diese Ehe zu verhindern sucht, indem man die Negerin an Gesicht, Armen, Schultern, Nacken und Beinen mit weißer Farbe anstreicht, daß sie aussieht, wie ein weiblicher Pulcinell, das sogenannte white washing [hwāi″t wö′sch-inᵍ], und sie in diesem Zustande lärmend und schreiend durch die Straßen jagt.

Sehr beliebt ist dagegen der Neger als Diener, und der weitaus größte Teil der Farbigen ist in den nörd-

lichen Staaten als Aufwärter in den Hotels, als Diener und Kutscher in Privathäusern zu finden. Als Diener sind sie vorzüglich, und wie vor dem Sezessionskriege, so sind nun auch gegenwärtig die Weißen die herrschende, die Farbigen die dienende Klasse. — Eine hervorragende Gutmütigkeit und Friedfertigkeit zeichnen den Neger vor dem Irländer und dem Yankee aus. Die Fehler der Negerrasse sind: Liederlichkeit, Arbeitsscheu, Hang zu kleinen Diebereien; lächerliche Putzsucht und Prostitution beim weiblichen Geschlecht. Die Mulatten haben die Laster aller hier zusammenlebenden Rassen, und stehen in Nordamerika obenan mit den Kapitalverbrechen der Notzucht und des Lustmordes. Eitelkeit und Überhebung wachsen in einem Farbigen, der irgendwie zum Besitz oder zu einer Stellung gelangt, nur zu schnell empor, und die schwarze Aristokratie in Washington, welche mit Hochmut auf andere Gesellschaftsklassen, weiße und farbige, herabsieht, gehört zu den lächerlichsten und gehässigsten Erscheinungen.

Farmer (farmer, fāʳ-mᵉʳ). In den alten Staaten Nordamerika's gibt es nichts, was unserem Bauern oder dem englischen Pächter entspricht. Dagegen gibt es zwei Klassen von selbständigen Landwirten, den Pflanzer im Süden und den Farmer im Norden. Der letztere, als der weitaus zahlreichere von beiden, ist nach allen Richtungen hin eins der wichtigsten Elemente im Leben der Ver. Staaten. Der Farmer besitzt sein Land zu eigen. Im Osten ist es in der Regel ererbtes Gut, im Westen ist es neu gekauft oder unter dem Heimstättegesetz (siehe diesen Art.) erworben. Er wohnt in der Regel nicht in geschlossenen Dörfern, sondern abgesondert auf seinem Gehöft. Der Standesunterschied, der unsern Bauern von allen anderen Ständen trennt, fehlt in Amerika fast ganz.

Farmländerei. Es klingt verführerisch, wenn es heißt, daß unabsehbare Flächen Landes zu 1½ bis 5 $ per acre zu kaufen sind. Man könnte sogar noch weiter gehen und sagen, daß in Kolorado, Neu-Meriko, Utah, Arizona und Süd-Kalifornien große Besitzungen zu 50 Cents, ja sogar zu 10 Cents per acre zu erwerben

sind. Das ist aber Land, das als Geschenk zu schlecht ist, dessen Nutzen nicht die Steuerlast aufzuwiegen vermag. Wenn man von dem billigen Land spricht, dann vergißt man eben stets hinzuzufügen, von welcher Qualität es ist und vor allem, wo es liegt. Die Bundesregierung bietet westlich von den Felsengebirgen Millionen acres zu 1¼ $ aus, welche für den Ackerbau vollständig wertlos sind und bleiben. Man darf nicht vergessen, daß die Spekulation sich schon längst des wirklich wertvollen Bodens bemächtigt hat und ihn künstlich zu verteuern sucht. Es gibt freilich noch guten Weizenboden im Westen, der zu 5 bis 10 $ per acre zu kaufen ist, allein wo liegt er? und was sind die Kosten der Urbarmachung? Was nützt der beste Boden in einer Gegend, wo man seine Produkte nicht verkaufen kann, weil es an Verkehrswegen fehlt oder weil die Fracht nach dem nächsten Markte so viel betragen würde, wie der Wert der Ware?

Far West [fāʳ wĕ′ßt]. Was wir unter der Bezeichnung „amerikanischer Westen" heute verstehen, ist wesentlich verschieden von dem, was unsere Vorfahren hierunter begriffen. Noch zu Anfang dieses Jahrhunderts galt im allgemeinen der Staat Pennsylvanien als der Westen; alle von hier bis an den Mississippi sich erstreckenden Gebiete waren der „**Far West**", der „ferne Westen"; was jenseit dieses Flusses bis an die Grenze von Kalifornien sich ausdehnte, nannte man die „große amerikanische Wüste"; es war dies ein mystisches Land, damals unbekannter als gegenwärtig das Innere des schwarzen Erdteils. Je weiter sich jedoch im Laufe der Jahre die Kultur und Zivilisation ausbreitete, je mehr hierdurch die Indianer, die seitherigen unbestrittenen Besitzer von Grund und Boden dieser ausgedehnten Gebiete, sich veranlaßt sahen, ihre bisherigen Wohnsitze weiter und immer weiter nach letztgenannter Himmelsgegend zu verlegen, um so mehr rückte der Anfang des amerikanischen Westens zurück, um so mehr verschob sich auch die sogenannte „Grenze", worunter man jene Linie verstand, bis zu der in größerer Anzahl die Weißen sich niedergelassen und angesiedelt hatten. Heutzutage versteht man im

allgemeinen unter dem amerikanischen Westen oder, deutlicher noch ausgedrückt, dem „Far West“ jene Gebiete, die sich westlich vom Missouri bis zum Stillen Meere ausdehnen und unter anderem also die westlichen Präriéen (oder plains [plens], wie sie der Amerikaner häufig nennt), die Felsengebirge (Rocky Mountains, ro′′k-• mau′n-tⁿni) und die Sierra Nevada umfassen.

fencing [fe′n-ßinᵍ], das Einzäunen einer Farm (durch das Gesetz vorgeschrieben).

Fernsprechwesen. Die Fernsprechanlagen hatten in den Städten der Union bereits im Jahre 1881 einen solchen Umfang erreicht, daß daselbst nur noch neun Städte mit mehr als 10000 Einwohnern und nur eine Stadt mit mehr als 15000 Einwohnern ohne Fernsprechnetz war. Diese rapide Verbreitung des neuen Verkehrsmittels über die amerikanischen Nordstaaten wurde besonders dadurch begünstigt, daß bei der weiten Bauart der amerikanischen Städte und den wenig vorgeschrittenen Einrichtungen für die Nachrichten-Übermittelung innerhalb derselben — Stadtpost und Rohrpost in unserem Sinne kennt man in Amerika noch nicht — das Bedürfnis nach einem den lokalen Verkehr erleichternden Mittel weit mehr hervortrat, als dies in den europäischen Großstädten der Fall ist. Ein weiterer Grund für die ungeheure Verbreitung des Fernsprechwesens ist der Wunsch der Kaufleute nach möglichster Ausnutzung der Zeit, wozu die übermäßige Hitze im Sommer kommt. Der Fernsprecher gestattet dem amerikanischen Geschäftsmann, den ganzen Tag im Kontor zu sitzen. Vom Stuhl aus besorgt er seine Geschäfte mit seinem Personal wie mit den sämtlichen Geschäftsfreunden in der Stadt. Das Telephon macht auch die Laufburschen und sonstigen Diener entbehrlich, die in Amerika übermäßig teuer sind. Mittels Fernsprecher ruft man von beinahe jedem Hause aus Frachtwagen, Droschken, Beamten der Paketfahrtgesellschaften, wie auch den Arzt, den Schutzmann oder die Feuerwehr herbei, während es bei uns nur wenige öffentliche Gebäude und Warenhäuser zu einem Feuermelder gebracht haben. Dabei sind die Tarife erheblich teurer, als in Europa. In New-York

liegt das Fernsprechwesen in der Hand der Metropolitan Telephone and Telegraph Company, deren Muttergesellschaft sich in Boston befindet. Neben dieser Gesellschaft gibt es daselbst noch einige andere Telephone Companies [tĕ″l-ᵉ-fōn kŏ′m-pă-nᵉj] von minder wichtiger Bedeutung. Die Bedingungen, unter denen von den Privatgesellschaften Fernsprech-Einrichtungen getroffen und den Teilnehmern zur Benutzung übergeben werden, sind in mancher Beziehung engherzig und für das Publikum jedenfalls noch wesentlich ungünstiger, als die von den konzessionierten Privat-Fernsprechgesellschaften in einigen Ländern Europa's (England, Frankreich, Italien ꝛc.) unter Mitwirkung der Staatsbehörde festgesetzten Bestimmungen. Seitens der Städte sind die Telephongesellschaften mit ungeheuren Abgaben belastet. Manche zahlen bis 75 pCt. ihrer Rein-Einnahme. Die Bedingungen sind im wesentlichen folgende: Das Abonnement ist ein jährliches, beträgt 150 $ (= 600 M.) und ist monatlich im voraus zu entrichten. Die Apparate sind von den Abonnenten den Vorschriften entsprechend zu behandeln; Reparaturen werden auf vorhergegangene Anzeige von der Gesellschaft ausgeführt, die Kosten hierfür sind jedoch von dem Teilnehmer zu bestreiten. Derselbe hat für jedes, außer durch unvermeidliche Umstände beschädigte Instrument 5 $, für Beseitigung oder Vorenthaltung eines solchen 10 $ monatlich so lange zu zahlen, bis von ihm der Nachweis geführt ist, daß die Zerstörung oder Beseitigung desselben ohne sein Verschulden stattgefunden hat. — Bei Nichtzahlung des Abonnements, unrechtmäßigem Gebrauch oder Beseitigung der Apparate erlöschen die Rechte des Abonnenten, die Gesellschaft ist alsdann ohne weiteres berechtigt, die betreffende Fernsprechstelle zu schließen. — Die Benutzung der Sprechverbindung darf nur durch den Abonnenten in seinen eigenen Geschäfts-Angelegenheiten stattfinden. — Mitteilungen über politische Neuigkeiten, Marktnotierungen, Geldkurse u. s. w., für welche Extra-Abonnements bestehen, dürfen durch den Fernsprecher nicht gemacht werden. — Für die Unterhaltung mit Personen, welche außerhalb des von dem Teilnehmer bezahlten Leitungskomplexes wohnen oder an eine andere

Fernsprechgesellschaft angeschlossen sind, muß eine besondere Gebühr entrichtet werden, welche für je 5 Minuten Dauer der Verbindung berechnet wird. — Die Gesellschaft übernimmt dem Teilnehmer gegenüber keine Verantwortlichkeit bei vorkommenden Irrtümern ihrer Bediensteten und den sich hieraus ergebenden Schäden und Verlusten. — In New-York gibt es zwei Klassen von Abonnenten: die Rechtsanwälte, welche eine höhere Jahressumme zahlen, und die gewöhnlichen Sterblichen. In Buffalo zahlen die Angeschlossenen eine feste Gebühr für jede Benutzung, müssen sich aber zu einem Minimum von 500 Benutzungen zu 6 Cents jährlich verpflichten. Bei 1000 Mitteilungen und darüber ermäßigt sich der Tarif auf 4 Cents. — Neben den allgemeinen Fernsprechanstalten bestehen in den größeren Städten der Ver. Staaten die verschiedenartigsten elektrischen Einrichtungen zu besonderen Privatzwecken: Private-wires [prai'-wät-wai'ß] — Privatlinien — und club-wires [klöb] — Gesellschaftslinien — zur telegraphischen Verbindung von Familien, Gesellschaften, Geschäftshäusern und deren Fabriken u. s. w., ferner Anstalten zur telegraphischen Übermittelung von Tagesneuigkeiten, Börsenkursen, zur selbstthätigen Anmeldung von Feuersgefahr, Einbrüchen, zur Bestellung von Boten u. s. w. — Die sogenannten private-wires umfassen einen Fernsprechkreis, in welchen nicht mehr als 4 Teilnehmer und höchstens 8 Stationen eingeschaltet werden dürfen; bei den club-wires dagegen ist die Anzahl der Stationen unbeschränkt und die Zahl der Teilnehmer auf mindestens 5 festgesetzt. — Die Benutzung dieser Linien ist nur den Teilnehmern selbst gestattet; gegenseitige Mitteilungen, welche das Interesse der Gesellschaft schädigen, wie über Börsen- und Baumwollkurse, politische Neuigkeiten &c., dürfen nicht ausgetauscht werden. Die Nachrichten der letzteren Art werden den betreffenden Abonnenten mittels Telegraphierapparate mit Selbstauslösung bei Tage und bei Nacht zugestellt. Der Papierstreifen läuft in einen Korb ab, in welchem sich die Telegramme ansammeln und zu beliebiger Zeit nachgelesen werden können. — Für telegraphische Anmeldungen von Einbrüchen oder Feuersgefahr, welche die Polizei oder die Feuerwehr benach-

richtigen, werden die verschiedenartigsten Vorrichtungen getroffen. Beispielsweise ertönt beim Öffnen der Thüren oder Fenster in den Geschäftslokalen in diesen selbst, wie im Büreau der Bezirkspolizei eine Signalglocke. — Größere Lager- und Geschäftsräume werden gegen Feuersgefahr durch selbstthätigen Feuermelder gesichert. An den Decken dieser Räume werden Leitungsdrähte befestigt und auf Entfernungen von etwa 2 m so getrennt und gegen einander eingestellt, daß durch die Ausdehnung der Drähte bei Temperaturerhöhung der Kontakt wieder hergestellt, hierdurch die Batterie geschlossen und ein Läutewerk in Thätigkeit gesetzt wird. — Nichts Unschöneres als die Telephon-Luftlinien in den amerikanischen Städten. Die Yankees geben Millionen zum Bau von Prachtgebäuden aus und verunstalten diese Bauten gleich darauf durch die überaus häßlichen Telephonstangen. Die New-Yorker Broadway weist nicht weniger als sechs Pfostenreihen auf, und es arbeiten in dieser Stadt 22 Gesellschaften, deren jede ihre Drähte ausspannt. Vergeblich hat man die Gesellschaften zur Anlage von unterirdischen Leitungen zu zwingen versucht. Sie sind bereits zu mächtig, und die Behörde konnte um so weniger etwas ausrichten, als die Abonnenten selbst gegen eine Anordnung sich stemmen, welche eine bedeutende Verteuerung des Telephons zur Folge hätte.

ferries [fe͞r-rēs], siehe den Art. **Dampffähren**.

Feuergefährliche Gegenstände, wie Zündhölzer, Schießpulver u. dgl., müssen auf der Überfahrt von den Passagieren der Hamburger und Bremer Dampfer an den Kapitän zur Aufbewahrung abgegeben werden. Zündhölzer dürfen nirgends an Bord benutzt werden.

Feuergewehre und andere Waffen sollte man aus Deutschland nicht mitnehmen, da man dieselben in Amerika zu billigem Preise sehr gut erwerben kann. Während der Überfahrt auf Hamburger oder Bremer Passagier-Dampfern müssen Feuergewehre und andere Waffen dem Kapitän zur Aufbewahrung übergeben werden.

Flagge und **Wappen** der Union sind folgende: Die Flagge ist für alle Zwecke das Sternenbanner (The Stars and Stripes oder The Star-spangled Banner),

das aus 7 roten und 6 weißen abwechselnden Streifen besteht und in der oberen Ecke ein blaues Viereck mit so viel Sternen hat, als die Union Staaten zählt. Die Flagge hat folgende Bedeutung: Die 13 weißen und roten Streifen des Banners bedeuten die 13 Originalstaaten der Staaten-Union, welche noch als englische Kolonieen 1776 ihre Unabhängigkeit erklärten, die Zahl der Sterne hingegen entspricht der Zahl sämtlicher Staaten der Union (gegenwärtig 38), und es wird jedesmal bei der Einverleibung eines neuen Staates in die Union ein neuer Stern eingefügt.

Das Wappen ist ein brauner Adler, der in der linken Klaue ein Bündel Blitze, in der rechten einen Ölzweig hält. Auf der Brust trägt er ein zweigeteiltes Schild, dessen oberes Feld blau und dessen unteres silbern und von 6 senkrechten Balken durchzogen ist. Im Schnabel hält er ein Band mit der Inschrift: E Pluribus Unum und 13 Sterne umgeben ihn.

flatboats (flä't-bōtß, *Flachboote*) sind eine ausschließlich dem Mississippi und seinen Nebenflüssen eigentümliche Institution. Sie sind für den an den Ufern oder abseits von den Eisenbahnen wohnenden Pflanzer und Holzfäller, Jäger, Squatter (squatter, ßkwó't-tʳʳ) u. s. w. absolut unentbehrlich. Die flatboats sind manchmal jahraus, jahrein die einzigen Vermittler zwischen ihnen und der Außenwelt, und die guten Geschäfte, die diese schwimmenden stores [ßtōʳs] machen, beweisen, daß die Uferwälder des Mississippi nicht so unbewohnt sind, als man für gewöhnlich anzunehmen geneigt ist. Allerdings läßt auch die Mehrzahl der Uferbewohner ihr ganzes Geld — ihre ganze Jahreseinnahme diesen flatboatmen, wobei freilich in Betracht kommt, daß die armen Uferleute mit irdischen Schätzen nicht allzu gesegnet sind. — Mit diesen Leuten, sowie mit den kleinen Plantagen, die hier und da in den kleinen Waldlichtungen oder an den zahllosen Kanälen und Nebenarmen des Stromes liegen, treiben die flatboats ihren Handel. Es sind, wie gesagt, kleine hölzerne, auf breiten, flachen Fährbooten stehende Wohnhäuser, die in den großen Städten am oberen Flußlaufe, in St. Louis und Cincinnati, gebaut

werden. Ihre Eigentümer statten sie mit allerhand Hausgerätschaften und Werkzeugen, Kleidungsstücken, Kaffee und Zucker, Munition u. s. w. aus, befestigen eine Fahne aufs Dach, eine Glocke auf den Bug und lassen sich nun auf dieser Miniaturausgabe der Arche Noahs den Strom hinabtreiben, um bei jeder kleinen Ansiedelung ihre Geschäfte zu besorgen und ihre Waren an den Mann zu bringen. So verleben sie den ganzen Sommer und Herbst auf dem Fluß, und wenn sie endlich in New-Orleans anlangen, verkaufen sie ihre Boote, kehren nach St. Louis zurück und lassen sich dort im nächsten Jahre ein anderes Boot bauen, mit dem sie abermals die Reise stromabwärts unternehmen.

flipp [flip], ein im Westen beliebtes, dem Eierpunsch ähnliches Getränk.

Fort. Ein Fort im Westen der Ver. Staaten ist wesentlich nur ein in die Wildnis vorgeschobener Militärposten. Eigentliche Befestigungen sind entweder nicht vorhanden oder sie bestehen höchstens aus einer kleinen verpalissadierten Feldschanze mit oder ohne Geschütz. Weitere Verteidigungsmaßregeln erscheinen auch als überflüssig. Der Zweck dieser Posten ist lediglich die Aufrechterhaltung der Ruhe unter den noch wilden Indianerstämmen, und diese pflegen ihr eigentliches Kampfgebiet, die weite Prärie, nicht zu verlassen. Die Zeiten, wo sie noch Angriffe auf größere Plätze wagten, sind glücklicherweise vorüber. Da seit 50 Jahren die zu beschützende Linie sich von dem Ohio und Mississippi stetig nach Westen vorgeschoben hat und noch jetzt mit der fortschreitenden Kolonisation fast in jedem Jahre sich verändert, so ist die Bauart der Forts eine lediglich dem augenblicklichen Bedürfnis angepaßte. Es kommt hierzu, daß sie meist zu einer Zeit angelegt werden, wo Bauhandwerker in der betreffenden Gegend noch für kein Geld zu haben sind. Alle Maurer- und Zimmerarbeit muß von den Soldaten selber ausgeführt werden, während Thüren, Fenster und anderes Beiwerk fertig aus dem Osten herbeigeführt werden. — Die Einrichtung ist in allen diesen Posten im wesentlichen dieselbe. Zwei Seiten eines großen Quadrats (des Parade-

platzes), in dessen Mitte auf hohem Maibaum das Sternenbanner weht, nehmen die Wohnhäuser der Offiziere, Beamten und Ärzte ein; auf der dritten Seite befinden sich die Kasernen, bestehend aus je einem langen Schlafsaal für eine ganze Kompagnie von 60 Mann und einem kleineren Eßsaal, Küche und einem Zimmer für den Wachtmeister. Hinter den Kasernen liegen die Pferdeschuppen und die Reitplätze. Abgesehen von dem Regimentsbüreau und der Wache, wird die vierte Seite des Platzes ganz von den Magazinen eingenommen. Die Größe dieser Speicher erscheint begreiflich, da die umliegende Gegend von den Bedürfnissen der Truppen nur das Hornvieh und das Heu liefert, während alles übrige von weit her bezogen werden muß. Der sehr beträchtliche Fuhrpark, welcher übrigens nicht von Soldaten, sondern von gemieteten Civilisten bedient wird, steht abseits hinter den Magazinen. Seitwärts von den Offiziersquartieren liegt das geräumige Lazarett und einige hundert Schritte weiter der Laden des post-trader [po'ßt-tre-d'r]. Ein solcher Laden in der Wildnis hat alle Bedürfnisse der Garnison zu befriedigen, soweit sie nicht Uniform, Ausrüstung und den gelieferten Proviant betreffen; er ist deshalb eine Welt im kleinen. Eine annähernd ähnliche Auswahl der verschiedenartigsten Gegenstände in einem Raume ist kaum anderswo zu finden: frische Eßwaren, Konserven und Getränke jeder Art, Bekleidungsstücke für Sommer und Winter, Jagdzeug, Schreibmaterialien, Leder und Kurzwaren, Parfümerieen, Seife und Nähmaschinen, Büffelfelle, indianische Stickereien und Reisekoffer. Der Gewinn aus diesem Geschäfte ist ein sehr beträchtlicher. Nicht allein geht die Löhnung der gesamten Garnison zum größten Teil durch die Hände des post-trader, sondern derselbe besitzt hier zugleich die Konzession zum Handel mit den um das Fort gelagerten Indianern, für welche er einen eigenen Laden bei der nahe gelegenen „Indian Agency" [i'n-di-'n e'-dschen-ßi] unterhält. Erlaubt das Monopol dem post-trader schon von den Soldaten hohe Preise zu fordern, so werden die armen Indianer im Handel von ihm noch unbarmherziger ausgeplündert. — Beim sutler (ßo't-l'r, Marketender) gibt es wohl auch einen

Schluck guten, weit hergebrachten Flaschenbieres, doch muß derselbe oft mit 1 bis 2 $ bezahlt werden. — Nur selten besitzt ein Fort ein Musikkorps, das in der Einsamkeit Erheiterung bringen könnte; der Trompeter, der des Morgens früh und des Abends spät seine ewig gleichen Appellsignale bläst, ist meist der einzige Musikant in der weit hinausgeworfenen Kulturinsel. Kein Wunder, daß die Offizierfrauen den Aufenthalt dort als eine Verbannung empfinden, denn in prunkvollen Toiletten zu paradieren hat keinen Sinn, Theater, Konzerte, Kaffeekränzchen müssen entbehrt werden, und das einzige Mittel, die Langeweile abzutöten, besteht im Lesen von Romanen oder der von Zeit zu Zeit ankommenden Journale. Zum Glück hat man ein Einsehen in Washington und wechselt wenigstens bei den am meisten isolierten Forts alle zwei Jahre die Garnison.

Frauen. Nach dem Ergebnisse des letzten Census gibt es in den Ver. Staaten einen Überschuß von mehr als 430000 Männern über die Frauen. Aber nicht überall ist die Frau in der Minorität. Ihre Zahl sinkt, je mehr man sich dem Westen nähert, im Osten aber ist ein ebenso großer Überschuß der Frauen über die Männer vorhanden, wie in Europa. In den Ver. Staaten, besonders im Westen, nimmt die Frau größeren Anteil an den Geschäften des Mannes, wie in Europa. Vielfach tritt sie als selbständige Geschäftsinhaberin auf, auch werden im Staatsdienst, z. B. bei der Post, im Schatzamt, im statistischen Büreau, Damen beschäftigt, desgleichen als Setzerinnen und sehr viel auch als Telegraphistinnen; doch stehen sie in ihren Leistungen hinter den Männern zurück. Außerdem gibt es auch weibliche Ärzte, Barbiere und Friseure, Buchhalter und Kommis, Geistliche, Hut- und Mützenmacher, ja sogar Advokaten.

Wollte man einer amerikanischen Dame aus den besseren Ständen allgemeine Sorgfalt für die Küche zumuten, so würde sie dies mindestens recht seltsam finden. Ihre Vorzüge liegen eben auf einer andern Seite. Körperlich zart, mit feinem Gesicht und niedlichem Fuß, den sie vortrefflich zur Geltung zu bringen versteht, glänzt die Amerikanerin in jenem gesellschaftlichen Chik,

dessen vollendetste Ausbildung man sonst wohl den Französinnen beimißt. Ihre Bildung stellt sie nicht selten weit über die Männer, und man behauptet, daß, wenn in einer amerikanischen Gesellschaft die Unterhaltung stocke, die Schuld daran den Damen beigemessen würde, nicht aber den Herren. Die freien Formen der amerikanischen Gesellschaft unterstützen das junge Mädchen sehr in dieser Ausbildung, ohne daß sich irgendwelche schlimme Folgen daraus zu ergeben pflegen. Freilich heiratet man in Amerika recht früh, und mit der eigenen Haushaltung oder dem Einzuge in das Boardinghaus pflegt die Frau sich jener Mädchenfreiheit zu begeben. Hinter dieser Scheidewand aber liegt doch gewöhnlich schon ein gut Teil Liebelei und Koketterie. Eine regelrechte junge Dame, welche die Schule verlassen hat — was, falls sie nicht etwa Lehrerin wird, mit 15 oder 16 Jahren der Fall zu sein pflegt —, besitzt ihre „company“ [kö'm-pä-ni], wie man das nennt, einen jugendlichen Anbeter, den sie ohne Beisein der Eltern im parlour [pa'-lör] empfängt, mit dem sie ins Theater fährt, vielleicht später eine Portion Eiscreme verspeist und schließlich noch bis über Mitternacht hinaus vor der Thür sitzt. In Schaltjahren haben sogar die Damen das Recht, auch ihrerseits dergleichen Vergnügungen festzusetzen — und doch hat sich noch keine gewichtige Stimme gegen alle diese Freiheiten erhoben; gewiß ein Beweis dafür, daß bei den amerikanischen Damen die kühle Überlegung und unbefangene Urteilskraft nicht am wenigsten entwickelt ist.

Frauenschutz. Die Gesetze des Reiches, die Sitten, sowie die Anschauungen der Männerwelt tragen viel dazu bei, die goldene Freiheit der jungen Damen zu schützen. In früheren Zeiten bestand die Bevölkerung hauptsächlich aus Männern. Es trat daher damals die dringendste Anforderung an die Gesetzgeber des Landes heran, Gesetze zum ganz besonderen Schutz der Frauen zu erlassen und dadurch ihre Stellung in der Union soviel wie möglich zu protegieren, um so mehr, da auch die Männerwelt vielfach roh und wild war. — Diese Gesetze, die bis zur heutigen Stunde aufrecht erhalten werden, geben den Frauen ganz besondere Vorrechte, während sie den Mann,

bei der Übertretung derselben, mit äußerst strengen Maßregeln des Strafgesetzbuches bestrafen. So ist z. B. der Bruch eines einem Mädchen oder einer Frau gemachten Eheversprechens, das sie auf irgend eine Art beweisen kann, hinreichender Grund, um vom Richter mit längerer Gefängnisstrafe oder einer sehr bedeutenden Geldentschädigung an die Klägerin bestraft zu werden. Ein verführtes Mädchen muß unbedingt geheiratet werden, oder es treten ebenso die strengsten Strafen ein. — Jeder Konstabler auf der Straße ist gesetzlich verpflichtet, jeden Mann augenblicklich auf Verlangen einer weiblichen Klägerin zu arretieren, wenn dieser sich erlaubt hat, sie in sinnlicher Absicht anzusprechen, wie dieses in Europa, besonders des Abends, so häufig geschieht, so daß junge Damen um diese Zeit kaum mehr in großen Städten ohne Begleitung auf der Straße gehen können. — Jede Frau hat außerdem das gesetzliche Recht, die Verhaftung ihres Gatten zu verlangen, wenn sie berechtigte Vermutung hat, daß er sie böswillig verlassen will, und so könnten noch eine Menge derartiger Gesetzesbestimmungen aufgezählt werden. Das Weib genießt daher in der Union eine ganz besonders bevorzugte Stellung, wie sie in keinem andern Lande der Welt in so hohem Grade wieder zu finden ist. Diese Privilegien und die stets in Aussicht stehenden Konflikte mit dem rächenden Arme des Gesetzes, die sehr fatale Konsequenzen nach sich ziehen und von den Frauen auch sehr oft ausgenutzt werden, um auf krummem Wege entweder unter die Haube zu kommen oder wenigstens eine reichliche Geldentschädigung zu erhalten, veranlassen denn auch die Männer, ganz besonders vorsichtig mit Frauen umzugehen, sich nur mit großer Vorsicht in galante Abenteuer einzulassen, der Frau überall, mag sie nun eine reiche Lady oder eine arme Fabrikarbeiterin sein, mit vielem Respekt zu begegnen, sie auf der Straße und in öffentlichen Lokalen nicht zu insultieren. — Eine Frau oder ein Mädchen vermag daher zu jeder Stunde bei Tag und Nacht allein durch die Straßen einer amerikanischen Stadt so sicher wie in ihrem Zimmer zu gehen, denn sie kann gewiß sein, daß sich kein Mann nur das geringste Indezente gegen sie erlauben, vielmehr sie jeden Moment unter seinen Schutz nehmen wird.

free lunch [frī' löntsch]. Des Morgens wird in allen Restaurants und Bierkneipen nicht nur New-Yorks, sondern auch ganz Amerika's der sogenannte „free lunch" an die Besucher unentgeltlich verabreicht. Es ist dies ein mehr oder weniger substantieller, aus Salat, kaltem Fleisch, verschiedenen Suppen, Würsten u. s. w. bestehender Imbiß, der während einer gewissen Stunde des Vormittags in großen Schüsseln auf den Schenktisch gestellt wird. Jeder Besucher, der auch nur ein einziges Glas Bier bestellt, hat das Recht, die Liberalität des Gastwirtes auszunutzen, soviel er will, und es gibt z. B. in New-York Tausende, für welche dieser free lunch die einzige tägliche und dabei kostenfreie Nahrung bildet.

Freibeuter. Ein finanzieller Freibeuter in Amerika ist etwas ganz Verschiedenes von dem armen Teufel bei uns, welcher stiehlt und betrügt und sich dafür einsperren läßt. Der amerikanische Dieb muß etwas Romantisches an sich haben, wie der Räuber in Ungarn, in Italien oder in Spanien. Er läßt sich nicht auf Geringes ein, er bringt weder Namen noch Freiheit in Gefahr um lumpiger Tausende willen, sondern geht gleich in die Millionen. Soll er seinen Ruf behalten, so muß Wochen, Monate, Jahre lang täglich von ihm öffentlich die Rede gewesen sein, dann muß jeder wissen, daß er einen großen Coup auszuführen im Begriffe steht, und daß ihm dieser gelungen oder mißlungen ist. Selbst der Betrogene kann dann nicht umhin, ihn zu bewundern und Wall Street wird sogar stolz auf ihn. Es schmeichelt dem Amerikaner, selbst wenn er Wolle lassen muß, daß er sich sagen kann: nirgends in der Welt werden solch „große" Dinge gethan, nämlich Millionen gewonnen oder verloren, Tag für Tag, von einem und demselben Mann, natürlich dem Helden des Augenblicks.

Freigebigkeit (liberality, līb-ĕ-rä'l-ĭ-tĭ) und Gastfreiheit. Die Freigebigkeit und Liberalität des New-Yorkers findet in der alten Welt nicht ihresgleichen. Er ist gewinnsüchtig, schlau, ein Denker, der Welt gegenüber, und so lange er im Geschäft; aber persönlich, im außergeschäftlichen Umgange und seinen Bekannten gegenüber ist er liebenswürdig, gastfrei und offen. Es kommt bei-

spielsweise niemals vor, daß bei einem Diner, im Kaffeehause oder im Konzert jeder seine Zeche für sich bezahlen würde, man streitet sich oft um das Vergnügen, die Zeche für die ganze Gesellschaft, und sei sie noch so groß, erlegen zu dürfen, und dieses Vergnügen wird nicht zur Schau getragen, sondern in der That gefühlt. Selbst beim Kauf der Eisenbahnbillets, Theatersitze, beim Zahlen der Omnibus- und Eintrittsgelder herrscht die gleiche schöne Liberalität.

Freikarten. Auf den amerikanischen Eisenbahnen wird in der Regel freie Eisenbahnfahrt gewährt: allen Beamten, Agenten und Angestellten der Eisenbahn und deren Familien; den höheren Beamten des Staates und der Nachbarstaaten; den Vereinigten Staaten-Postbeamten; den Beamten der „Express“-Paketbeförderungs- und Telegraphengesellschaften; den Rechtsanwälten der betreffenden Bahngesellschaft; den Richtern an den zuständigen Gerichtshöfen; den Mitgliedern des Kongresses und der betreffenden Staatsgesetzgebung, sowie den County-Beamten; Zeitungsherausgebern und Redakteuren, Hotel-Besitzern, Dampfschiffskapitänen, Großindustriellen und Spediteuren. Geistlichen wird eine Ermäßigung von 50 pCt. vom regelmäßigen Tarifsatze gewährt.— In neuerer Zeit wird dem Unfuge der Freikartengewährung immer mehr gesteuert.

Friedhöfe. Die Amerikaner ehren ihre Toten mehr, als irgend ein Volk der Welt, und hohes Lob muß der Anlage der Kirchhöfe in Nordamerika gespendet werden. Die berühmten italienischen Friedhöfe machen durch ihre architektonischen Anlagen und ihre Bildwerke oft großen Eindruck, werden aber ein deutsches Gemüt stets kalt lassen. Alle Anforderungen an einen wahrhaft schönen Kirchhof werden jedoch befriedigt werden, wenn man z. B. den Spring-Grove-Friedhof bei Cincinnati sieht, der das Ideal eines Friedhofes genannt zu werden verdient. Es gibt noch viele nach gleichem Muster angelegte Friedhöfe, deren parkartige Anlage eben dadurch sehr begünstigt ist, daß man ganze Farmen von 50—100 ha Fläche noch in der Nähe der Städte kaufen kann. — Kostbare Marmor- und Alabaster-Monumente, wenn auch oft in zweifel-

hafter Ausführung, erheben sich überall; die Plätze sind wahrhaft paradiesische Parkanlagen, die durch die Üppigkeit der Vegetation ihre traurige Bestimmung vergessen machen. — In New-Orleans werden die ärmeren Leute wie anderwärts in die Erde versenkt, doch ist der Boden von New-Orleans so sumpfig, daß alle, welche die Mittel hierzu besitzen, es vorziehen, ihre Verstorbenen oberirdisch beisetzen zu lassen. Die Mehrzahl der leider inmitten der Stadt gelegenen Friedhöfe enthalten deshalb geräumige, oft mehrere Stockwerke hohe und aus Marmor oder Ziegeln erbaute Sarkophage mit einzelnen Abteilungen, in welche die Särge eingeschoben und dann mittels einer die Inschrift enthaltenden Marmorplatte geschlossen werden. Viele Kirchengemeinden, Gesellschaften, Zünfte u. s. w. besitzen ihre eigenen, oft hunderte von Abteilungen enthaltende Grabhäuser, die mit Inschriften bedeckt in Reihen nebeneinander stehen und einen ganz eigentümlichen befremdenden Anblick gewähren. Die hermetisch verschlossenen Gräber sind jahraus, jahrein der tropischen Sonnenhitze ausgesetzt, und die in ihnen befindlichen Leichen machen deshalb eine Art natürlichen Verbrennungsprozeß durch, statt in Fäulnis zu geraten. Ganze weite Strecken sind mit diesen kahlen, weißen Monumenten bedeckt und mit hohen Ringmauern umgeben — eine Stadt der Toten inmitten des telephonierenden, telegraphierenden, fieberhaften, gelderwerbenden New-Orleans.

Frisco. Bezeichnung für San Francisco, namentlich in den Minendistrikten üblich.

G.

Gastfreiheit, siehe den Art. Freigebigkeit.

Bei **Geburtsanzeigen** wird der Name des Kindes in sehr kleiner Schrift auf eine sehr kleine gewöhnliche Besuchskarte gedruckt und der Geburtstag in der unteren linken Ecke beigefügt. Die Versendung der Karten in einfachem Umschlag erfolgt durch die Post.

Gefängniswesen. Ist schon der Strafkodex der Ver. Staaten förmlich mit Blut und Eisen geschrieben, so

ist die Durchführung dieser Bestimmungen noch härter, ja beinahe unmenschlich zu nennen. Und das Eigentümliche bei dieser Erscheinung ist, daß gerade in dem Staate der größten Bruderliebe und anderer orthodox-puritanischen Humbugs die Gefängnishaft nicht mehr eine wohlverdiente, strenge Strafe bleibt. Mit seinen schrecklichen Zellengefängnissen, seiner furchtbaren Einzelhaft, seinen Zwangsarbeits-Anstalten, wo die Arbeit tageweise an spekulative Unternehmer verpachtet wird, mit dem als Strafe angewendeten furchtbaren Tropfbad, Auspeitschen, Schließen mit Ketten u. s. w., welches darin nach Willkür und fast für das geringste Vergehen angewendet wird, wenn der Sträfling außerhalb des Gefängnisses keine einflußreichen Verbindungen hat, — spottet es aller Humanität, artet es zur furchtbaren Menschenquälerei aus. — Wahrhaft zu bedauern ist jeder, welcher mit den Gefängnissen und anderen Strafanstalten der Ver. Staaten Bekanntschaft macht. — Die gewöhnlichsten Strafen in den Gefängnissen sind Kostschmälerung, Dunkelhaft oder auch eiserne Gewichte und Ketten an den Füßen. Die höchste Strafe ist das Tropfbad. Um den Sträfling mit dem Tropfbade zu züchtigen, setzt man ihn in einen Stuhl mit sehr hoher Lehne und hohen Seiten zum Armauflegen; seine Arme werden festgeschnallt, sein Kopf wird festgeschraubt. Aus einer Höhe von 30 Fuß fällt dann ein Tropfen Wasser auf die Mitte des Schädels und nach einer halben Minute wieder ein Tropfen und dann wieder einer. Der Wassertropfen fällt hart und schwer auf, und eisig kalt durchdringt er die Hirnschale. Beim fünfzehnten Tropfen ist es, als wenn der Kopf zerspringt, beim fünfzigsten wird der Delinquent fast rasend, beim hundertsten aber wirklich wahnsinnig. Und diese Strafe wird nicht bloß hier und da angewandt, sondern sie ist gang und gäbe.

Geheimpolizei. Die United States Secret Service Division (jŭ-nai′-tᵉd stēts ßī″-kʀᵉt ßōʳ′-wiß dᵉ-wĭ′G-ᵒn) ist ein Organ der Bundesregierung in Washington, das von ihr geleitet und unterhalten wird und sich über die gesamten Ver. Staaten ausdehnt. Ihr liegt die Pflicht ob, über Institutionen der Bundesregierung, wie z. B. die National-Banknoten, Ver. Staaten-Bonds,

Steuermarken u. s. w. zu wachen. Es handelt sich daher in ihrer Thätigkeit hauptsächlich darum, die Banknoten- und Markenfälschung, sowie den Schmuggel zu hintertreiben, die Thäter zu ermitteln, zu verfolgen und den Gerichten zu überliefern. Die Agenten dieses Geheimpolizeikorps sind ganz besonders gut dotiert und ziehen außerdem bei jeder Entdeckung sehr bedeutende Tantiemen in Prozenten von den konfiszierten Schmuggelwaren, aufgefundenen falschen Noten u. s. w. Man muß ihnen zugestehen, daß sie ihren Dienst vortrefflich versehen; ein Lob, das bei der erstaunlichen Raffiniertheit, mit der der Schmuggel, die Notenfälschung u. s. w. in der Union betrieben wird, doppelt schwer wiegt.

Ferner gibt es in den Städten außer dem uniformierten Konstablerkorps noch eine städtische Geheimpolizei. Dieser liegt ob, über die öffentliche Sicherheit und Ordnung zu wachen, Verbrechen zu verhüten und nach Verbrechern zu fahnden, um sie den Gerichten zu überliefern. Eine Abteilung für geheime politische Polizei existiert bei ihr gar nicht. — Die Organisation der städtischen Geheimpolizei ist so ziemlich dieselbe wie in Europa. Sie hat ganz außerordentlich geschickte Agenten in ihren Reihen, welche mit den Gliedern der Verbrecherwelt, eines Hauptübels großer amerikanischer Städte, auf das genaueste vertraut sind, außerordentliche Energie, Kaltblütigkeit und Gewandtheit besitzen und absolut vor keiner Gefahr zurückschrecken, wenn es ihr Dienst erfordert. Obwohl sie vortrefflich von den Städten bezahlt sind und einen Teil ihrer Erfolge den bedeutenden Geldmitteln verdanken, über die sie, je nach Erfordernis, verfügen können, so paktieren sie doch auch vielfach mit der Verbrecherwelt, so daß der Hauptschwerpunkt ihres Dienstes mehr darin liegt, Verbrechen zu verhüten, als Verbrecher zu verhaften und den Gerichten zu überliefern. Dieses hat seine Ursachen in den eigentümlich verschobenen Rechtsbegriffen, welche in den Ver. Staaten herrschen, wo der Bestohlene sich in der Regel gleich bei der Anzeige des Verbrechens zufrieden erklärt, wenn der Dieb ihm nur die Hälfte oder noch einen geringeren Prozentsatz seines gestohlenen Eigentums zurückgibt und von jeder weiteren Klage, sowie

rechtlichen Verfolgung und Bestrafung des Verbrechers absieht, ja sogar, wie man sehr häufig findet, Annoncen in die meistgelesenen Zeitungen setzt, worin er den Dieb unter den oben geschilderten Bedingungen zur Zurückgabe des Gestohlenen auffordert, was denn auch sehr oft geschieht. — Wird ein Verbrechen bei der Polizei angezeigt, so setzt sich in der Regel der Polizeiagent, welcher natürlich bei seiner genauen Geschäftspraxis und vortrefflichen Kenntnis der Verbrecherwelt gleich ziemlich genau weiß, wo er den Thäter zu suchen hat, mit den Verbrechern in Unterhandlung und veranlaßt sie, wenn er ihnen nicht anders beikommen kann oder will, soviel wie möglich vom gestohlenen Gute wieder herauszugeben, wobei er natürlich auch sein Geschäftchen macht. — Als charakteristisches Merkmal, wie die Geheimpolizei der Städte den Schwerpunkt ihrer Thätigkeit vorherrschend auf die Verhütung der Verbrechen legt, mag dienen, daß die detectives [dᵉ-tĕ'k-tiwʃ], welche in den Theatern und an anderen öffentlichen Orten den Dienst haben, sich nicht darauf verlegen, einzig und allein durch Beobachtung die Diebe bei frischer That zu ertappen und dann zu arretieren, sondern es steht gewöhnlich der eine oder andere von ihnen am Eingang, betrachtet genau jeden Eintretenden und versagt, ohne irgendwie Aufsehen zu erregen, durch einen Wink, durch ein leise geflüstertes Wort den notorischen Taschendieben und anderen Verbrechern ganz einfach den Eintritt. — Ihr Dienst ist bei den höchst traurigen, verwickelten und versumpften inneren Verhältnissen der Union, besonders der großen Städte, jedenfalls ein außerordentlich schwieriger und gefahrvoller, der, da kein gesunder, kräftiger, unparteiischer Staatsorganismus, kein ehrenhafter, gerechter Richterstand hinter ihm steht, ein beständiges Hin- und Herlavieren erfordert.

Geld und Geldgeschäfte. In den Ver. Staaten kursieren, von der Regierung geprägt: Kupfer-, Nickel-, Silber- und Goldmünzen. Von **Kupfer** gibt es Stücke von 1 Cent (one cent, wŏ'n ßĕnt) und 2 Cents (two [tū] cents). — Von **Nickel**: 3 Cents und 5 Cents. — Von **Silber**: 3 Cents, half dime [hā'f daim] = 5 Cents, dime = 10 Cents, twenty [twĕ'n-tᵉ] cents (20 Cents),

quarter dollar (kwâʳʳ-tᵊʳ dŏʹl-lᵊʳ) = 25 Cents, half dollar = 50 Cents und one dollar mit „In God we trust“ auf dem Avers und „E Pluribus Unum“ auf dem Revers. — Dieses Dollarstück hat gesetzlichen Kurs, wogegen ein anderes Dollarstück, der gleich große, aber anders geprägte, die Inschrift „Trade dollar“ [treed] tragende Handelsdollar an öffentlichen Kassen nicht angenommen wird, so daß man sich hüten muß, denselben anzunehmen. — Von Gold gibt es Stücke von 1 $, 2½ $, 3 $, 5 $ (half eagle genannt), 10 $ (eagle) und 20 $ (double eagle, dŏʹbl igl). — Gewissenlose Leute sind dabei ertappt worden, daß sie Unerfahrenen falsche half dollar- und dollar-Stücke aufgehängt haben, und so gibt es auch nachgemachte Goldstücke, die für Einwanderer schwer von den echten zu unterscheiden sind. Daher ist es besonders wichtig, nur an verläßlichen Stellen amerikanisches Geld einzuwechseln.

Von Papiergeld, das gesetzlichen Kurs hat, gibt es: 1) die von der Regierung ausgegebenen „United States' Notes“ oder „Legal Tender Notes“ zu 1, 2, 5, 10, 20, 50, 100, 500 ꝛc. $, welche ihrer grünen Rückseite wegen „greenbacks“ [grīʹn-bäkß] genannt werden; 2) die ebenfalls von der Regierung ausgegebenen „Gold Certificates“ [gōld ßeʳ-tĭʹf-ĭ-ketß] und „Silver Certificates“ in Stücken von 10, 20, 50 ꝛc. $; 3) die gleich den vorigen an den öffentlichen Kassen verwendbaren „National Currency“ [näʹsch-ᵊ-nᵊl kŏʹr-rᵊn-ßᵉ], Banknoten, welche in Stücken von 1, 2, 5, 10, 20, 50, 100 ꝛc. $ ausgegeben werden. Mit der Annahme dieser eben erwähnten Banknoten muß man aber sehr vorsichtig sein, weil davon viele nachgemachte im Umlaufe sind und besonders in europäischen Häfen dem nichtsahnenden Auswanderer beim Geldwechseln gegeben werden. Im Osten der Ver. Staaten wird noch häufig nach shillings gerechnet. Der shilling ist genau 25 Cents. Kalifornien ist dem übrigen Amerika niemals in der Papierwährung gefolgt. Weder Papier-, noch Kupfer-, noch Nickelgeld hat dort irgend welche Giltigkeit. Stücke von 10 und 25 Cents, letztere nach einer spanischen Münze two bits genannt, sind die niedrigsten der umlaufenden Geldsorten, und wenn man sich nach amerikanischer Sitte morgens

früh außerhalb des Gasthofes seine Stiefel putzen läßt, so wird man dem Buben kaum weniger als eben diese two bits (= 1 Mark) anbieten dürfen. Da der bit = 12½ Cents ist, welche Münze es nicht gibt, so muß in der Einheit entweder ein kurzer bit (10 Cents) oder ein langer bit (15 Cents) gefordert werden. Die Vervielfachung geschieht mit 2, 4 und 6, so daß es runde, auszahlbare Beträge gibt. — Man hüte sich im Hafen und auf dem Schiffe vor Leuten, welche sich zur Umwechselung deutschen Geldes in amerikanisches anbieten, denn der unerfahrene Auswanderer wird dabei in der Regel stark übers Ohr gehauen; das massenhaft kursierende amerikanische falsche Geld in Münze und Papier wird nachweisbar besonders durch solche Blutsauger in europäischen Häfen unter die Leute gebracht. Jedermann kann sein gutes deutsches Geld bei dem Zahlmeister des Dampfers, oder im Castle-Garden in New-York von den behördlich konzessionierten Wechslern, oder im Lokale der Deutschen Gesellschaft gegen den vollen Wert ausgewechselt erhalten, und ist dann sicher, reell behandelt zu werden. Wer größere Summen Geldes mit nach Amerika bringt, besorge sich schon vor seiner Abreise aus der Heimat von einem soliden Bankgeschäfte dafür Wechsel auf New-York oder diejenige Stadt in den Ver. Staaten, welche seinem Reiseziele zunächst liegt.

Die Deutsche Gesellschaft der Stadt New-York steht mit den weiter unten namentlich angeführten Bankfirmen Deutschlands in regelmäßigem Wechselverkehr. Wer allein oder mit Weib und Kind die Reise übers Weltmeer wagen will, aber der englischen Sprache nicht mächtig ist und von Land und Leuten in Amerika nicht viel kennt, kann viele Verluste vermeiden und Kosten sparen, wenn er die nötigen Geldgeschäfte durch eine dieser Firmen besorgen läßt. Für die bei ihnen eingezahlten Beträge ziehen diese Firmen Wechsel auf die Deutsche Gesellschaft, welche „bei Sicht", d. h. sogleich bei Vorzeigung eingelöst werden. Andere Wechsel sind gewöhnlich „drei Tage nach Sicht" zahlbar, und in solchen Fällen hat das betreffende Bankhaus in New-York das Recht, den Einwanderer drei Tage warten zu lassen und dessen Weiterreise in das Land zu verzögern, falls sich derselbe

nicht für sofortige Auszahlung einen Abzug gefallen lassen will. Während der Überfahrt können Geld, Wertpapiere und sonstige wertvolle Gegenstände, versiegelt und mit dem vollständigen und deutlich geschriebenen Namen des Eigentümers versehen, dem Kapitän des Dampfers zur Aufbewahrung, jedoch ohne weitere Gewährleistung der Dampfschiffahrts-Gesellschaft, eingehändigt werden. — Bezüglich der im Castle-Garden in New-York zugelassenen Geldwechsler sind seitens der Einwanderungs-Kommission folgende Bestimmungen getroffen worden: Jeder zum Depot zugelassene Geldwechsler ist verbunden, bei der Landung der Einwanderer an seinem Pulte zu sein, damit er dem Verlangen derjenigen willfahren kann, welche Geld auswechseln wollen. Sie sollen an einer leicht sichtbaren Stelle täglich eine Liste anschlagen lassen, mit dem laufenden Marktpreise von Gold und Silber und den von ihnen für Gold- und Silbermünzen jeder Art gezahlten Preisen. Sie müssen alles Gold und Silber, das sie von den Einwanderern kaufen, gegen Landesmünze zum laufenden Kurswerte umwechseln. Sie sollen jedem Einwanderer, von dem sie Gold oder Silber kaufen, einen gedruckten Zettel einhändigen, worauf die Zahl und Art der gekauften Münzen, die dafür gegebenen Preise und der ganze gezahlte Betrag verzeichnet sind.

Namen der Firmen,

durch welche die Geschäfte der Deutschen Gesellschaft in Europa vermittelt werden.

Augsburg . . . . . . Herr Max Obermayer, Konsul.
Basel . . . . Die Baseler Handelsbank.
Berlin . . . . Herren Hardt & Co.
Bremen . . . . Herren Louis Delius & Co.
Darmstadt . . . . . Die Bank für Handel und Industrie.
Dresden . . . . Herren Robert Thode & Co.
Frankfurt a. M. . . Die Filiale der Bank für Handel und Industrie.
Freiburg (Breisgau) Die Filiale der Rheinischen Kreditbank.
Gera . . . . Die Geraer Bank.

Hamburg . . . . . . Herr Joh. Schröder, No. 51 bei den Mühren.
Hannover . . . . . . Die Hannoversche Bank.
Heidelberg . . . . . Die Filiale der Rheinischen Kreditbank.
Karlsruhe . . . . . . Herr Eduard Kölle.
Kassel . . . . Herr Louis Pfeiffer.
Köln a. R. . . . . . . Der A. Schaaffhausensche Bank-Verein.
Konstanz (Bodensee) Die Filiale der Rheinischen Kreditbank.
Leer (Ostfriesland) . Die Agentur d. Hannoverschen Bank.
Leipzig . . . . Die Filiale der Geraer Bank.
Mannheim . . . . . Die Rheinische Kreditbank.
Meiningen . . . . . Die Mitteldeutsche Kreditbank.
München . . . . . . Herr Joseph von Hirsch.
Münster . . . . . . Herr Eduard Hüffer.
Paris . . . . Herren Marcuard, Krauß & Co.
Prag . . . . Die Böhmische Union-Bank.
Straßburg (i. Elsaß) Herren Ch. Staehling, L. Valentin & Co.
Stuttgart . . . . . . Die Königl. Württembergische Hofbank.
Wien . . . . Herren M. L. Biedermann & Co.

Im Anschlusse an diese Liste europäischer Korrespondenten sei hier zugleich noch darauf hingewiesen, daß die im Interesse der deutschen Einwanderer von der Gesellschaft eingerichtete und schon seit Jahren stark in Anspruch genommene Bankgeschäfts-Abteilung sich besonders folgender Besorgungen annimmt:

1) das Übersenden von Geld durch Wechsel und Anweisungen nach allen größeren Plätzen Deutschlands, Österreichs, Frankreichs und der Schweiz, oder in bar frei ins Haus, selbst nach den kleinsten Ortschaften;
2) die Besorgung von Passagescheinen für die Reise von Europa hierher und von hier nach Europa, sowie von Ver. Staaten-Reisepässen;
3) die Besorgung von Reise-Billetten für Eisenbahnen oder Dampfschiffe für die Reise in das Innere des Landes;

4) das Umwechseln von Geld;
5) das Ausstellen von Vollmachten und notarielle Beglaubigung solcher und anderer Dokumente;
6) die Annahme von Vollmachten und die Besorgung der dadurch übertragenen Geschäfte, Einkassierung von Erbschaften, Vermögen u. s. w.;
7) die Übernahme und Beförderung von Paketen und Wertgegenständen;
8) die Entgegennahme von Geldern an den Hauptplätzen Deutschlands und der Schweiz zur sicheren und billigen Übermittelung derselben nach Amerika;
9) die Verwaltung von liegendem oder beweglichem Eigentum, welches der Gesellschaft zur Besorgung übertragen wird;
10) die Annahme von Geldern zur sicheren Aufbewahrung.

Die **Deutsche** Gesellschaft bietet hierdurch ihren Landsleuten einen zuverlässigen, prompten und billigen Weg für die Besorgung ihrer Geschäfte. Sie berechnet für ihre Dienstleistungen nur soviel, als erforderlich ist, um die dadurch entstehenden Unkosten zu decken und bildet vom etwaigen Überschusse einen Reserve-Fond, dessen Zinsen für die Unterstützung hilfsbedürftiger Deutscher verwendet werden.

Die Gesellschaft erteilt bereitwilligst jede Auskunft unentgeltlich; sie leistet jedoch keinen Vorschuß irgend einer Art, und bedingt bare Zahlung für alle von ihr zu besorgenden Geschäfte.

Das Geschäfts-Lokal der **Deutschen** Gesellschaft befindet sich in dem Gebäude 13 Broadway, ganz in der Nähe vom Castle-Garden, wo alle Auswandererschiffe ihre Zwischendecks-Passagiere ans Land setzen müssen. In dem bezeichneten Geschäfts-Lokale kann der deutsche Einwanderer von den Beamten und Angestellten der Deutschen Gesellschaft überhaupt alles erfahren, was für ihn zu wissen nötig oder nützlich ist.

Geldverdienen. Das Geschäft ist dem Amerikaner alles. Des Amerikaners Aufregung, sein Nervenreiz ist das Geldverdienen, nicht die französische vie à outrance. Trotzdem das Volk nur verdient, um das erworbene Geld

wieder auszugeben, so ist ihm doch der verfeinerte Lebensgenuß nicht recht geläufig. Der Amerikaner ist so vielfach Dollarmensch, weil er eben nichts anderes kennt, weil es Mode ist. Die Arbeit ist ihm weder Selbstzweck, wie dem Deutschen, noch Mittel zu einem verfeinerten Lebensgenuß, wie dem Franzosen. Höchstens begleitet ihn beim Erwerb der Wunsch des Reisens — nicht im eigenen Lande, sondern in Europa —, denn er ist sehr wißbegierig und möchte gern alles gesehen haben.

Gemüse. Außer unseren gewöhnlichen Blattgemüsen und Salaten werden noch Tomate (tomato, tō-mā'-tō) oder Paradiesapfel und die ihr verwandte Eierpflanze (egg plant, ĕ'g plänt), Kürbis (pumpkin, pŏ'mp-kin, squash, ßkwösch), Melone, Rhabarber angebaut. Tomaten werden massenhaft genossen; squash und rhubarb-pie [rū'-bā'b pai] spielen bei festlichen Gelegenheiten eine so große Rolle, daß man sie fast als Nationalspeisen bezeichnen könnte.

Gemütsbildung. Eine gewisse Ungemütlichkeit wird der gebildete Europäer stets zu beklagen haben, ebenso wie den Mangel jener tiefgehenden Gemütsbildung, wie sie gerade in Deutschland auch die breitesten Schichten der Bevölkerung durchdringt. In der amerikanischen Bildung überwiegt der Verstand, und irgend welche Zugeständnisse an Phantasie oder Gemüt dürften dort seltener sein, als in irgend einem Teile Europa's.

gentleman und lady [dGĕ'ntl-män, lĕ'-dᵉ]. Diese Worte mußten in dem freien Amerika nicht anders, als eine viel breitere Bedeutung annehmen, als die ist, welche sie in der alten Welt haben. In vielen Kreisen bezeichnen sie thatsächlich nichts mehr als männliches bzw. weibliches Individuum. Im aristokratischen Süden behielten sie mehr von ihrem Werte.

Gepäck. Die Beförderung des Gepäcks zwischen dem Bahnhofe und der Wohnung bzw. dem Hotel der Reisenden wird durch die Expreß-Kompagnieen (siehe d. Art.) vermittelt. Auf den Pacific-Bahnen werden 100 Pfd. (englisch)*, auf den meisten anderen 150 Pfd. Freigepäck

* 50 kg = 112 engl. Pfund.

für jede volle Fahrkarte (d. i. für Personen über 12 Jahre, denn Kinder unter 12 Jahren zahlen nur den halben Fahrpreis) gewährt. Wer eine Fahrkarte 1. Klasse nach San Francisco und im Anschluß daran zur Fahrt auf einem der Dampfer des Stillen Oceans nach China oder Japan löst, erhält sogar 250 Pfd. Freigepäck. — Eine Beklebung der Gepäckstücke mit Papierzetteln findet nicht statt. Es wird vielmehr an einer Handhabe des Gepäckstückes mittels eines kleinen Lederriemens eine Messingmarke befestigt, welche den Namen der Eisenbahngesellschaft, eine Nummer, die Angabe der Route und den Bestimmungsort trägt. Eine zweite Marke mit der gleichen Nummer erhält der Reisende. Da jedes Gepäckstück in dieser Weise behandelt wird, so müssen dem Reisenden soviele Marken [checks, tschecks] eingehändigt werden, als er Gepäckstücke mit sich führt. Am Ankunftsorte wird das Gepäck gegen Herausgabe der Marken abgeliefert. — Für das aufgegebene Gepäck ist die Eisenbahn verantwortlich bis zu dem Orte, auf welchen die Fahrkarte lautet, nur darf der Passagier seinen check nicht verlieren. Übergewicht wird an der Wage bezahlt, wofür man eine Bescheinigung empfängt; im übrigen entrichtet man keine Gebühr irgend welcher Art, auch kein Trinkgeld. Östlich vom Missouri wird es niemals genau mit dem Gepäck genommen, das nur dann gewogen wird, wenn es augenscheinlich bedeutendes Übergewicht besitzt; westlich vom Missouri wird dagegen ziemlich streng verfahren und jedes Pfund Übergewicht nach einer bestimmten Taxe berechnet. Auf den östlichen Bahnen wird in der Regel eine runde Fracht für das Gepäckstück, ohne Rücksicht auf das Gewicht, erhoben. Nicht selten kann man übrigens den stark begründeten Verdacht, ob das gestattete Freigewicht nicht überschritten sei, durch ein Trinkgeld an den Gepäckmeister aus der Welt schaffen. — Beim Aufgeben des Gepäcks wird die vorzuzeigende Fahrkarte koupiert. Lagergeld wird von den meisten Bahnen erhoben, wenn das Gepäck nicht innerhalb 24 Stunden abgeholt wird. Träger für das Handgepäck gibt es nicht; es einem Unbekannten anzuvertrauen wäre andererseits höchst unvorsichtig. — Der **Einwanderer** sollte, wenn irgend möglich, sein

Gepäck gleich im Castle-Garden aufgeben (siehe den Art. Fahrkarte). Unter allen Umständen sei er aber darauf bedacht, daß das Gepäck mit ihm zugleich befördert wird, und lasse er sich von keinem überreden, Koffer und Kisten sich nachschicken zu lassen, denn er würde in diesem Falle sein Anrecht auf 100 Pfund Freigepäck verlieren und dadurch die Kosten der Reise ganz erheblich vermehren. Der Gepäckschein oder der check muß nach derselben Eisenbahnstation ausgestellt sein, wie die Fahrkarte. Wer nicht selbst darauf sieht, daß dies geschieht, wird unterwegs bei jedesmaligem Umsteigen Scherereien mit seinem Gepäck und selbst Unkosten haben, welche er sonst vermeiden kann. Wer sich bei der Abreise aus Castle-Garden dagegen davon überzeugt, daß sein Gepäckschein oder die ihm dafür gegebene Marke in Ordnung ist, ist bis zur Ankunft an seinem Bestimmungsorte jeglicher Sorge um die zur Beförderung aufgegebenen großen Gepäckstücke enthoben und braucht unterwegs nur auf das kleine Handgepäck acht zu geben. Daß ein kluger Reisender von letzterem so wenig wie möglich bei sich im Wagen behalten wird, da auch das kleinste Paket die freie Bewegung hindert, versteht sich von selbst. — Den Gepäckschein oder die Marken, welche man während der Fahrt nicht braucht, soll man in einer inneren Tasche seiner Bekleidung wohl verwahren, damit dieselben nicht verloren oder gestohlen werden können; denn die Auslieferung des Gepäcks erfolgt am Bestimmungsorte des Reisenden nur gegen Abgabe seines Gepäckscheins oder seiner Marke. Es ist ratsam, sich stets die Nummern der Marken im Notizbuche aufzuschreiben, damit man sich dadurch legitimieren kann, falls dieselben verloren gehen.

Gerichtshöfe. Die Unionsgerichte sind zu unterscheiden von den Gerichten der einzelnen Staaten; sämtliche Richter der ersteren werden vom Präsidenten der Ver. Staaten unter Zustimmung des Senates auf Lebenszeit ernannt, vorausgesetzt, daß sie sich stets „gut aufführen" (during good behaviour) und können nur durch den Kongreß angeklagt und ihrer Stellen entsetzt werden. Die Unionsgerichte haben teils ursprüngliche Gerichtsbarkeit, teils konkurrieren sie nach dem Werte oder der

Natur des Streitobjektes mit den Gerichten der einzelnen Staaten. An der Spitze steht das **Oberbundesgericht** der Ver. Staaten (Supreme Court of the United States), demnächst folgen die **Bundeskreisgerichte** (Circuit-Courts, ßö'-k't-ko'tß) und die **Bezirksgerichte** (District-Courts, di'ß-trikt), außerdem der **Beschwerdehof** (Court of Claims, klems). Das Oberbundesgericht besteht aus einem Oberrichter (Chief-Justice, tschi'f-dscho'ß-tiß) und 8 beigeordneten Richtern (Associate Justices, äß-ßo'-schi-et), dem Generalstaatsanwalt &c. und hält jährlich eine Sitzung in Washington, die am zweiten Montage im Oktober beginnt. Der höchste Gerichtshof muß unter der auf ihm lastenden Arbeit fast erliegen. Die Erfahrung lehrt, daß die Zahl der Prozesse fast in demselben Verhältnis zunimmt, wie die Bevölkerung. So wie die Verhältnisse jetzt liegen, wird ein Prozeß, der heute an das Oberbundesgericht gelangt, in der Regel erst nach Ablauf von drei Jahren zur Verhandlung kommen, was in manchen Fällen praktisch auf Justizverweigerung hinausläuft. Unter den geltenden Bestimmungen kann in allen von Bundesgerichten entschiedenen Civilsachen, in denen die in Betracht kommende Summe 5000 $ oder mehr beträgt, an das Oberbundesgericht appelliert werden, und die im Distrikt Columbia ergangenen Erkenntnisse unterliegen sogar der Appellation, wenn die Summe nur 2500 $ beträgt. Ferner ist das Oberbundesgericht die höchste Instanz für alle Prozesse, deren Entscheidung von der Auslegung der Bundesverfassung abhängt, sowie in allen Patent-Prozessen. Es sind nun schon verschiedene Mittel in Vorschlag gebracht worden, um den Prozeßgang vor dem Oberbundesgerichte zu beschleunigen; allein die Lösung des Problems wird hauptsächlich dadurch erschwert: Die Advokaten in Washington, in New-York und anderen großen östlichen Städten, welche wegen der Nähe des Oberbundesgerichts-Sitzes thatsächlich eine Art von Monopol auf alle vor demselben verhandelten Rechtssachen besitzen, treten jedem Vorschlage heftig entgegen, der darauf gerichtet ist, einen Teil der Geschäftslast des Oberbundesgerichtes an die verschiedenen Bundeskreisgerichte zu übertragen, während dies von den Advokaten im Lande und in den ferner gelegenen Städten ebenso

lebhaft befürwortet wird. — Die Ver. Staaten sind in neun Gerichtskreise (Judicial Circuits, dGü-di'sch-ᵊl) geteilt; in jedem derselben wird jährlich zweimal ein Kreisgericht abgehalten; die beigeordneten Richter des Oberbundesgerichts sind die vorsitzenden Richter der Circuit-Courts. Der Distrikt Columbia bildet einen eigenen Gerichtskreis; in denjenigen Staaten, welche noch keinem Gerichtskreis zugeteilt sind, haben die Bezirksgerichte die Befugnis der Kreisgerichte. Früher waren die Richter des Oberbundesgerichts die einzigen Kreisrichter, aber infolge der Akte vom 10. April 1869 sind neun Kreisrichter ermächtigt worden, jeder in seinem eigenen Distrikte zu wohnen und dort dieselben Vollmachten auszuüben, wie die Richter des Oberbundesgerichtes, wenn diese Kreisgerichte abhalten. — **Bezirksgerichte** (District-Courts) bestehen in jedem Staate und dem Distrikte Columbia eins, in größeren zwei oder drei. Sie werden vom Bezirksrichter allein abgehalten, dem ein Staatsanwalt und ein Ver. Staaten-Marschall zur Seite stehen. — Der **Beschwerdehof** (Court of Claims) entscheidet Ansprüche und Beschwerden gegen die Regierung und besteht aus 5 Richtern ꝛc., deren Wohnsitz Washington ist. — Die Territorien haben eine besondere Gerichtsverfassung und jedes derselben eine eigene Unionsgerichtsbehörde, bestehend aus 1 Oberrichter, 2 beigeordneten Richtern, 1 Staatsanwalt und einem Ver. Staaten-Marschall.

The German [dGö'-män] wird seiner Herkunft nach der in Amerika allgemein beliebte, von Deutschen eingeführte „Kotillon" genannt, der, da er weder Walzer noch Polka, noch sonst einen der verpönten Umfassungstänze bietet, als besonderer neuer Tanz auch in vielen streng amerikanischen Kreisen für zulässig erklärt ist. Sonst bestanden die englisch-amerikanischen Bälle der feinen Gesellschaft meistens nur aus einer Reihe getanzter Quadrillen; zu den dazwischen aufgespielten Walzern, Polka's ꝛc. tanzten die Mädchen nur miteinander oder mit Brüdern ꝛc.

Gesellschaft. Wenn auch in den älteren Staaten des Ostens, vor allem in den Neu-England-Staaten, mancher freundliche Zug vorhanden ist, der anheimelnd

sogar an die besten Seiten europäischen Lebens erinnert, so wird die amerikanische Gesellschaft doch, je weiter man sich von diesen Mittelpunkten an Bildung und Reichtum entfernt, immer fremdartiger, und zwar nimmt diese Fremdartigkeit von Stufe zu Stufe einen unangenehmeren, roheren Charakter an. Immer mehr tritt der Mangel an Menschen hervor, die Charakter, ruhige Entwickelung, ideale Hingebung an die allgemeinen Interessen dem leidenschaftlichen Wunsche reich zu werden überordnen. Im Süden, wo der Bürgerkrieg die in manchen Beziehungen von sehr guten Traditionen erfüllte Pflanzer-Aristokratie zertrümmert hat, welche dem Lande bis in die neueste Zeit die besten Staatsmänner und Generale gab, sind die Gebildeten verarmt und es ist eine Klasse von Menschen in den Vordergrund gerückt, welche der Amerikaner treffend „fortune-seeker" (fo'r"-tsch'n-ßi'-k'r, Vermögensucher) nennt. Im Westen ist dieser Zug noch stärker ausgeprägt. — Die Ständegliederung der Gesellschaft gründet sich nur auf den Unterschied im Besitz, gegen welchen alle anderen zurücktreten. Rang- und Standes-Unterschiede, durch Geburt oder Namen bevorzugte Klassen gibt es nicht, nur die Anzahl der Dollars liefert den Maßstab. Adel existiert nicht, bzw. wird nicht anerkannt.

Getränke. Die Zahl der öffentlichen Schenken und Bierhäuser (saloons, ß'-lu'n) in Amerika ist eine unglaublich große. Die amerikanischen Schenkwirte (drinking bar-keepers, dri"n'-kin'-ba'-ki'-p'rs) sind wegen ihrer Fertigkeit in der Zubereitung kühlender Getränke berühmt; alle diese Getränke werden jedoch von dem Sodawasser beherrscht, das überall, in Apotheken, Bierhäusern, Konditoreien, Bäckerladen u. s. w. mit irgend einem Fruchtsaft vermengt, für 5 bis 10 Cents per Glas verkauft wird. Einige Mischungen sind: milk punch [mi'lk pontsch] aus Milch, Branntwein, Eis und Gewürzen gebraut. Iced-claret [ai"ßt-klä'r-r't] Rotwein, Eis, Citronen- und Ananasscheibchen, sherry-cobbler [sche"r-r'-ko'b-l'r] Sherry, Eis, Citronenscheibchen. — Der Amerikaner trinkt alles mit Eis, selbst Thee, Milch und Kaffee. Die eishaltigen Getränke werden durch Strohhalme gesogen. — Man glaube nicht, in Nordamerika dem Genusse geistiger

Getränke ungestraft sich hingeben zu dürfen. Denn Nordamerika hat ein nervenerregendes Klima, daher denn auch der Genuß von geistigen Getränken in Nordamerika ungleich größere Verheerungen anrichtet, wie in Deutschland. Eine andere Folge des Klimas ist die erschreckend hohe Anzahl von Irrsinnigen und nervösen Leidenden. Das sollte zur Warnung dienen, mäßig zu sein im Genuß nicht allein geistiger, sondern aller nervenerregenden Getränke, also auch von starkem Kaffee und Thee. — Vgl. den Art. Hotels.

Getränkegesetz. In Indiana besteht ein Getränkegesetz, welches puritanische Strenge zeigt. So darf unter anderem keine Wirtschaft nach 11 Uhr abends offen sein; Geldstrafen von 10 bis 50 $, denen eine Gefängnisstrafe von 10 bis 60 Tagen hinzugefügt werden darf, werden über jeden verhängt, der spirituöse Getränke (Wein, Malz- oder andere berauschende Getränke) am Sonntag, sowie am 4. Juli, 25. Dezember, 1. Januar, an dem angesetzten Danksagungstage, an dem Tage einer Staats-, County-, Township- oder Munizipalwahl oder zwischen den Stunden von 11 Uhr abends bis 5 Uhr morgens an irgend jemand ohne schriftliches ärztliches Zeugnis verabreicht.

Getreidehandel. Die Übereinstimmung der Einrichtungen und die allgemeine Verbreitung der Getreidelagerhäuser (siehe den Art. elevator) hat eine höchst einfache und zweckmäßige Gestaltung des Getreideverkehrs, soweit es sich um den inländischen Verbrauch handelt, zur Folge gehabt. Das Getreide wird nämlich nicht „nach Probe", sondern nur „nach Qualität" verkauft. Der Verkäufer übersendet dem Käufer nicht die in seinem Besitz befindliche Ware, sondern er überweist ihm eine gewünschte Menge von näher bezeichneter „Qualität", die in einem Lagerhause am Wohnorte des Käufers lagert. Dies Verfahren erinnert an die Vermittelung des Geldverkehrs durch Postanweisungen und Postnachnahmen. In St. Louis z. B. hängen die Einrichtungen, durch welche das Klassifizieren von Weizen und Mehl besorgt wird, mit der Produktenbörse zusammen. Alljährlich wird für beide ein standard [ßtä'n-dᵊʳd] von einer Kommission der Börse festgestellt, nach welchem die grain-

und flour-inspectors [gren, flau^{er}″-in-ßpe′k-t^{er}ß] die ihnen vorgelegten Sorten klassifizieren oder bezügliche Streitigkeiten entscheiden. Bei Weizen geschieht die Klassifizierung gesondert für Winter- und Frühlingsweizen, von denen der letztere kleiner aber härter ist, der erstere eine dünnere Schale, aber mehr Kleber hat. Beim Winterweizen wird weißer und roter unterschieden, jeder in 4 Abstufungen: 1) Auslese in verhältnismäßig geringer Quantität, 2) normale gute Marktware, 3) gute Ware, aber etwas leichter oder unrein, 4) brauchbar. Eine 5. Klasse wird mit rejected [ri-dsche′k-ted] bezeichnet. Beim Frühlingsweizen trennt man spring [ßprin^{g}] und soft [ßoft], den ersteren sodann ebenfalls in 5, den letzteren in 3 Abstufungen. Mais wird in roten — für Viehfutter und Brennerei — und weißen — für Mehl — und gemischten klassifiziert, ohne weitere Unterteilung. So werden nach Körnergröße, Ausgiebigkeit, Stärkemehl- und Klebergehalt, Gewicht und äußerem Ansehen u. s. w. bei den einzelnen Halmfrüchten (Weizen, Roggen, Gerste, Hafer und Mais) drei bis fünf Marken oder „Qualitäten“ unterschieden. Frisch in den Elevator gelangendes Getreide wird so lange gereinigt, bis es mindestens dem geringsten Grade der landläufigen Marken entspricht. — Der Wert des Getreides wird sofort nach der Einlagerung flüssig gemacht. Die Lagerhausverwaltung übergibt dem Einlagerer einen Empfangschein, welcher dem Inhaber das Anrecht auf das Eigentum einer bestimmten Menge Getreide von bestimmter Beschaffenheit zusichert, einen sogenannten warrant [wo′r-r^{e}nt]. Diese Getreide-Warrants werden an der Börse an Stelle der Ware selbst verkauft. Sie dienen als Unterlage für Darlehne und als Wechsel, die am Verfalltage durch Aushändigung der bezeichneten Getreidemenge seitens des Empfängers oder durch Überweisung einer gleichen, in einem andern Lagerhause aufgespeicherten Menge eingelöst werden müssen.

Gewässer. Am übelsten wird von den Amerikanern den Gewässern mitgespielt. — Wo irgend ein munterer oder großartiger Wasserfall, eine imposante, malerische Stromschnelle sich zeigt — da darf man auch sicher Talgschmelzen, Gerbereien, Schlachthäuser oder ähnliche in-

dustrielle Etablissements erwarten, welche so angelegt sind, daß sie die Romantik aufheben und den klaren Fluß mit ihren schmutzigen Ausströmungen in einen großen Rinnstein verwandeln. Schmelzöfen, Hämmer, Fabriken jeder Art werfen ihre Abfälle ungescheut in Flüsse, Bäche, Seeen und töten Vegetation und Tierleben ringsher vollständig. Die Ufer, ehedem von Gras und Gebüsch bedeckt, werden zu Halden für den unnennbaren Schmutz und Schutt der Städte. Die Gesetze verbieten solche Übelstände auch in den Ver. Staaten. Sie sind jedoch unwirksam, weil niemand auf ihre Durchführung dringt, niemand für ihre Weisheit Verständnis besitzt. Sie werden vielmehr als überholte Anschauungen europäischer Unfreiheit verlacht und über den Haufen gestoßen. Von Zeit zu Zeit teilt die amerikanische Presse den Grund und Verlauf von Untersuchungen über den Zustand und die Behandlung der öffentlichen Wasserleitungen und ihrer Quellen mit. Klagen und Denunziationen laufen ein und die Menschheit erfährt mit Schaudern, daß hinter dem Berge auch noch Leute wohnen, welche man bei der Anlage von Aquädukten nicht in Betracht gezogen hat. Gebessert wird durch den erhobenen Spektakel meistens nichts; verschärfte Bewachung der speisenden Wasserläufe und strenge Bestrafung der Verunreinigungen lassen auf sich warten; es bleibt alles beim Alten, und das verdorbene Wasser nach wie vor die Ursache von Typhus, Ruhr und Fieber.

Gewicht. Das Handelsgewicht wird eingeteilt in:
1 ton [tŏn] Tonne = 20 hundred [hŏ′n-dRᵉd];
1 hundred = 100 pounds (pa͡undſ, Pfund);
1 pound = 16 ounces (a͡u′n-ßᵉſ, Unzen);
1 ounce = 16 drams (dRămſ, Drachmen).
1 pound = 0,4536 Kilogramm.

Beim Verwiegen gewisser Güter kommt die sogenannte lange ton = 2240 pounds und der lange Centner = 112 pounds in Amerika weniger häufig als in England zur Anwendung.

girdling (gō′ʳd-linᵍ, Gürteln) nennt man eine bei Urbarmachung des Bodens angewandte Methode, nach welcher die größeren Bäume im Sommer ringsum an-

gehauen (von der Rinde entblößt) werden, so daß sie vertrocknen, und das Land unter ihnen bestellt werden kann. Sie bleiben dann noch in den Feldern stehen, bis sie der Wind umwirft.

Glatteis. Bei dem ewigen Wechsel des amerikanischen Winters, in welchem jedoch der Frost gewöhnlich vorherrscht, entwickelt sich in bewohnten Orten die Hauptplage: ein gefährliches Glatteis. Die auf dem Boden liegenden Schneemassen sind stetig zwischen Tauen und Frieren begriffen, sie verwandeln sich bald in eine mit dem gefrorenen Boden festvereinte, spiegelglatte Masse, welche unter dem Einflusse der Mittagswärme etwas taut und stumpf wird, mit Sonnenuntergang und während der Nacht aber die alte Glätte wieder annimmt. Ein fallender Regen gefriert darauf augenblicklich zu einer dicken Eisrinde, die das Gehen absolut unmöglich macht. Die Straßen aller amerikanischen Orte, größer wie kleiner, sind elend gepflastert, das Fortschaffen von Eis und Schnee, Streuen der beeisten Straßen mit Asche oder Sand geschieht ganz nach Willkür, nie von Haus zu Haus, und nie dann, wenn es am meisten nötig wäre. Auf dem Papiere stehen die Gesetze über Reinigung und Passierbarmachen der Straßen in allen Kommunen; die ersten, welche nichts danach fragen, sind die Munizipalbehörden selbst; vor dem Polizeigebäude und dem Rathause ist das Glatteis stets am besten konserviert und am gefährlichsten. Die Menschen stürzen während des Winters auf den Straßen solcher amerikanischen Städte immer gleich zu Dutzenden, und die Zahl der in den öffentlichen Blättern erwähnten Unglücksfälle durch Ausgleiten auf dem Eise betrug z. B. im Staate Massachusetts mit seinen 1 800 000 Einwohnern während des Winters 1882/83 in runder Summe 4000, worunter circa 50 Todesfälle.

gold-certificates, siehe den Art. Geld.

Gong. In Amerika vertritt der chinesische Gong oder Tamtam die Stelle der Glocken; er ist überall, in den Hotels, auf den Schiffen, den Bahnhöfen u. s. w., in Anwendung. Gewöhnlich liegt das Geschäft des

Gongschlagens einem Neger ob. Die ersten Schläge sind sehr schwach und werden allmählich verstärkt, so daß das ungewohnte Geräusch dem Europäer anfänglich wie ferner Donner vorkommt. Die Chinesen und Japanesen allein kennen das Geheimnis der Gongfabrikation und die zahllosen Tamtams, die täglich zu den Stunden der Mahlzeit von einem Ende Amerika's bis zum andern geschlagen werden, kommen sämtlich aus China.

greenbacks, uneinlösbare amerikanische Noten (ihrer grünen Rückseite halber so genannt), siehe den Art. **Geld.**

Der **Großhändler** hat seinen Sitz vorherrschend in den gewaltigen Handelszentren, den Riesenstädten der Union, aufgeschlagen. Bei ihm finden wir das Kompagniegeschäft ausgeprägt, das überhaupt bei den meisten kommerziellen und industriellen Unternehmungen der Ver. Staaten anzutreffen ist, das man in Europa viel weniger ausgebildet findet. Es wird in der Union wohl teilweise durch die Unsicherheit der Verhältnisse, sowie durch das Bedürfnis hervorgerufen, mit größerem Kapital und Arbeitskräften zu arbeiten, ohne die überhaupt keine bedeutenderen Geschäfte mit durchschlagendem Erfolge gemacht werden können. Man trifft beinahe gar keine größere Firma, auch unter den Bankiers, die nicht wenigstens die Namen zweier Eigentümer führen. — Der Großhändler arbeitet natürlich mit sehr bedeutendem jährlichen Umsatze. Die Hauptsache ist bei ihm der Kredit, denn in der Regel stehen seine Geschäftsengagements weitaus nicht im Verhältnis zum Betriebskapital, welches dagegen verschwindend klein ist. Häufig hat er daher seinen ganzen Geschäftsbetrieb gleich der Erbauung eines möglichst kühn und hoch aufgeführten Kartenhauses gestaltet, das jedes wahren Fundamentes, jeder festen Stützmauern entbehrt, und wie dieses schon vom Lufthauch oder der leisesten Erschütterung eines leichten geschäftlichen Mißerfolges zusammenbricht. — Es sind daher in diesen Kreisen so häufig Fallimente an der Tagesordnung, welche wahrhaft erschrecken durch ihre enormen Passiva gegenüber den fast an Null grenzenden Aktiva, die wirklich beinahe nicht ihresgleichen finden in der Chronik der Bankrotte Europa's, und meistens eine ganze Koterie

anderer amerikanischer Firmen, die mit ihnen gearbeitet haben, auch in den Abgrund der Vernichtung mit hinabreißen. — Jedes größere Falliment unter den Großhändlern der Union ist daher stets ein größerer oder geringerer Cliquenbankrott oder „Krach", der, da alle diese Geschäfte sich mit dem ausgedehntesten Welthandel beschäftigen, seine wuchtigen, vernichtenden Schläge auch auf die auswärtige Handelswelt führt und oft die solidesten Firmen derselben mit in das Verderben reißt. — Die Großhändler der Union arbeiten fast nur in Spezialitäten, z. B. in Baumwolle, Tabak, Kolonialwaren, Getreide u. s. w. Ihr Hauptgeschäft ist Export und Import, sowie die Konzentration dieser Waren aus den Händen der inländischen Produzenten, richtiger der Aufkäufer, und die Verteilung der importierten Warenmassen unter die inländischen Konsumenten, d. h. die Detailverkäufer. Sie haben sehr intime Verbindungen mit den auswärtigen Großhändlern des internationalen Marktes, und die Waren sind sehr häufig schiffsladungsweise schon auf den Börsen in verschiedene Hände übergegangen oder an die unzähligen Detailhändler verhandelt, während sie noch auf dem Ozean schwimmen. Die intensivste Benutzung des transatlantischen Kabels, der täglich eine Unsumme derartiger Telegramme befördert, spielt hierbei eine große Rolle. — Viele von diesen Großhändlern haben ihre eigenen Steamer und Segelschiffe, bilden die Reihen der großen Schiffsrheder der Union, oder sie haben Fahrzeuge für gewisse Zeitperioden gepachtet, und kleine Handelsflotillen dampfen und segeln in ihrem Dienste, mit Waren beladen, auf den Meeren aller Weltteile. — Kolossale Warenhäuser, Etage auf Etage getürmt, sind an den Hauptstapelplätzen des Handels ihr eigen, angefüllt mit Waren, deren Wert oft Millionen repräsentiert, in denen Tag und Nacht die Dampfkräne rasselnd ein- und ausladen und unzählige kräftige Fäuste ameisenhaft emsig arbeiten, während die muskulösen starken Lastträger, meistens Irländer und Neger, hin- und herrennen, um die gelandeten Schiffe in möglichst wenig Stunden zu löschen oder zu befrachten, denn auch hier spielt Zeit eine große Rolle. — So geschwätzig, phrasenhaft, alle seine Überredungskunst aufbietend der Yankee in kleinen Geschäften erscheint,

ebenso trocken, lakonisch, kurz angebunden ist er im allgemeinen als Großhändler. Er macht seinen job [dGöb], sein Geschäft, in der Regel äußerst kurz ab, mit wenig Worten, wenig Federstrichen, selbst wo es sich um ansehnliche Summen handelt, und wird höchstens in sehr umfangreichen Geschäften hier und da, wenn es besonders erforderlich, davon abweichen.

Grundstückskäufe. Derjenige, welcher Regierungsland kauft, erhält einen unumstößlichen Besitztitel, ebenso derjenige, welcher von einer Eisenbahn kauft. Wer aber von einer Privatperson Grundbesitz kauft, muß, ehe er den Kauf abschließt, von einem sachverständigen und zuverlässigen Advokaten den Besitztitel in der County-clerks-office [kau″n-tᵉ-klärkſ-o′f-fiß] untersuchen lassen. — Wer ein Haus kauft, muß sich Gewißheit verschaffen, ob der Grund und Boden mit dazu gehört, oder ob das Haus auf Grund steht, welcher nur in Pacht gegeben worden, oder, wie der gewöhnliche Ausdruck ist, auf „lease-ground“ [li′ß-graund] steht. — Wer einen Laden irgend einer Art (store, ßtōʳ) oder eine Wirtschaft u. s. w., selbst eine Hauseinrichtung, ein Pianino u. s. w. kauft, muß sich die Überzeugung zu verschaffen suchen, ob keine Hypothek (chattel-mortgage, tschätl mōʳ′-gᵉdG) darauf haftet; er sollte daher sorgfältig dabei zu Werke gehen. Schon mancher ist dadurch um sein Geld gekommen. Bei dem Kaufe eines store, einer Wirtschaft kommt auch in Betracht, ob der Hauseigentümer (landlord, lä′nd-lōʳd) darüber befragt werden muß; auf alle Fälle ist es immer besser, wenn dies geschieht.

Güterwagen. Bei Güterzügen der Eisenbahnen existiert eine den persönlichen Verkehr der Bahnbeamten durch das Innere der Wagen hindurch zulassende Verbindung naturgemäß nicht. Dieselbe wird vielmehr seitens des Fahrpersonals oben über die Wagen hinweg bewerkstelligt, auf welchen zu diesem Zwecke besondere Laufbretter angebracht sind. Diese Einrichtung hat Veranlassung zu einer eigenartigen, in Deutschland nicht gebräuchlichen Signalvorrichtung gegeben, welche erwähnenswert erscheint. Zur Warnung des etwa während der Fahrt auf den Wagen gehenden oder stehenden Personals vor solchen Tunnels

oder anderen Durchlässen, welche infolge der nicht hoch genug über der Bahn liegenden Unterkante den Schaffner nötigen würden sich niederzusetzen, ist etwa 50 m vor einem jeden solchen Bauwerk seitwärts des Geleises ein Pfahl errichtet, welcher an seinem oberen Ende, etwa 6½ m über der Schienenoberkante, einen horizontalen Arm trägt, der über das Geleis hinwegragt. Von diesem Arm hängen eine Anzahl dünner, etwa 80 cm langer Seilchen herunter, die, an ihrem unteren Ende mit einem Knoten versehen, den Mann, welcher auf einem dieses Signal passierenden Wagen steht, treffen müssen und demselben dadurch rechtzeitig ein recht deutlich fühlbares Zeichen zum Setzen geben.



Hahnenkämpfe (cockfights, kŏ'k-faits). Das schöne Louisiana kann die Nachbarschaft der spanischen Kolonieen nicht verleugnen. Von Spanien haben diese letzteren ebenso gut wie Texas und Mexiko die grausamen Stiergefechte, die Hunde- und Hahnenkämpfe geerbt, und wie ein Volk von anderen gewöhnlich seine schlechten Eigenschaften vor seinen guten lernt, so überschritten auch diese Vergnügungen die Grenzen des Rio Grande und sind heute in ganz Amerika bis hinauf an die kanadische Grenze eingebürgert. Vielleicht hätten sich auch die Stiergefechte den amerikanischen Kontinent erobert, wenn nicht die einzelnen Staaten dieselben gesetzlich verboten hätten und die Umgehung dieses Verbotes nicht zu schwer auszuführen wäre. In den meisten nördlichen Staaten Amerika's sind wohl auch die Hunde- und Hahnenkämpfe verboten, aber das Gesetz wird hier nicht strenge gehandhabt, und unter dem Mantel der Dunkelheit werden in den Städten sowohl, wie auf dem Lande ganz bedeutende Hahnenkämpfe abgehalten, denen oft tausende von Personen beiwohnen, und bei welchen zwanzig bis dreißig Hähne dem barbarischen Zweikampfe geopfert werden, um den Leidenschaften und der Spielwut einiger „sportsmen“ [ßpō''tß-mĕn] zu fröhnen. In den Südstaaten Amerika's, in Louisiana, Karolina, Alabama u. s. w., sind die Hahnenkämpfe nicht verboten und werden deshalb auch ganz offen so

häufig betrieben, daß ihnen jährlich vielleicht tausende von Hähnen zum Opfer fallen. Grausamer und blutiger noch als die Hahnenkämpfe sind die, auch in England nicht seltenen Kämpfe zwischen Mann und Dogge oder zwischen zwei Doggen, welche letztere in der Regel bei diesen Kämpfen noch auf dem Kampfplatze selber verenden und Sieg wie Niederlage mit ihrem Leben erkaufen. Auch Kämpfe zwischen jungen Stieren werden in den südlichen Mississippistaaten und Texas nicht selten veranstaltet. — Die Metropole dieser sonderbaren Volksbelustigungen ist New-Orleans, die Hauptstadt Louisiana's und gleichzeitig auch des ganzen amerikanischen Südens. Hier, in der großen Hafenstadt, ist das Leben natürlich viel bewegter, und deshalb wird auch dem Spielteufel, sowie den genannten Vergnügungen viel mehr gehuldigt als anderswo. Der Name „Volksbelustigung“ kann den genannten Tierkämpfen hier eigentlich nicht recht beigelegt werden, da der weitaus größte und beste Teil der Bevölkerung sich ihnen, im Gegensatz zu den Spaniern, gänzlich fern hält und sie sogar mit allen Mitteln bekämpft. Sie scheinen hier keinen andern Zweck zu haben, als der Spielwut jener städtischen, eleganten Vagabunden und Politiker zu dienen, deren New-Orleans, wie die Mehrzahl der südlichen Städte, seit dem großen Sklavenkriege eine große Menge aufzuweisen hat. — In den spanischen Ländern, in Mexiko und Texas gehören die Tierkämpfe zu den Volksfesten, in New-Orleans jedoch sind sie im Verein mit dem Karten- und Roulette-Spiel nichts als Laster des schlechtesten Teiles der Bevölkerung. Dabei ist ihre Abschaffung nur schwer möglich. Es ist die Legislatur, die Volksvertretung, welche darüber zu entscheiden hat; aber Louisiana war in den letzten Jahren ein Spielball in den Händen politischer Blutsauger, die jener städtischen Vagabunden viel zu sehr bei den Wahlen bedürfen, als daß sie sich dieselben durch energisches Auftreten zu Feinden machen würden. — Der große spanische cockpit [kŏ'k-pĭt], die Hahnen-Arena, ein cirkusartiger Bau, ist an der Ecke der Dumainestraße gelegen. An den Wänden der weiten ungedeckten Vorhalle sind bis an das Dach gewaltige Käfige für die Kampfhähne aufgestellt. Das Eintrittsgeld, welches gegen 2 $ beträgt, wird bar

an der Kasse gezahlt, ohne daß man ein Billet dafür erhält. Eine kleine Pforte führt in die eigentliche Arena, ein Cirkus mit einer kreisrunden, dünn besandeten Bahn in der Mitte. Die Bänke bieten Sitzraum für etwa fünfhundert Menschen, aber mindestens ebenso viele füllen die Zugänge, die Arena selbst und die Galerie. Keine einzige Frau befindet sich unter den Zuschauern; dieselben bestehen zur kleineren Hälfte aus neugierigen Fremden, zur größeren aus jenen Vagabunden der Straße, des Spielzimmers und des Salons, die ohne festen Erwerb, ohne Arbeit, oft gar ohne ständigen Aufenthalt ihr Leben von Tag zu Tag durch das Hazardspiel fristen und ihre Nächte bei den cockfights, den Roulettetischen und in den Spielzimmern verbringen. Sie sind der Fluch der Gesellschaft von New-Orleans, die Feinde des Gesetzes, die unruhigsten und gefährlichsten der aus so verschiedenen Elementen zusammengesetzten Bevölkerung der Halbmondstadt. Ihr Charakter ist derselbe, nur ihre Erscheinung ist verschieden; hier verwahrloste, in abgetragene Kleider gehüllte Neger und Yankees aus den ärmeren Flußquartieren; Mulatten in feiner städtischer Kleidung mit Monocle, Lackschuhen und Spazierstöckchen; Schiffsagenten; reiche Pflanzer in lichten Leinenanzügen und Hüten mit breiter Krempe; endlich französische Kreolen von elegantestem Äußeren, wahre Pariser Boulevard-Gestalten, Abkömmlinge der alten französischen Pflanzer-Aristokratie, die heute so gut wie vernichtet ist, und deren letzte Sprossen — nur an die Herrschaft und nicht an die Arbeit gewöhnt — der Mehrzahl nach ihr Leben mit Nichtsthun am Tage und mit Hazardspiel zur Nachtzeit verbringen. Sie nehmen im Verein mit den eigentlichen Hahnen-Sportsmen die besten Plätze ein und geberden sich etwa wie die reichen englischen Lords am Derbytage. — Auf den Bänken ausgestreckt liegen ein paar texanische und mexikanische Caballeros in ihrer Nationaltracht, mit breitem Hut, reich verschnürten Jacken und ledernen Gamaschen, den unvermeidlichen, nur zu häufig gebrauchten Revolver im Gürtel. Darunter mengen sich Kubaner, Westindier, Peruaner u. s. w. im Gegensatz zu dem beleibten rotbackigen Farmer aus Kansas oder Tenessee, der hier sein Getreide oder seine Baumwolle

an den Mann gebracht hat und auch noch ein Stückchen von dem kuriosen Leben von New-Orleans mitmachen will. Die bunt zusammengewürfelte Menge ist ruhig; Gespräche werden mit der den Amerikanern so charakteristischen Ruhe und Zurückhaltung geführt, und statt des in anderen Ländern bei ähnlichen Gelegenheiten unvermeidlichen Lärmens und Schreiens herrscht hier eine, man könnte sagen unheimliche Ruhe. — Arrangeure oder Saaldiener, um den Kampfplatz zu räumen, wird man nicht gewahr, ebensowenig scheinen Schiedsrichter, Polizeileute oder sonst irgend welche Autoritäten zugegen zu sein. Trotzdem geht alles in der größten Ruhe und Ordnung vor sich. Die Besucher und Sportsmen treten freiwillig aus der Arena, sobald die beiden „backers“ [bă'k-ᵒ̆ʳs] die Hähne bringen und auf den Boden setzen. Die Vögel haben auf ihren Sporen je ein ca. 3 Zoll langes stählernes Bajonett aufgesetzt, das mittels Lederriemchen an ihren Beinen befestigt ist. Die Form dieser „gaffs“ [găfß] gleicht jener der Bajonette, nur sind sie etwas nach aufwärts gekrümmt und laufen in eine feine Nadelspitze aus. — Gleich bei Beginn des Kampfes werden Wetten angeboten und erwiedert. Die Banknoten, die der Amerikaner in der Regel zusammengerollt in der Westentasche trägt, wechseln den Platz oder werden einem dritten übergeben, ohne daß man irgend ein Wort weiter darüber verliert. Die Wetten werden nur mündlich abgeschlossen und nicht, wie bei Wettrennen, von bookmakers [bŭ'k-mē-kᵒ̆ʳs] eingetragen. Je mehr sich der Kampf dem Ende nähert, desto mehr kommt das heiße Kreolenblut unter der kalten Yankee-Tünche in Bewegung. Die ursprüngliche erkünstelte Gleichgiltigkeit macht einem Fieber Platz, das sich durch Schreien, Gestikulieren, Jauchzen und Fluchen äußert; nur die wahren Yankees bleiben ruhig und stecken, ohne eine Miene zu verziehen, ihre Gewinnste in die Westentaschen, oder zahlen mit demselben Gleichmute ihre Verluste. Nachdem mehrere passes (paß-ᵉ̆s, Gänge) vorüber, bieten die vorher so stolzen, prächtigen Tiere einen jämmerlichen Anblick dar. Die Kämme sind nahezu ganz verschwunden, die Köpfe und Hälse kahl gerupft, die Federn zerzaust und die Sporen und Beine blutig. — Man unterscheidet main

[men], regelrechten Wettkampf und hackfights [hä'k-faitß], wilde Gefechte, welche von Privaten aufs Geratewohl und mit der Hoffnung auf guten Gewinn unternommen werden. Die Kämpfe werden so lange fortgesetzt, bis der eine oder andere Hahn tot ist. — Was am meisten überrascht, das sind die spaltenlangen Berichte, welche die englischen Zeitungen von New-Orleans und viele auswärtige Blätter über die cockfights bringen, ebenso wie die Art und Weise, in welcher die Berichte abgefaßt sind. In keinem ist auch nur ein Wörtchen des Bedauerns über diese ungebührlichen Belustigungen zu lesen. Der amerikanische Reporter beschränkt sich auch hier im Süden auf die möglichst wahrheitsgetreue Wiedergabe des Vorgefallenen, ohne sich irgend welche Bemerkungen oder Zusätze zu gestatten.

Handpflege. In New-York besteht ein namhaftes Institut für die Behandlung der Hände. Dandy und Modedame halten es für eine unabweisbare Pflicht, allwöchentlich einmal dieses Institut zu besuchen und daselbst ihre Fingernägel einer umständlichen Behandlung unterziehen zu lassen. Der oder die Ankommende nimmt in einem Lehnstuhle Platz, an dem ein Tischchen angebracht ist, auf welchem Bürsten, Kämme, Krüge, Schwämme, Feilen und andere Gegenstände sich befinden. Zuerst werden die Fingerspitzen in Eau de Cologne geweicht und nach einiger Zeit abwechselnd mit Salbe und Puder gerieben. Nun folgt das Abpolieren, Feilen und Formen. Nach einer Stunde ist der „Patient" fertig und bezahlt einen Dollar für das Bewußtsein, schön gepflegte Fingernägel zu besitzen.

Handschuhe. Den Glaceehandschuhen ist die Seeluft sehr schädlich. Um sie auf der Überfahrt nach Amerika zu schützen, muß man sie in geöltes Seidenzeug einschlagen.

Handwerker. In Amerika wird alles fabrikmäßig betrieben und die Dampfmaschine findet hier eine ausgebreitetere Anwendung, als sonst irgendwo, so daß der europäische Handwerker, der auf seine Geschicklichkeit baut, sich sehr getäuscht sieht. Da bei dem amerikanischen Betriebe nur Gewandtheit nach einer bestimmten und sehr eng begrenzten Richtung gefordert wird, verlernt er durch die

Ausübung des ewigen Einerlei, wie es die außerordentliche Teilung der Arbeit mit sich bringt, bald alle sonstige Fertigkeit in seinem Fache. — Fast alle Handwerke Nordamerika's haben Vereine — trade unions [tʀē″d jū′-njŏnſ] — gebildet, die in ihren Einrichtungen meist eine auffällige Ähnlichkeit mit dem früheren deutschen Zunftwesen haben. Die Vereine haben das Bestreben, sich ein gewisses Monopol der Arbeit zu verschaffen, sie treten daher den neu eintreffenden Arbeitskräften gegenüber ziemlich tyrannisch auf; einwandernde industrielle Arbeiter, die darauf rechnen, in dem erlernten Gewerbe drüben Arbeit und Fortkommen zu finden, thun daher gut, sich an diese Gesellschaften anzuschließen. Eintrittskosten und Beiträge sind nicht hoch und niemand ist für Lebenszeit an den Verein gebunden.

Harvard-College in Cambridge bei Boston. Unter den in lebhaftem Aufschwunge begriffenen Hochschulen der neuen Welt ragt durch Alter und Stetigkeit der Entwickelung, Reichtum der Lehrmittel und Stiftungen, sowie durch die Zahl der Studierenden das „Harvard-College" in Cambridge bei Boston vor allen hervor. Die Gründung dieser Anstalt reicht bis in das Jahr 1636 hinauf, wo in dem damaligen „Newetowne" aus den Mitteln der Kolonie Massachusetts zuerst eine sehr bescheidene Gelehrtenschule unter der Leitung nur eines einzigen Lehrers errichtet wurde. Naturgemäß hat sich Harvard-College gleich allen amerikanischen Universitäten nach dem Vorbilde der englischen Schwesteranstalten entwickelt. Es bildet eine freie Körperschaft, welche von dem Präsidenten in Gemeinschaft mit den fellows [fĕ′l-lōſ] von **Harvard** und einem aus den akademischen Würdenträgern erwählten Senate (board of overseers, bōrd ŏw ō′-wŏr-ßīrſ) selbständig geleitet wird, gliedert sich in eine lange Reihe von Fakultäten, Schulen (darunter auch solche für Ingenieurwissenschaften, für Landwirtschaft und für Zahnheilkunde) und Instituten (Museen, Sammlungen, Bibliothek). Die Studenten wohnen gemeinschaftlich in den **Universitätsgebäuden**, wo sie unter der Leitung der tutors [tjū′-tŏrſ], instructors [ĭn-ßtʀŏ′k-tŏrſ] und proctors (pʀŏ′k-tŏrſ, **Universitätsrichter**) unterrichtet

und verpflegt werden. Sie vereinigen sich jeden Morgen zu einem Früh-Gottesdienste; ihre Mahlzeiten nehmen sie in Gemeinschaft mit den Professoren und Lehrern in großen Speisesalen ein. Sehr vielseitig ist an der Universität das Klubwesen ausgebildet, indem sowohl für die Pflege der Geselligkeit, als auch der wissenschaftlichen Forschung und Belehrung, sowie zur dramatischen und musikalischen Kunstpflege u. s. w. Vereine aller Art gebildet sind. Große Aufmerksamkeit wird endlich auch in den Vereinen durch gymnastische Übungen, Ballspiel, Exerzier- und Schießübungen, die Rudervereine u. s. w. der Pflege und Ausbildung des Körpers zugewandt. Für alle diese Zwecke sind bauliche Anlagen bei der Universität vorhanden, von denen sich die älteren Bauten in ziemlich dichter Stellung um einen geräumigen, mit schattigen Bäumen besetzten Universitätshof, das „quadrangle [kwō'd-ränⁿgl] of Harvard College" gruppieren. Die medizinischen Bauten sind in dem benachbarten Boston errichtet, um für den akademischen Unterricht stets das dort vorhandene Material an Kranken und Toten benutzen zu können, und in gleicher Weise sind die landwirtschaftliche Schule, sowie der botanische Garten und das astronomische Observatorium wegen ihrer eigenartigen Existenzbedingungen abgesondert angelegt worden. Für die gemeinschaftlichen Morgenandachten ist die in würdiger Ausstattung und stattlicher Größe errichtete Appleton-Kapelle vorhanden. Den geselligen Zwecken und den Festen des college [kō'l-lēdg] ist die großartig angelegte „Memorial-Hall" [mē-mō'-rē-ĕl hāl] gewidmet, ein Denkmal zur Erinnerung an die in den Kämpfen der verbündeten Staaten von Nordamerika gegen die Sezessionisten gefallenen Söhne von Harvard-College. Für die Zwecke der körperlichen Übungen sind von alters her weite Spielgründe, wie Jarvis Field, Holmes Field u. s. w. vorhanden. Um die Übungen aber auch in rauher Jahreszeit pflegen zu können, ist ein „Gymnasium", eine Art Turnhalle, errichtet und verschwenderisch mit allen erdenklichen Turngeräten ausgestattet. Die Kunst des Ruderns wird in mehreren blühenden Vereinen geübt und ihre Jünger von Harvard-College sind aus vielen mit Leidenschaft geführten interakademischen Wettkämpfen

auf diesem Gebiete als Sieger hervorgegangen. Um nun den stets gesteigerten Anforderungen dieser Wettkämpfe gewachsen zu sein, hat man einen großen Raum zu Ruderübungen an hydraulischen Gewichten eingerichtet, damit die Studenten auch im Winter Gelegenheit haben, die unerläßlichen Übungen vorzunehmen. Aus dem gleichen Grunde ist im Kellergeschoß des Gymnasiums ein Raum mit gestampftem Kiesboden versehen zu „base-ball“-Übungen, deren Pflege gleichfalls Gegenstand der eifrigsten Wettkämpfe ist, und in denen Harvard-College fast immer seine Überlegenheit über die Schwesteranstalten bewährt hat. Allerdings werden auch weniger aufregende Spiele im Gymnasium von Harvard-College geübt; denn im Kellergeschoß des stattlichen Gebäudes ist u. a. ein etwa 25 m im Quadrat großer Raum für das gemütliche Kegelspiel bestimmt, in welchem die Kugeln auf nicht weniger als neun Bahnen rollen.

Haus. Die amerikanischen Häuser können, insoweit von Wohnhäusern die Rede ist, ihr englisches Muster nicht verleugnen, denn die ganze Anlage gleicht jener des englischen Wohnhauses. — Der Amerikaner lebt das ganze Jahr über in der Stadt, einen Sommeraufenthalt auf dem Lande, wie es in Europa häufig Sitte ist, kennt man in Amerika kaum. Nur die New-Yorker und die Bewohner der atlantischen Städte haben damit begonnen, sich am Hudson entlang und an anderen romantischen Orten Landhäuschen und Villen zu bauen. Das Streben des Amerikaners geht vor allem dahin, ein eigenes Haus, ein „home“ [hōm] in irgend einem aristokratischen Stadtteile zu besitzen, und dieses schmückt er auch, soweit es ihm seine Mittel gestatten, reich und behaglich aus. Die teppich- und spiegelreichen „parlors“ [pāʳ′-lᵊʳs] der amerikanischen Privathäuser sind ja ebenso sprichwörtlich geworden, wie der Schaukelstuhl, das Piano und der Kühlapparat für das Trinkwasser, der „ice-cooler“ [aī′ß-kū-lᵊʳ] (siehe den Art. **Eis**), Gegenstände, die in keinem Hause fehlen.

Hausfrau. Die Hausfrauen in Amerika führen keineswegs ein so bequemes Leben, wie man bei uns gewöhnlich annimmt; sie entwickeln oft eine erstaunliche

Thätigkeit, ohne jedoch einen Gesprächsstoff daraus zu machen, oder gar ihr Äußeres darüber zu vernachlässigen, so daß man bei Besuchen oder in Gesellschaften in keiner Weise merkt, daß die eleganten Damen, welche ein so reges geistiges Interesse zeigen, auch so tüchtige Hausfrauen sind.

Die **Hausnummern** laufen in New-York, wie auch in anderen Städten, in vielen Straßen East (ihst, Ost) und gleichzeitig West (wehst, West), bei anderen dagegen sowohl North (n*o*rth, Nord) als auch South (ßauth, Süd); es muß daher genau unterschieden werden, z. B.: 431 West Charles Street von 431 East Charles Street, oder: 208 North Wood Avenue von 208 South Wood Avenue.

Heimatsliebe. Auffallend ist der Mangel an Pietät des Amerikaners für das Vaterhaus und die engere Heimat. Er ist ein eifriger Patriot, allein sein Patriotismus haftet nicht an der Scholle; er wechselt Haus und Stadt so leicht wie seine Kleidung.

Heimstättengesetz (homestead-law, hé'm-ßted-lå). Die Regierung der Ver. Staaten hat durch Erlaß eines sogenannten Heimstättengesetzes jedem Einwohner oder Einwanderer das Anrecht auf ein Stück Land gegeben, welches sein und seiner Erben Eigentum wird, unter der einen Bedingung, daß derjenige, welcher Besitz von dem Lande ergreift, dasselbe mit seiner Familie bewohnt und urbar macht. — Der Einwanderer, welcher sich die Vorteile dieses Gesetzes zu nutze machen will, darf die Hände nicht in den Schoß legen. Die wesentlichen Bestimmungen des amerikanischen Heimstättengesetzes, welche namentlich der zur Auswanderung aus Deutschland entschlossene kleine Bauer und Tagelöhner sich wohl merken sollte, sind folgende: Jeder amerikanische Bürger, sowie alle, die es werden wollen, können entweder 160 Acker des noch nicht urbar gemachten Regierungslandes, dessen Preis gesetzlich auf 1 $ 25 Cents für den Acker festgesetzt ist, oder aber 80 Acker solcher Regierungsländereien, für welche die Regierung den Preis auf 2 $ 50 Cents für den Acker bestimmt hat, beanspruchen und frei in Besitz nehmen. Wer von diesem Rechte Gebrauch

macht, muß vor dem „Registrator des Landamtes“ desjenigen Distriktes, in welchem das bezügliche Stück Land liegt, eidlich erhärten, ob er Familienvater ist oder das 21. Lebensjahr überschritten hat, daß ferner das in Besitz zu nehmende Land zum ausschließlichen Gebrauche und nur zum Wohl und Besten des Bewerbers benutzt werden, ihm zur Heimstätte dienen und weder direkt noch indirekt einer dritten Person irgendwie zu gute kommen soll. Sobald die vorstehende eidliche Erklärung zu Protokoll gegeben worden ist, hat der Betreffende die Einschreibegebühren (einige Dollars) zu entrichten und kann sich dann ohne weiteres auf dem ihm zugewiesenen und vermessenen Lande niederlassen. Die ganzen Unkosten zum Erwerb von Land unter den Bestimmungen dieses Gesetzes belaufen sich, je nach der Größe, dem Werte oder der Lage des in Besitz genommenen Grundstückes, auf den Betrag von mindestens 7 bis höchstens 22 $ für die ganze Heimstätte. Einen bedingungslosen, freien und vollen, vom Präsidenten der Ver. Staaten unterschriebenen Besitztitel erhält er aber erst nach Ablauf von fünf Jahren, vom Tage der Besitzergreifung an gerechnet, und zwar auf Grund des durch zwei glaubhafte Zeugen beizubringenden Beweises, daß er oder seine Erben thatsächlich auf dem Stück Land gelebt und gewohnt, dasselbe während der fünf Jahre ununterbrochen bearbeitet und bebaut haben, und daß kein Teil des Grundstückes durch Verkauf oder Übertragung in andere Hände übergegangen ist. Erst, wenn dieser Nachweis geliefert ist, erhält man, ohne eine weitere Zahlung leisten zu müssen, den Besitztitel ausgestellt und ist dann unumschränkter Besitzer des vor fünf Jahren übernommenen Stückes Land. Kann dagegen der obige Nachweis nicht geliefert werden, so fällt das Land mit allem, was darauf ist, wieder an die Regierung zurück. Wer vor Ablauf von fünf Jahren einen Besitztitel über das von ihm ausgesuchte Heimstättenland zu erlangen wünscht, muß den gesetzlich festgesetzten Preis von 2 $ 50 Cts., beziehungsweise 1 $ 25 Cts. für den Acker bar bezahlen.

Die Einzelstaaten haben noch besondere Heimstättengesetze, durch welche die Familien vor Verarmung ge-

schützt werden. Z. B. besteht in Texas ein derartiges Gesetz, demzufolge niemand seines Familienbesitzes Schulden halber beraubt werden kann; nur der Staat selbst hat sich für rückständige Steuern das Exekutionsrecht vorbehalten. Niemand kann die Familie aus diesem Besitz treiben und der Verkauf kann nur geschehen, wenn die Frau ohne Beisein ihres Mannes vor Gericht erklärt: ihre Einwilligung zum Verkauf sei eine freiwillige, und dieses durch ihre Unterschrift auf der Verkaufs-Urkunde bekräftigt. Eine Witwe kann nur mit Genehmigung des County Court [kau'n-t' ko'rt] diese Heimstätte zum Zwecke der Erziehung ihrer kleinen Kinder veräußern, wenn keine anderen Mittel vorhanden sind. Der Wert eines unantastbaren Familiensitzes in der Stadt darf beim Ankauf 5000 $ nicht übersteigen, bzw. was es mehr wert ist, genießt nicht die Vergünstigungen des Gesetzes. Dem Farmer erlaubt das Gesetz als unantastbar: 160 Acker Land nebst sämtlichen notwendigen Ackergerätschaften, 1 Pferd oder 2 Zugochsen, 20 Schweine, 5 Milchkühe, 1 Wagen ꝛc. Mobiliar mit einbegriffen.

Herrendiners. Größere Herrendiners zerfallen in zwei durch eine längere Pause getrennte Teile, wobei die substantielleren Gerichte auf den ersten Teil kommen, an dessen Schluß edle Früchte und Kaffee mit Zigarretten herumgereicht werden. Der zweite Teil bringt amerikanische Leckerbissen aller Art, nochmals Kaffee und Habanas. — Bei derartigen Essen in Klubs oder Privathäusern wird auch dem in Hotels ꝛc. verpönten Wein sein Recht, auch ist hier von irgend welcher Hast keine Spur.

Heuschrecken (grass-hoppers, gra''ß-ho'p-p'rs). Die Präriestaaten haben viel mit den Heuschrecken zu kämpfen, welche in gewissen Jahren in überwältigenden Mengen von ihren Brutstätten in Colorado nach Osten schwärmen und überall, wo sie sich niederlassen, binnen wenigen Stunden jede Spur von Vegetation vernichten. Welschkorn und Weizen im grünen Zustande wird von ihnen besonders bevorzugt, weniger schaden sie diesen Getreidearten, wenn dieselben bald reif sind, den Wurzel-

gewächsen ebensowenig. Die Heuschrecken treten nur in trockenen Jahren auf. — Ein sicheres Mittel, sich der Heuschrecken zu erwehren, kennt man bis jetzt nicht. Ein Schutz wurde im wiederholten dünnen Bestreuen des Bodens mit Gips gefunden; ein anderes viel empfohlenes Mittel besteht in Grünspan; die Anwendung chemischer Mittel im Großen ist aber zu kostspielig. Das Anzünden von Feuern, die durch Qualm und Rauch erzeugende Materialien genährt werden, hat sich auf kleinen Flächen bewährt. Diese Feuer brauchen nur während der Tageszeit unterhalten zu werden, denn nachts, wo die vollgefressenen Heuschrecken in eine Art Lethargie verfallen, kann man sie massenhaft durch Vieh tot treten lassen, das man über das von ihnen bedeckte Feld hinwegtreibt.

Daß die Heuschrecken ein beliebtes Nahrungsmittel der Indianer sind, ist bekannt; aber auch Amerikaner haben in jüngster Zeit Versuche über die Eßbarkeit der grass-hoppers angestellt. „Das Aroma der zubereiteten Tiere", sagt wörtlich Professor Charles V. Riley, „ist höchst angenehm; im eigenen Fett gebraten, haben sie einen lieblichen, nußartigen Geschmack."

Hochbahn (elevated railroad, ĕ″l-ᵉ-wē-tᵉd rē′l-rōd) in New-York. Bei einer Betrachtung der Verkehrsverhältnisse New-Yorks muß diese Stadt zusammen mit den Städten Brooklyn, Jersey-City und Hoboken als eine einzige große Stadt angesehen werden; ihre Gesamt-Einwohnerzahl beläuft sich heute auf reichlich 2 Millionen Menschen. Der Verkehrsmittelpunkt dieser Gesamtstadt ist die City von New-York. Hier konzentriert sich das gesamte geschäftliche Leben und Treiben der vier Städte, hier sind die großen Kontors und Warenlager, die Börsen, die Verkehrsanstalten. Die Privatwohnungen sind bei dem wohlhabenderen Teile der Bevölkerung von den Geschäftshäusern getrennt, sie befinden sich in den nördlicheren Teilen von New-York und in sehr großer Anzahl in Brooklyn, New-Jersey und Hoboken. Die Entfernungen zwischen den Wohnungen und den Geschäften sind fast durchweg recht bedeutende. Bis vor 10 Jahren etwa genügten die Omnibusse, ein weitver-

zweigtes Pferdebahnnetz und die Dampffährboote für die Bedürfnisse des Verkehrs. Seitdem sind als weiteres Verkehrsmittel die Hochbahnen hinzugekommen. Es sind gewöhnliche, mit Dampf betriebene Eisenbahnen. Der Bahnkörper, eine schwere Eisenkonstruktion, ruht auf eisernen Säulen, welche in der Regel die Höhe der zweiten Stockwerke der Häuser erreichen. Es bestehen vier derartige Bahnen, welche in den von Süden nach Norden laufenden Avenues [ǟw-ᵉ-njūs], teils in der Mitte des Straßendammes, teils unmittelbar neben oder über den Trottoirs liegen, in letzteren Fällen häufig den Häusern so nahe, daß man mit unbewaffnetem Auge mit aller Bequemlichkeit in die Fenster des zweiten Stockwerkes hineinsehen kann. Zu den zahlreichen Stationen führen steile enge Treppen hinauf. Die Stationsgebäude sind kleine enge Häuschen, an die sich ein kurzer, schmaler, überdeckter Perron anschließt. In demselben befindet sich ein kleines Zimmer für den Billetverkauf, meist auch eine Verkaufsstelle für Zeitungen und Bücher. Die Hochbahnen dienen ausschließlich dem städtischen Personenverkehr, einige Züge befördern auch Briefpostsäcke. Die Stadt New-York ist durch die Hochbahnen in geradezu abscheulicher Weise verunstaltet. Man hat kein Bedenken getragen, die Bahn selbst durch ganz enge Straßenteile, denen hierdurch oft alle Luft und alles Licht entzogen wird, zu bauen. Das Rasseln der Züge über den eisernen Bau verursacht einen betäubenden Lärm. Die Bahn ist ohne alle Rücksichten auf Schönheit, lediglich nach Gesichtspunkten der Zweckmäßigkeit gebaut, hat die bräunlichrote Naturfarbe des Eisens, ist nirgends mit gefälligem Anstrich versehen, ohne Geländer, mit einem Worte unschön im höchsten Grade. Die Hausbesitzer in den von den Bahnen durchzogenen Straßen haben keinerlei Entschädigung für die beträchtliche Entwertung ihres Eigentums erhalten. Die nach vorn heraus belegenen Räume der Häuser sind kaum bewohnbar, stellenweise kaum anders als zu Magazinen und Lagerräumen zu verwenden. Für die Beförderung der Briefpost wird von der Postverwaltung an die Hochbahnen jährlich ein Summe von 5000 $ gezahlt. Von den vier Linien haben die Second- und

Ninth-Avenue-Line gar keinen, die beiden anderen Linien einen beschränkten Sonntagsdienst; die ersteren beiden Linien sind nur bei Tage, von morgens gegen 5 Uhr bis abends gegen 8 Uhr in Betrieb; auf den beiden anderen Linien verkehren die Züge die ganze Nacht hindurch, und zwar auf der Third-Avenue (der verkehrsreichsten Linie) von Mitternacht bis gegen 5 Uhr morgens in Zwischenräumen von je 15 Minuten, auf der Sixth-Avenue-Line von Mitternacht bis gegen 5½ Uhr morgens in halbstündigen Zwischenräumen. Bei Tage laufen die Züge in verschiedenen Zwischenräumen von drei bis zu zehn Minuten. Die meisten Züge gehen in den Stunden von 6½ bis gegen 9 Uhr morgens, in welchen die Geschäftsleute und Arbeiter von ihren im Norden belegenen Wohnungen zur City fahren, und in den Nachmittags- und Abendstunden von gegen 4 bis 7½ Uhr, in welchen dieselben Personen nach Schluß der Geschäftsstunden in ihre Privatwohnungen zurückkehren. Die höchste erlaubte Geschwindigkeit beträgt 25 engl. Meilen (40 km) die Stunde; die gesamte Fahrzeit beträgt auf den Hauptlinien der Second- und der Third-Avenue-Line je 36 Minuten, der Sixth-Avenue-Line 52 Minuten, der Ninth-Avenue-Line 26 Minuten. Im Ganzen sind 94 Stationen vorhanden. Die Fahrzeit zwischen denselben beträgt zwischen 1 und 4 Minuten; an den Stationen wird so lange gehalten, bis die Reisenden aus- und eingestiegen sind, was in der Regel nur wenige Sekunden erfordert. Die meisten Stationen werden nach denjenigen Straßen benannt, an welchen sie belegen sind, also die große Mehrzahl mit Nummern. — Die Wagen sind, wie auf allen amerikanischen Eisenbahnen, Interkommunikationswagen. Es besteht nur eine Klasse. Im Winter sind die Wagen mit Dampf geheizt und bei Dunkelheit mit Gas recht gut beleuchtet. Jeder Wagen hat 46 Sitzplätze; in den Stunden des starken Verkehrs stehen die Fahrgäste aber auch in den Gängen, wobei sie sich an Lederriemen festhalten, die von der Decke herunterhängen. Die Wagen sind dann häufig gedrängt voll. Es sollen höchstens 80 Personen in einen Wagen gelassen werden. In die Wagen dürfen nur

kleine Stücke Handgepäck mitgenommen werden. Das Rauchen und die Mitnahme brennender Zigarren ist sowohl auf den Perrons als in den Wagen streng untersagt. Die am vorderen und hinteren Ende des Wagens befindlichen breiten Plattformen, auf welchen das Publikum sich nicht aufhalten soll, sind an beiden Seiten mit Gittern verschlossen, welche nur von dem daselbst aufgestellten Schaffner (guard, ga'd) geöffnet und geschlossen werden können. Sobald das Signal zur Abfahrt (siehe den Art. Abfahrtszeichen) gegeben ist, werden die Gitter geschlossen und während der Fahrt niemals geöffnet. Dies erfolgt erst, wenn der Zug steht und Personen aus- oder einsteigen wollen. Ein Zug darf nicht mehr als 4 Wagen haben; das Zugpersonal besteht aus einem Zugführer (conductor, kon-dö'k-tör) und 3 Schaffnern, von denen jeder zwei Plattformen, die hintere des einen und die vordere des folgenden Wagens, zu bedienen hat. Nachdem der Zug eine Station verlassen, wird vom Schaffner die nächstfolgende Station mit dem Zusatze „next" [nekßt], und unmittelbar vor der Einfahrt in diese Station derselbe Name noch einmal ohne jenen Zusatz ausgerufen. Der Fahrpreis ist auf den Hochbahnen einheitlich festgesetzt. Eine Fahrt kostet in den Stunden von 5½ bis 8½ morgens und von 4½ bis 7½ abends 5 Cents, in den übrigen Stunden 10 Cents; Kinder unter 5 Jahren sind frei, im Alter zwischen 5 und 12 Jahren zahlen sie stets 5 Cents. Retourbillets, Abonnements-, Arbeiterbillets u. dgl. gibt es nicht. Man kann eine beliebige Anzahl Billets gleichzeitig kaufen, ohne jedoch Ermäßigung des Preises zu erhalten. In der Giltigkeitsdauer sind die Billets nicht beschränkt, auch können die auf einer Station gekauften Billets an allen anderen Stationen benutzt werden. Es gibt hiernach auf den Hochbahnen nur zwei Sorten von Billets, solche zu 10 Cents in blauer und solche zu 5 Cents in roter Farbe. Die Billetkontrole ist hiernach eine sehr einfache. Der Reisende löst sich sein Billet an dem oben auf der Station befindlichen Schalter, von welchem ein abgegrenzter Gang zum Perron führt. Am Ende dieses Ganges steht ein viereckiger, hölzerner, pfeilerartiger Kasten, auf welchem ein mit einer breiten

und langen Spalte versehener Glasbehälter ist. Das Billet wird in diese Spalte hineingeworfen und verschwindet in dem Kasten. Im Innern desselben ist ein Mechanismus angebracht, der durch einen außen hervorragenden Hebel in Bewegung gesetzt wird. Sobald ein oder mehrere Billets in den Kasten hineingeworfen sind, drückt der Pförtner (gateman, ge'̄t-män), welcher auch darauf zu achten hat, daß die Reisenden ihre Billets hineinwerfen, auf den Hebel und die im Innern befindlichen Billets werden durch und durch zerstochen und auf diese Weise entwertet. Die entwerteten Billets werden von besonderen Beamten von Zeit zu Zeit aus dem Kasten, welcher sich unten mittels eines Schlüssels öffnen läßt, herausgenommen, auf das Centralbüreau gebracht, und gelangen von dort zur Papiermühle. Der Reisende hat also während der Fahrt kein Billet und keinerlei Legitimation, bedarf einer solchen auch nicht. Eine Kontrolle beim Ausgang findet nicht statt.

Hochstapler. Die in allen Großstädten sich regende Vorliebe fürs Exotische spielt der New-Yorkerin in allerbester Stellung oft einen schlimmen Streich. Das exotische Gewächs, für welches sie schwärmt, ist — wie alle Welt weiß — der europäische Kavalier. Zum Unglück weiß sie nicht den echten vom unechten zu unterscheiden; und das ist des Abenteurers gute Gelegenheit. Das fröhliche Gedeihen der toleranten Union hat ja von jeher nicht bloß die Betriebsamen, sondern auch die Schmarotzer angezogen. Der richtige Hochstapler, der sich nicht mit Kleinigkeiten abgibt, erscheint daher in Amerika stets als Mann von Adel. In New-York ist schon so mancher pseudo-aristokratische Industrieritter in den Maschen des Gesetzes hängen geblieben. Gewöhnlich machen diese Ausbeuter amerikanischer Eitelkeit ihre Erfolge bei den Damen zur Operationsbasis. Solch ein Baron oder Earl hat nur halbe Mühe, namentlich wenn er obendrein im Schimmer des Militärcharakters erscheint. Die Zaubermacht des zweifarbigen Tuches ist nicht auf die Monarchie beschränkt; sie wirkt auch in Amerika, ja womöglich hier noch stärker. In Europa muß der Herzenbezwinger leibhaftig in der Uniform stecken, wenn

er siegreich sein will; in Amerika genügt es, daß er sein Abbild in Uniform mit sich führe, um als lady-killer (le"-de-kil-ler, Damentöter) Erfolg zu haben. Am besten blüht sein amerikanischer Weizen in Perioden großer Prosperität, wenn es wieder viele Emporkömmlinge gibt. Fette Jahre sind daher besonders reich an Pseudo-Kavalieren. Kommt dann ein neuer Schub geadelter Hochstapler, pflegt auch die Steigerung im Range sich einzustellen. Zunächst, gleichsam als Avantgarde, ist der Pseudo-Baron da; ihm genügt ein mäßiger Prosperitätsglanz. Werden die Jahre üppiger, dann folgt der abenteuernde „Graf", und später rückt der mysteriöse „Prinz" nach, um teilzunehmen am republikanischen Luxus. Die Raupen, aus welchen diese bunten Falter sich entwickeln, kriechen vielleicht schon jahrelang auf amerikanischem Boden herum, aber es bedarf der hohen Temperatur „guter Zeiten", um die Metamorphose des gemeinen Gauners zum eleganten Spitzbuben zu bewerkstelligen. Vorläufig ist es nur der männliche Hochstapler, welcher auf den amerikanischen Gefilden haust. Die abenteuernde Weiblichkeit Europa's läßt die neue Welt noch ziemlich unberührt.

Hochzeitsfeste, wie bei uns, gibt es in den Ver. Staaten nicht; auch wird die Verlobung in der Regel niemand angezeigt. Zur Trauung ergehen Einladungen, auf welche höchstens ein kurzer „Empfang" im Elternhause der Braut folgt. Die Hochzeits-Einladungen gehen von beiden Eltern oder dem Vormunde oder nächsten Verwandten der Braut aus, etwa in folgender Form:

Mr. & Mrs. Frank R. Clark
bitten um Ihre Gegenwart
bei der Heirat ihrer Tochter
Julia
mit
Mr. Robert Montague
Donnerstag Morgen, 10. April,
halb elf Uhr,
St. Pauls-Kirche.

Nach der Heirat event. nach der Rückkehr von der Hochzeitsreise werden vom jungen Paare Einladungen zum

Besuch in ihrer eigenen Wohnung auf einen bestimmten Abend oder eine Reihe von Abenden ausgegeben.

Mr. & Mrs. Adriano de Armado,
verehelicht 10. Juli 1884.
Zu Hause
Donnerstags im September.
19 Mercutio-Straße.

Vorstehendes wird auf die übliche Einladungskarte gedruckt. Auf der Innenseite der Klappe des Umschlages steht der Mädchenname der jungen Frau mit einer durch die Mitte gezogenen Linie.

Hof-Etikette, republikanische. Wer etwa glauben wollte, daß es in dem „Weißen Hause" in Washington, der Wohnung des Präsidenten der Ver. Staaten von Amerika, ganz in demokratisch-republikanischer Einfachheit zugehe, und daß aus diesem Gebäude alle und jede Etikette verbannt sei, der würde sich sehr irren. Ist auch der oberste Exekutivbeamte der großen Republik nur ein „König im Frack", wie er oft wegen der großen ihm eingeräumten Rechte und Gewalten genannt wird, so gelten doch auch in seinem bürgerlichen Hause Regeln, welche denjenigen sehr nahe kommen, die in einer fürstlichen Hofhaltung üblich sind. Jeder anständig gekleidete, nüchterne und sauber gewaschene Mensch hat freien Zutritt in das Wohngebäude des Präsidenten und zu den gewöhnlichen Audienzstunden von morgens 10 bis nachmittags 2 Uhr zu dem Präsidenten selbst. Man kann dort täglich, namentlich zur Zeit der Kongreßsitzungen, Scharen von Bürgern und Bürgerinnen, oft unter Führung des Kongreßrepräsentanten ihres Bezirks, das Audienzzimmer betreten und dem Präsidenten durch ein Schütteln der Hand ihre Achtung bezeigen sehen, und während der Saison — das heißt im Januar und Februar — gibt die Gemahlin des Präsidenten öffentlichen Empfang, welcher jeden Sonnabend von 3 bis 5 Uhr nachmittags stattfindet. Um diese Zeit sind alle Empfangszimmer geöffnet, und Vornehm und Gering, Reich und Arm hat Zutritt und marschiert im Zuge bei der Präsidentin vorbei, welche, von den besonders hierzu eingeladenen Damen der Minister, Senatoren

und sonst bevorzugten Personen umgeben, jedem und jeder Besuchenden die Hand gibt und sich mit einzelnen unterhält. — Außer einigen Empfangsabenden des Präsidenten, zu denen jedermann Zutritt hat, findet einmal im Winter zu Ehren des diplomatischen Korps ein levee [le'wi-i] statt, zu welchem nur die höheren Zivil- und Militärwürdenträger, die Mitglieder des Senats und Repräsentantenhauses und hervorragende Bürger mit ihren Familien eingeladen werden. Das Zeremoniell ist dem bei fürstlichen Soireeen sehr ähnlich. Die Gäste ziehen bei dem Präsidenten und seiner Gemahlin vorüber und werden von dem als Zeremonienmeister fungierenden Beamten aus dem Haushalte des Präsidenten vorgestellt, welcher dem so Vorgestellten die Hand reicht und ihn dann seiner Gemahlin vorstellt. — Die hauptsächlichste offizielle Feierlichkeit, bei welcher förmliche Hof-Etikette mit republikanischer Einfachheit Hand in Hand geht, ist der Neujahrsempfang im „Weißen Hause". Wie in den monarchischen Residenzstädten durch gedruckte Hofansagen, so wird in der Bundeshauptstadt der Ver. Staaten das am ersten Tage des neuen Jahres in dem Hause des Präsidenten zu beobachtende Zeremoniell in den Zeitungen bekannt gemacht. Zu dieser Feierlichkeit wird das „Weiße Haus" mit allem, was die Treibhäuser des botanischen Gartens, des landwirtschaftlichen Departements und der mit der Präsidentenwohnung verbundenen Gärten liefern können, geschmückt und die Musikkapelle des Marinekorps in ihren glänzenden Uniformen in der geräumigen Vorhalle stationiert, damit sie während des Empfanges durch Vorträge nationaler Melodieen die feierliche Stimmung erhöhe. Statt der an fürstlichen Höfen bei solchen Gelegenheiten aufgestellten Livreebedienung fungieren hier Polizisten der Hauptstadt in ihren einfachen, aber kleidsamen Uniformen, um sowohl vor als in dem Hause ordnend und leitend einzugreifen. Der Empfang, welcher programmmäßig vier Stunden dauert, von denen die beiden ersten den offiziellen Persönlichkeiten und die beiden letzten dem Volke gewidmet sind, wird um 11 Uhr vormittags durch die Kabinettsmitglieder und das diplomatische Korps eröffnet, denen in Zwischenräumen von je 15 Minuten die Mitglieder

des obersten Bundesgerichts, die Senatoren und Kongreß-repräsentanten, dann die Offiziere der Armee und Flotte und die sonstigen höheren Beamten folgen. Wenn man die glänzenden Uniformen der Diplomaten und die nicht minder glänzenden der höheren Armee-Offiziere bei dieser Gelegenheit betrachtet, so möchte man wirklich zweifeln, ob man an einem „republikanischen Hofe" sich befindet. Um 1 Uhr des Nachmittags wird das Haus dem Volke geöffnet, und jetzt beginnt der echt demokratische Teil des Festes. Jeder anständig aussehende Mensch, Mann oder Frau, hat jetzt Zutritt zu dem obersten Beamten des Landes. In langen, unabsehbaren Reihen, ohne Unterschied des Ranges oder des Standes, der Hautfarbe oder des Geschlechts, in vollkommen demokratischer Gleichheit, bewegen sich die Bürger und Bürgerinnen durch die Säle und schütteln im Vorbeizuge ihrem Präsidenten die Hand, welcher, umgeben von seiner Familie und den geladenen Damen, mit derselben freundlichen Miene, die er für den reichsten Bürger zur Verfügung hat, den armen anspruchslosen Neger und Schuhputzer begrüßt. Wer dir heute morgen den Bart geschoren oder die Stiefel geputzt, ist jetzt vielleicht dein Vordermann in der Reihe; denn er ist früher als du auf dem Platze gewesen und die neu Ankommenden haben sich dem Ende der Reihe anzuschließen.

Höflichkeit. Der Amerikaner, selbst der am höchsten stehende, kennt das Wort „Befehlen" gar nicht, denn er weiß, daß einem Befehle niemals Folge geleistet wird. Er wird deshalb stets in die Form einer Bitte gekleidet und dem Auftrage das Wort „please" [plīs] vorgesetzt. — Bloße Höflichkeitsphrasen sind in Amerika nicht landesüblich. Wenn ein freundliches Wort gesagt wird, so darf man darauf bauen, daß es auch so gemeint ist.

hog and hominy, siehe den Art. **Küche**.

home-club cooperative apartment houses [hō′m-klŏb kō-ŏ′p-ᵒ-ră-tĭw ă-pā″ʳt-mᵉnt hau-sᵉs], die neueste Form von Mietshäusern in New-York, denen folgendes System zum Grunde liegt. Eine Anzahl Familienhäupter, z. B. zehn, treten zusammen, um ein in zehn Wohnungen geteiltes Mietshaus zu erbauen. Jede Familie erhält ihre

Wohnung und bezahlt den zehnten Teil sämtlicher Bau- und Herstellungskosten, wofür sie ihre Wohnung als Eigentum für alle Zeiten gerade so erhält, wie ein einzelnes Haus. Gleichzeitig liegt ihr ein Zehntel der Steuern, der Heizungs-, Reinigungskosten u. s. w. ob. Eine Klausel in dem gegenseitigen Vertrage bedingt, daß ein Teilnehmer seine Wohnung event. nur einer solchen Familie vermieten oder verkaufen darf, die der Mehrheit der anderen Teilnehmer genehm ist. Auf diese Weise sichert sich ein Teilnehmer an einem solchen Gebäude nicht nur stets angenehme Nachbarn, sondern bezahlt auch nur seinen Anteil an den wirklichen Herstellungs- und Betriebskosten. Er zahlt weder den ersten Profit dem Bauspekulanten, noch den Profit des Wirts, noch für die Miete des rückständigen Nachbars, oder für andere Wohnungen, die etwa in demselben Hause leer stehen. Dieses neue System hat sich so vorzüglich bewährt, daß man diese Häuser schon über die ganze Stadt verbreitet findet.

Hotels und Hotelleben. In Amerika gibt es Hotels aller Art und zu jedem Preise; im allgemeinen sind diejenigen der nördlichen und mittleren Staaten bedeutend besser als die Hotels im Süden, wo man nur in den größeren Verkehrszentren wirklich gute Gasthöfe antrifft. In der Regel kann man drei Rangstufen der Gasthöfe unterscheiden, obwohl die Grenzen sehr in einander übergehen. Die Gasthöfe dritten Ranges, die von dem großen Troß der Zwischendeckspassagiere, den Einwanderern, bevorzugt werden, haben sämtlich ein Gastzimmer, das bar-room [bar'-rum] genannt wird. In demselben steht ein langer Schenktisch, und im Anschluß an ihn ein umgittertes Pult. Der Raum hinter diesen beiden Möbeln muß das Kontor der feineren Gasthöfe ersetzen. Hierher wird man zunächst geführt, um seinen Namen in ein Buch einzutragen und den Schlüssel zu einem Zimmer in Empfang zu nehmen. In der Regel wird die einem Deutschen sonderbar klingende Frage vorgelegt: „Wollen Sie ein Zimmer für sich haben?", denn in allen Gasthöfen, selbst in den feinsten, ist die Mehrzahl der Zimmer mit mehreren Betten aus-

gestattet. Der Amerikaner macht sich nichts daraus, in Gesellschaft von wildfremden Menschen zu schlafen. In Gasthöfen dritten Ranges steht sogar außer einem oder zwei einschläfrigen Betten in jedem Zimmer ein zweischläfriges Bett. Wer sich zum gesellschaftlichen Schlafen nicht verstehen will, läßt sich ein besonderes Zimmer geben, wofür er pro Woche etwa 1 $ mehr bezahlen muß. In den nach sogenanntem „amerikanischen Plan" geführten Gasthöfen wird ein runder Betrag für Kost und Wohnung bezahlt. Ob man an jeder Mahlzeit teilnimmt oder an keiner, bleibt vollständig gleich, Ende der Woche muß der volle festgesetzte Preis bezahlt werden. Eine Berechnung für das Abholen und Hinbringen von und nach der Bahn- oder Dampferstation findet nicht statt, ebensowenig wird für Licht, Bedienung u. s. w. eine besondere Vergütung verlangt. Tragbare Lichter, die man neben das Bett stellen kann, sind in keinem amerikanischen Hotel zu finden; es wird Gas gebrannt. Von Kleiderreinigen, Stiefelputzen oder gar einen Barbier aufs Zimmer kommen lassen, ist keine Rede. Man kleidet sich vollständig an, wie man sich abends zuvor ausgekleidet, und tritt die Wanderung nach den unteren Räumen des Hotels an, wo eine Menge weißer und schwarzer Bartscherer, Haarkünstler, Kleiderreiniger und Stiefelputzer ihr einträgliches Geschäft treiben. — In Kleinstädten, namentlich im Westen, ist der Gast, wenn er sich waschen will, gezwungen, nach dem Waschraum zu gehen, wo er Waschschüsseln findet und einen Wasserkran, wie Handtücher, Seife, Spiegel, Kamm, Haarbürste und in der Regel auch Wichszeug. — Die Tischordnung in den Gasthöfen dritten Ranges ist folgende: Von 6 bis 8 Uhr wird gefrühstückt, von 12 bis 2 Uhr zu Mittag gespeist und von 6 bis 8 Uhr das Abendessen aufgetragen. In der Zwischenzeit wird kein Essen verabreicht, es muß also jeder seine Tagesgeschäfte so einrichten, daß er zu den angegebenen Stunden an den Mahlzeiten teilnehmen kann, da er sonst gezwungen ist, in eine Restauration zu gehen und mithin für seine Beköstigung doppelt zu bezahlen. Der Beginn der Mahlzeiten wird durch den Gong oder eine Glocke angezeigt; von diesem Augenblick an hat man zwei Stun-

den Zeit, um nach Belieben in dem Speisesaal zu essen, denn das System der Table d'hote ist weder in diesen Gasthöfen noch in den feineren eingeführt. Die eintretenden Gäste schließen sich den bereits sitzenden da an, wo frisch gedeckt ist, und wenn die Tische nach dem einen Ende besetzt sind, fangen die Kellner an, am entgegengesetzten Ende frische Gedecke aufzulegen. Je vier zu zwei und zwei sich gegenüber sitzende Personen, bilden eine Runde (round. raund), welchen eine volle Speiseordnung vorgesetzt wird. Dieselbe unterscheidet sich für die drei Mahlzeiten nicht wesentlich. Zum Frühstück kann man nach Wahl Kaffee oder Thee nehmen; außerdem werden Hafergrütze mit Milch, Maisbrei, Pfannkuchen, Beefsteak, kaltes Fleisch, Brot, Kuchen und Kartoffeln verabreicht; Syrup, Zucker, Butter gelten bei jeder Mahlzeit als selbstverständlich. Mittags wird Suppe gegeben mit drei Fleischsorten, Kartoffeln, Obst, Gemüse und Pudding oder Pie. Das Abendessen ist dem Frühstück gleich, nur daß Pfannkuchen und Hafergrütze in Wegfall kommen und durch gekochtes Obst, Radieschen und Salat ersetzt werden. Diese Speiseordnung erleidet in verschiedenen Landesteilen kleine Abweichungen, in der Hauptsache aber ist sie zur allgemeinen Anerkennung gelangt. Außer Kaffee, Thee und Suppe, die jedem Gaste beim Niedersitzen besonders gereicht werden, stellen die Kellner sämtliche Schüsseln zugleich auf den Tisch, damit sich die Gäste nach Belieben bedienen können, und tragen Sorge, daß eine geleerte Schüssel sofort gefüllt und kalt gewordene Speisen durch warme ersetzt werden. Geistige Getränke werden bei keiner Mahlzeit verabreicht; wer solche haben will, muß an den Schenktisch gehen und das Genossene gleich bar bezahlen, denn keinerlei Getränke, Kaffee und Thee ausgenommen, sind in den Pensionspreisen einbegriffen. Nach allgemeinem Landesgebrauch kostet jedes Getränk 10 Cents, was durch Größenabstufungen der Gläser möglich gemacht wird. — Der allgemeine Aufenthaltsort der männlichen Gäste ist der bar-room, wo Zeitungen aufliegen, häufig ein Billard steht und Schach und Karten gespielt werden können. Außerdem ist noch ein fein möblierter Parlor vorhanden, welcher den Nichtrauchern und den

weiblichen Gästen zur Verfügung steht. Für die letzteren besitzt jeder Gasthof, wenn er nur einigen Anspruch auf Respektabilität macht, eine besondere Hausthür.

Die Gasthöfe ersten und zweiten Ranges unterscheiden sich nur durch ihre mehr oder minder eleganten Einrichtungen und ihre mehr oder minder reich besetzten Tafeln von obigen; es ist häufig schwer, den Rang zu bestimmen. Der Reisende kann in einem Gasthofe ersten Ranges ebenso billig leben, wie in einem solchen zweiten Ranges, der Unterschied ist nur, daß er im ersteren luxuriöser wohnen kann, denn in der Beköstigung wird und kann kein Unterschied zwischen den Gästen gemacht werden. Auch diese Gasthöfe werden nach dem sogenannten „amerikanischen Plan" geführt, sie berechnen einen runden Betrag für Kost und Wohnung. In der Neuzeit sind in einigen Großstädten Gasthöfe nach „europäischem Plan" eingerichtet worden, sie berechnen nur einen bestimmten Preis für die Wohnung und verabreichen die Speisen nach der Karte gegen sofortige Bezahlung, wie es in Berlin üblich. Dem Reisenden ist aber damit wenig geholfen, da in den Preisansätzen Vorsorge getroffen ist, daß er kaum billiger wegkommt. Läßt man diese, nur selten zu findenden, Gasthöfe außer Betracht, so muß sich der Reisende auf einen Preis von täglich 2 bis 5 $, je nach dem Zimmer, das er bezieht, gefaßt machen. Will er nur 2 $ bezahlen, dann wird er in ein hochliegendes Zimmer gewiesen, in welchem zwei oder drei Betten stehen. Für 5 $ erhält er ein eigenes Schlafzimmer mit Parlor im ersten Geschoß. Darüber muß er sich mit dem Geschäftsführer (manager, mä'n-ᵉdG-ᵉʳ) verständigen, der in der office zu finden ist. Dorthin wird der Reisende nach seinem Eintreffen zunächst geführt, damit er seinen Namen in ein Buch eintragen und seine Wünsche in Bezug auf eine Wohnung äußere. Besondere Wirkung in Bezug auf Berücksichtigung der Wünsche betreffs der Wohnung thut ein Empfehlungsschreiben, welches man sich von dem manager des Gasthofes der Stadt hat geben lassen, in welcher man zuvor logiert hat. Wenn über die Wohnung eine Verständigung erzielt ist, geleitet ein Kellner den Reisenden nach seinem Zimmer, gewöhnlich unter Benutzung des Elevators. — Fünfmal

am Tage wird gespeist, und zwar: breakfast [brĕ'k-fäßt] von 7 bis 11 Uhr, lunch [lö'ntsch] von 1 bis 2 Uhr; dinner [di'n-nör] von 2 bis 5 Uhr; tea [ti] von 6 bis 9 Uhr; supper [ßö'p-pör] von 9 bis 12 Uhr. Einige hochfeine Gasthöfe geben sogar 6 Mahlzeiten, so daß nahezu ununterbrochen den ganzen Tag gespeist wird. Die Speiseordnung kann nicht aufgezählt werden, denn es gibt Gasthöfe, die zum dinner eine Auswahl von 60 bis 70 Speisen bieten. Die Kochkunst steht jedoch nicht auf derselben Höhe, wie in deutschen und französischen Gasthöfen (vgl. den Art. Küche). Zum Essen wird sorgfältig Toilette gemacht. Die Mahlzeiten werden gemeinschaftlich in den großen Speisesälen eingenommen. Vor Betreten derselben wird der Hut in einem der Vorzimmer abgelegt. Wenn der Gast den Speisesaal betritt, empfängt ihn der Oberkellner (headwaiter, hĕ'd-we-tör) und geleitet ihn nach seinem Sitz, indem er einen Kellner heranwinkt, dem fortan die Bedienung des Gastes obliegt. Er bringt zunächst eine lange Speisekarte, aus welcher der Gast nach Belieben wählen und immer wieder wählen mag, bis er gesättigt ist. Er darf dieselbe Speise zwei-, drei- und viermal verlangen — sie wird ihm gebracht werden; er mag so viele Gerichte wählen, als er Lust hat, man wird seinen Wünschen anstandslos entsprechen. Die Amerikaner lieben es, vor dem Essen an die bar zu gehen und mit einem Branntwein den Appetit zu regen. Geistige Getränke müssen auch in diesen Hotels besonders bezahlt und an der bar eingenommen werden; als zu den Mahlzeiten gehörig wird nur Kaffee, Thee und Chokolade verabreicht; auch Eiswasser, was nach amerikanischer Unsitte fast zu allen Mahlzeiten, zum Frühstück gewiß, getrunken wird und eine der Ursachen ist, welche den Magenkatarrh zur Nationalkrankheit gemacht haben. — Die Unterhaltung bei Tische ist nur spärlich. — Wein bei Tische zu trinken, ist nicht schicklich. Hat ein Amerikaner überhaupt den Mut (der Sitte trotzend), Wein zu bestellen, so versteht er darunter gewöhnlich Champagner, weshalb die „wine-list“ [wai'n-lißt] hiervon in der Regel eine reiche Auswahl enthält, während die übrigen Weine nur stiefmütterlich darauf bedacht sind. — In den Staaten Maine, Kansas und Iowa, sowie

in manchen Counties anderer Staaten ist der Groß- und Kleinverkauf von geistigen Getränken bei schwerer Strafe verboten. An der bar der Gasthöfe in den Temperanzstaaten und Counties gibt es dann nur kohlensaure Getränke, Limonaden, Buttermilch und ähnliche harmlose Getränke.

Abgesehen von ihren Schattenseiten, den Pensionspreisen und gemeinschaftlichen Schlafzimmern, übertreffen die amerikanischen Gasthöfe in ihren Einrichtungen und Ausstattungen unzweifelhaft die europäischen, namentlich die englischen Gasthöfe. Mit den Bade-Anstalten des Hotels ist in der Regel eine Wäscherei verbunden, wo das Unterzeug der Gäste, aber gegen besondere Vergütigung, gereinigt wird. Barbier- und Frisierstuben sind vorhanden; Toilettegegenstände, Briefmarken, die meisten Zeitungen und Bücher sind im Erdgeschoß zum Verkauf ausgestellt; Telegraph steht zur Benutzung, Agenturen für Eisenbahn- und Theater-Billets, Kleidergeschäfte u. s. w. sind mit jedem größeren Hotel verbunden. Für den gesellschaftlichen Verkehr der Gäste sind komfortable und reich ausgestattete Lesezimmer, sodann der Parlor, das Billard- und Rauchzimmer außer dem bar-room vorhanden. Für die Damen ist ein fein möblierter, mit einem Piano ausgestatteter Parlor vorhanden, in welchen auch Herren Zutritt haben, wenn sie mit Damen reisen oder solche besuchen wollen. Diese genannten Räume werden, nach Landesgebrauch, der auch in England herrscht, nicht ausschließlich von den Gästen und ihren Freunden benutzt, sondern werden nahezu als öffentliche Plätze betrachtet. Sie werden von Politikern, Börsenleuten und allen vornehmen Müßiggängern, welche den neuesten Stadtklatsch oder die jüngsten Tagesereignisse hören wollen, aufgesucht; Freunde und Bekannte verabreden sich ihr Stelldichein im Rauchzimmer eines Gasthofes, und wer sich ermüdet fühlt, wenn er über die Straße schlendert, geht in das Lesezimmer des nächsten Gasthofes, um sich auszuruhen. Der Eigentümer findet Entschädigung an der bar, die von diesen Besuchern frequentiert wird. — Die amerikanischen Gasthöfe stellen keine Portiers an. Diese werden teilweise ersetzt durch den steward [ßtjū'-ᵊ'd], der im Kontor arbeitet. Ihm gibt man den Zimmerschlüssel,

hinterläßt ihm Aufträge, fragt ihn um Auskunft u. s. w. Die übrige, meist aus Farbigen bestehende Bedienung ist so ziemlich dieselbe wie in deutschen Hotels, nur etwas zahlreicher. — Alle Staaten der Union haben ein Gesetz erlassen, welches den Besitzer eines Gasthofes von der Ersatzpflicht befreit, wenn einem Gaste Geld und Juwelen gestohlen werden, die er in seinem Zimmer aufbewahrte. Daran ist jedoch die Bedingung geknüpft, daß der Besitzer sich erbietet, solche Wertsachen in seinem Kassenschrank unter seiner Verantwortung aufzubewahren. Ferner muß er in jedem Zimmer durch einen Anschlag den wesentlichen Inhalt dieses Gesetzes seinen Gästen verkünden, da er sonst der erwähnten Wohlthat verlustig geht. Für Reise-Effekten, welche der Gast auf seinem Zimmer behalten muß, bleibt der Wirt haftbar, selbst wenn er von vornherein die Verantwortlichkeit ablehnt. Das gemeine Recht erkennt eine Befreiung von der Ersatzpflicht nur an, wenn Feuer oder der Landesfeind den Schaden verursachten.

Beim Verlassen des Gasthofes geht man in das Konter, um die Rechnung zu fordern. Man braucht den Tag der Abreise nicht voll zu bezahlen, was in gleicher Weise vom Tage der Ankunft gilt. Der steward fragt beim Eintragen des Namens des ankommenden Reisenden, ob man die zur Stunde übliche Mahlzeit, beispielsweise Frühstück, schon gehabt habe. Bejahenden Falls wird hinter dem Namen ein L (lunch) geschrieben, damit der steward weiß, daß nur die nach dem Frühstück kommenden Mahlzeiten für diesen Tag berechnet werden dürfen. — Das Trinkgelderunwesen ist noch nicht eingerissen.

Hotelwagen (hotelcars, ho-tel'-kārs) und Restaurationswagen (dining-cars) sind auf den großen, westwärts führenden Eisenbahnen im Gebrauch. Diese Wagen unterscheiden sich dadurch, daß die ersteren während der Nacht als Schlafwagen dienen, und erst dann, wenn sie am frühen Morgen gelüftet, gereinigt und durch Aufstellen von Tischen für ihren ferneren Zweck eingerichtet worden sind, zum Auftragen der Speisen benutzt werden. Diese Wagen stehen jedoch nicht hoch in der Gunst des

Publikums und es scheint, daß sie nach und nach verschwinden werden. Die Restaurationswagen dienen dagegen nur zur Einnahme von Mahlzeiten. In einem solchen zweckmäßig eingerichteten und luxuriös ausgestatteten Restaurationswagen befinden sich stets sauber und geschmackvoll gedeckte Tische, an welchen gleichzeitig bequem 40 Personen speisen können. Auch die im Restaurationswagen vorhandene Küche zeichnet sich durch geschickte Verwertung des Raumes aus. Die Wagen werden gewöhnlich zu einer passenden Stunde den Zügen angehängt, laufen eine gewisse Strecke mit ihnen, werden dann auf Seitengeleise geschoben, um Zügen nach der entgegengesetzten Richtung angehängt zu werden. Gewöhnlich kostet eine Mahlzeit 75 Cents oder 1 $. Eine solche Mahlzeit besteht nicht aus einer bestimmten Anzahl Gerichte, sondern ist der Auswahl des Reisenden überlassen. Es wird ihm eine Speisekarte vorgelegt, aus welcher er wählen kann so oft und so viel es ihm beliebt. Auf einigen Linien muß jedoch jedes Gericht nach dem auf der Karte beigesetzten Preise bezahlt werden.

Hut-Abnehmen. In Amerika nimmt man den Hut nicht so häufig ab, wie in Deutschland. Man geht in die Kontors und Magazine der Kaufleute, in die Büreaus der Beamten — die Gerichtshöfe machen während der Verhandlungen eine Ausnahme —, in die Konditoreien, Wirtschaften und Restaurationen bedeckten Hauptes. Die in den Kontors Beschäftigten, vom Prinzipal angefangen, haben selbst in den größten Geschäften gewöhnlich den Hut auf dem Kopfe und arbeiten im Sommer in Hemdsärmeln. Wenn nur Herren beisammen sind, wird es selbst in den Privatwohnungen mit dem Hutabnehmen nicht streng genommen; anders aber, wenn Damen zugegen sind, dann darf man nicht unterlassen, den Hut abzunehmen. Herren grüßen sich gegenseitig nur durch einen Zuruf oder eine Handbewegung; nur die Damen grüßt man durch Hut-Abnehmen, aber nicht durch Bücklinge, die in Amerika gänzlich unbekannt sind. Wird man jemand vorgestellt, dann gibt man ihm, und wäre es der Präsident, die Hand und zwar kräftig, indem man sagt: „Ich freue mich, mit

Ihnen bekannt zu werden", oder eine ähnliche Redensart gebraucht. Der Gentleman wird in diesem Falle einer Dame die rechte Hand geben, während er mit der linken den Hut leicht lüftet.

I.

Impfbescheinigung. Passagieren, welche nicht bei oder kurz vor der Abreise am Heimatsorte geimpft sind, wird angeraten, sich vom Schiffsarzte an Bord impfen zu lassen und darüber eine Bescheinigung entgegenzunehmen, welche bei Ankunft in New-York vorzuzeigen ist. Passagiere, welche eine derartige Bescheinigung nicht besitzen, können in New-York angehalten und zu einem vierzehntägigen Aufenthalt in der Quarantäne gezwungen werden. Auch nach der Ankunft in New-York und während der Weiterreise müssen Auswanderer diese Impfbescheinigung immer bei sich behalten, um sie jederzeit vorzeigen zu können.

Indianer. In Europa herrscht über das Wesen der Indianer eine beträchtliche Begriffsverwirrung. Die allgemeine Unkenntnis der amerikanischen Verhältnisse, die Lektüre Cooperscher Romane und ähnlicher, weniger auf sachgemäße Darstellung als auf spannende Erzählung gerichteter Schriften hat poetische Vorstellungen entstehen lassen, welche mit der nackten Wahrheit nur zu schlecht stimmen. Es kann dies um so weniger Wunder nehmen, als man selbst in dem Osten der Ver. Staaten in allen Klassen der Gesellschaft noch vielfach auf die abenteuerlichsten Anschauungen stößt. Es geht der Indianerfrage, wie allen Fragen der inneren Politik; sie wird in den Rahmen der Parteifrage und der Interessenfrage hineingezwängt und eine sachgemäße unparteiische Beurteilung dadurch, wenn nicht unmöglich, so doch praktisch unfruchtbar gemacht. — Schwierig ist es, über den gegenwärtigen Bildungszustand der Indianer und über das numerische Verhältnis der wilden zu den halbwilden, und dieser zu den zivilisierten, genaue Angaben zu machen. Allerdings bringen die Jahresberichte der Regierungsagenten die schönsten zahlenmäßigen Aufstellungen über

Schulbesuch, Ackerbau und Viehzucht, allein ein Gesamtergebnis aus diesen Quellen zu ziehen, ist um deswillen unmöglich, weil die subjektiven Gesichtspunkte der einzelnen Agenten sehr verschieden und die objektiven Zahlenangaben schwerlich sehr zuverlässig sind. Die Einteilung der sämtlichen Indianer in drei Klassen gibt wohl das anschaulichste Bild: Zivilisiert kann man diejenigen nennen, welche in festen Wohnsitzen sich mit Ackerbau und Viehzucht ernähren; halbzivilisiert diejenigen, welche sich zwar innerhalb der ihnen zugewiesenen Bezirke ruhig verhalten, es in der Erwerbung ihres eigenen Unterhaltes jedoch noch nicht sonderlich weit gebracht haben und somit auf die Unterstützung der Regierung zur Fristung ihres Lebens angewiesen sind, — als wild können schließlich die Stämme gelten, welche sich im Winter zwar willig kleiden und füttern lassen, von denen man jedoch im Sommer eines Aufstandes gewärtig sein kann, sobald ihre Rationen knapp werden, oder ihnen sonst ein Grund zur Unzufriedenheit vorliegt. Diese letzteren sind also nur zeitweise wild; solche, deren Hand nach Art der Ismaeliten zu aller Zeit wider jedermann ist, finden sich vielleicht noch unter den Apachenbanden im fernen Südwesten. Selbstverständlich ist eine Definition, wie die obige, nicht streng durchzuführen; der Übergang von dem wilden Zustande zur Viehzucht und zum Ackerbau vollzieht sich zu allmählich, um eine scharfe Abgrenzung möglich zu machen. — Sehr ungleich verteilt sich die Gesamtzahl der Indianer auf die einzelnen Staaten und Territorien der Union; ihr Schwerpunkt liegt begreiflich im fernen Westen. Hier hat der Strom der Einwanderung sich wie ein Keil zwischen die Stämme geschoben und sie in eine nördliche und eine südliche Gruppe geschieden; erst in den weiten Einöden zwischen den Felsengebirgen und der Sierra Nevada stoßen diese Gruppen wieder zusammen. — Die Zahl der gegenwärtig in den Ver. Staaten lebenden Indianer wird auf circa 300000 geschätzt, die etwa 150 verschiedenen Nationen und 400 Stämmen angehören und in Gestalt, Sprache, Gebräuchen ebenso sehr von einander verschieden sind, wie die einzelnen Nationen Europa's. Die einzelnen Sprachen zählen nach Hunderten, ebenso verschieden sind auch die Ge-

bräuche und Sitten der einzelnen Stämme, von denen nur die in den Prärieen und Steppen lebenden gewisse Gebräuche, religiöse Zeremonien und Verständigungszeichen mit einander gemein haben. Nur die Stämme der großen Indianernation, der Dakotahs oder Sioux, besitzen verwandte Sprachen und halten im Kriege zusammen. Sie ist auch die einzige Nation, welche in Zunahme begriffen ist. Sie beläuft sich auf etwa 60000 Seelen und zerfällt in 17 verschiedene Stämme oder Banden. Ihr Gebiet umfaßt: Dakotah, Montana, Wyoming und Idaho. Den Sioux zunächst an Macht und Größe sind unter den Präriestämmen die einander verwandten Arrapahoes und Cheyennes, sowie die Kiowas [kai'-o-wäß] und Comanches, deren Zahl sich auf etwa 15000 beläuft. Ihr Gebiet sind die Prärieen am Platte-, Kansas- und Arkansasfluß. Sie sind wilde, kräftige, nomadisierende Horden, das amerikanische Seitenstück zu den Beduinen. Im Süden und Westen von ihnen, in Texas, Neumexiko und Arizona, sind die wilden Nowajos und Apachen zu Hause, deren Zahl sich auf etwa 25000 Köpfe beläuft. Nach den Sioux sind diese zwei Stämme gegenwärtig die gefürchtetsten und grausamsten. Der Rest der Präriestämme hat sich (mit Ausnahme der Chippeways und einiger anderer im Staate Minnesota) nach dem Indianerterritorium zurückgezogen, wo auch die zivilisierten Cherokees und Wyandottes wohnen. Die Zahl der hier zwischen dem Arkansas und Red River lebenden Indianer beläuft sich auf etwa 80000. — Unter den Gebirgsstämmen sind die 60 Stämme der Utas oder Utahs mit etwa 30000 Seelen die mächtigsten. Ihr Gebiet sind die Felsengebirge von Colorado und Utah. Ihnen zunächst kommen die Crows in Montana, die Shoshonen in Idaho und die Snakes in Oregon. — Teils durch Verträge, teils einseitig durch die Gesetzgebung der Ver. Staaten sind im Laufe der letzten Jahrzehnte für die einzelnen Stämme Ländereien ausgeworfen worden, welche unter der Oberhoheit des Bundes (nicht der Einzelstaaten) von dem Departement des Innern durch die speziellen Agenten, die sogenannten Indian Agents [i''n-di^e n e'-dschentß] verwaltet werden, soweit bei diesen größtenteils wüsten Strichen von einer Verwaltung

die Rede sein kann. Bei den zivilisierten Stämmen des Indian Territory [tĕ′R-Rĕ-tŏ-R°] und bei wenigen anderen besteht eine geordnete Verwaltung durch die Stämme selber. Diese vorbehaltenen Ländereien, reservations [Rĕ′s-ŏr-wē″-sch°ns] genannt, sollen dem Indianer das Mittel bieten, sich durch Viehzucht und Ackerbau zu ernähren; Rinder, Schafe, Werkzeuge und Sämereien zur Bestellung des Bodens werden ihm gleichfalls von der Regierung geliefert. Die gesamte Fläche der Reservationen beträgt 150 Millionen acres (rund 60 Millionen Hektaren), von welchen etwa der zehnte Teil sich zum Anbau von Feldfrüchten eignet. Sie liegen allenthalben im fernen Westen zerstreut; das bedeutendste kompakte Gebiet bildet das Indian Territory mit 41 Millionen acres, doch ist in diesem das Verhältnis des Ackerlandes zum Ganzen ein weit günstigeres, vermutlich 30 bis 40 Prozent. Es geht nun das Bestreben der Regierung in richtiger Weise dahin, die Zahl der Reservationen allmählich zu verringern, um die noch nicht seßhaften Stämme in dem Indianer-Territorium zu konzentrieren, wo Land in Fülle für sie vorhanden ist. Für einzelne Stämme der nördlichen und nordwestlichen Indianer hat man außerdem die White Earth Reservation im Staate Minnesota und die Yakama Reservation im Territorium Washington ausersehen. — Allerdings wirft das Budget über 5 Millionen $ zur jährlichen Verwendung für die Indianer aus, theils auf Grund abgeschlossener Verträge, zum größeren Teile lediglich durch Bewilligung der Volksvertretung; allein es ist nicht zu leugnen, daß vieles hiervon den Indianern überhaupt nicht zu gute kommt, und manches in einer Gestalt, welche wenig geeignet erscheint, eine friedliche Gesinnung in ihnen zu stärken. Die Regierungsagenten auf ihren entlegenen Reservationen sind schwer in ihrem Thun und Lassen zu beaufsichtigen und die Rationen werden den Indianern oft genug verkürzt. Hieraus entsteht meist der erste Anlaß zu Unruhen. Ein zweiter Fehler, ungleich schwerer wiegend als jener, ist die Bewaffnung der Indianer. Zu allen Zeiten hat ihnen die Regierung Feuergewehre und zwar oft der besten und neuesten Art geliefert, angeblich zur Büffeljagd, in Wirklichkeit wohl eher, weil bei den Lieferungen aller

Art für die Beteiligten etwas zu verdienen ist. — Für die weitere Ausbildung der bereits seßhaften Stämme wird durch Schulen für die Kinder und durch Unterweisung der Erwachsenen in Handwerken und anderen nützlichen Beschäftigungen in anerkennenswerter Weise gesorgt. Allein ein Hauptübelstand, die Unlust zu körperlicher Arbeit, kann nicht so leicht gehoben werden. — Der individuelle Charakter des Indianers wird selten anders als in Extremen geschildert. Philantropen malen den Sohn der Wildnis als ein unschuldiges Naturkind voll edler Züge, dem etwaige Mängel nur von seiner Berührung mit Weißen her anhaften; der Kolonist an der Grenze seines Gebietes, der in steter Sorge um sein Eigentum und Leben steht, sieht in ihm den faulen Nichtsthuer und den grausamen Mörder und Räuber. Die Wahrheit dürfte in der Mitte liegen. Es ist ganz unerfindlich, weshalb ein Indianer, der von jeher durch sein Jagdleben auf Grausamkeit, und gegenwärtig durch die von der Regierung ihm ohne jede Gegenleistung gewährten Unterstützungen auf Faulheit hingewiesen ist, mehr Anlage zu einem sittlichen Ideal haben sollte, als der Weiße. Nach dem Urteile glaubwürdiger Leute, welche den Indianer kennen, ohne selbst Missionäre oder Lieferanten zu sein, scheint es unbestreitbar, daß das Indianervolk nicht anders zur Ethik steht, wie jedes andere: es gibt unter ihnen sowohl gute als schlechte Menschen. Daß gewisse Laster, wie Grausamkeit und Trägheit, bei den Indianern stärker ausgeprägt sind, als bei uns, kann bei dem Leben, welches ihre Vorfahren seit Jahrhunderten führten, nicht Wunder nehmen. Dem einzelnen Individuum mag daher vom unparteiischen Standpunkte manches zu gute gehalten werden, was bei einem Weißen schwerer verzeihlich erscheinen müßte. Gänzlich unbegründet ist dagegen die Annahme, daß einzelne Fehler, namentlich Verlogenheit und Treubruch, dem Indianer erst von dem Weißen zugebracht worden seien; die endlosen Fehden der Stämme untereinander liefern Beispiele genug von Lüge und Verrat. Auch ist ein eigentlicher indianischer Patriotismus dem Indianer völlig fremd; er kennt nur den eigenen Stamm, und Verbrüderungen mehrerer Stämme gegen die Weißen

sind selten von langer Dauer gewesen. — Weit verbreitet ist ferner die Annahme, daß der Indianer durch das Feuerwasser des Weißen dem Verderben geweiht sei. Wenn auch nicht in Abrede zu stellen ist, daß in früherer Zeit mancher rote Mann seine wenigen Habseligkeiten für einen einzigen Rausch hingegeben hat, so geht man doch zu weit, wenn man das Verschwinden ganzer Stämme einzig dem Trunke zuschreiben will; sie gingen eben unter, weil sie nicht gelernt hatten zu arbeiten. Gegenwärtig ist der Indianer einfach zu arm, um Säufer zu sein. Die hohe Geldstrafe, welche der Bund auf den Vertrieb von Spirituosen an Indianer gesetzt hat, kann den Verkauf selbst natürlich nicht hindern, wohl aber erhöht das Risiko den Preis des Whiskey dermaßen, daß nur ein Häuptling sich den Luxus eines Rausches öfters gestatten kann, ein anderer Indianer vielleicht einmal im Jahre, wenn er seine Büffelhäute zum Verkauf bringt. — Zwei Züge sind für den Indianer charakteristisch: seine außerordentliche Selbstbeherrschung und die grenzenlos niedrige Behandlung, die er dem weiblichen Geschlechte angedeihen läßt.

Indianerschulen (Indian Training Schools oder Schools for the Indian Youth). Die bedeutendste und erfolgreichste der Indianerschulen in den Ver. Staaten ist die in Carlisle, Pennsylvanien. Man fing dort mit Knaben an und unterwies sie in den Elementarfächern und nützlichen Handwerken. Allein man kam gar bald zu der Überzeugung, daß, falls nicht Indianermädchen in gleicher Weise erzogen würden, die jungen Burschen schließlich solche Mädchen heiraten würden, die, jeder Bildung bar, sie bald wieder zum früheren Standpunkte herunterzögen. Infolgedessen ließ man in Carlisle auch das andere Geschlecht zu. Die Mädchen machen dort ebenso gute Fortschritte, wie die Knaben. Die Schule zählt gegen 460 Zöglinge. Dieselben bleiben 5 Jahre in der Anstalt und erhalten eine derartige Ausbildung, daß sie beim Verlassen der Schule überall als Ackerbauer oder Handwerker ihr Fortkommen finden können, während die Mädchen, außer der üblichen Elementarbildung, in allen häuslichen Verrichtungen gut geschult

werden. — Im ganzen werden über 1000 Indianerknaben und -Mädchen in den drei Regierungsanstalten auf Bundeskosten erzogen. Dies ist die neueste und ohne Frage erfolgreichste Methode zur Vermeidung von blutigen Indianerkriegen, und eine der vielen segensreichen Maßregeln, welche die Union der Schurz'schen Leitung des Ministeriums des Innern verdankt. Während die Bundesregierung vormals auf die Dämpfung der Indianerkriege ungeheure Summen verwandte, hat sie sich jetzt die Aufgabe gestellt, eine beträchtliche Zahl der aufgewecktesten und verheißungsvollsten Knaben und Mädchen der verschiedenen Stämme zu erziehen, in der Hoffnung, daß dieselben eines Tages bei den Stammesgenossen die Oberhand gewinnen. — Die Zahl der Zöglinge in den verschiedenen Anstalten, die thatsächlich als Geiseln dorthin gekommen sind, ist fortwährend im Wachsen begriffen. Die Eltern der Kinder selbst finden schnell Gefallen an dieser Methode und sind stolz auf die Fortschritte ihrer Sprößlinge in den Künsten der Weißen. — Die meisten kehren nach Ablauf ihrer Schulzeit nicht sofort zu ihren Stammesgenossen zurück, sondern verdingen sich bei Farmern und Handwerkern und verdienen sich ihren eigenen Unterhalt. Gehen sie schließlich wieder zu den Ihrigen, so sind sie weit erfolgreichere Kultur-Missionare, als die Lehrer und Priester der Weißen, die vordem bei vielen Stämmen gewirkt und nie die Auflösung des Verbandes, selten den Erwerb von Grundbesitz seitens des Individuums erzielt haben.

Indian-summer (i″n-dĭĕn-ßŏ′m-mĕr, indianischer Sommer) wird der Herbst genannt, der fast überall in den Ver. Staaten die angenehmste und schönste Jahreszeit ist. Es fällt dann wenig Regen, die Tage sind warm und sonnig und häufig fast windstill, doch treten in der Nacht Fröste auf. Eigentümlich für den Indianersommer, für den es eine bestimmte Periode des Eintretens und der Dauer nicht gibt und der sich zuweilen, aber ganz ausnahmsweise, fast gar nicht geltend macht, ist ferner ein schleierartiger, aber so überaus feiner Nebel, daß man ihn nur an entfernt liegenden Gegenständen wahrnimmt. — Der Indianersommer

ersetzt in jeder Hinsicht den der Prärie beinahe gänzlich fehlenden Frühling; er erstreckt sich zuweilen bis zur Mitte Dezember, wo ihm dann ein plötzlich eintretender Schneesturm ein jähes Ende bereitet. Sehr treffend sagt in dieser Hinsicht Udo Brachvogel in seinem Gedicht „Indianersommer":

„Und dies ist Herbst? So sterben Wald und Flur?
Wie ist dann das Erwachen der Natur,
Wenn noch ihr Tod sich hüllt in solches Leben?"
Da rauscht die Antwort aus des Waldes Schoß,
Ein Windstoß braust heran und noch ein Stoß,
Und läßt ein Meer von Blättern niederbeben.

Rings quillt es plötzlich auf wie Schleierflug,
Schneewolken weh'n daher in dichtem Zug,
Von Norden pfeift's und trüber wird's und trüber.
Der Taube Ruf verstummt; und in dem Fall
Der Blätter rauscht's wie leiser Seufzerhall:
„Noch eine Nacht — und Alles ist vorüber."

Das **Indianer-Territorium** (Indian Territory, i"n-dj'n te'r-r$^{\acute{e}}$-to-r^{e}), ein an dem Arkansas und Red River gelegenes Ländergebiet, im Norden von Kansas, im Westen und Süden von Texas, im Osten von Arkansas begrenzt, ist von der amerikanischen Regierung den Indianern als ihr ausschließliches Eigentum angewiesen. Jeder Stamm erhielt seinen eigenen Distrikt, in das vorzudringen den Weißen verboten ist. Dagegen ist die Anlage von Eisenbahnen durch diese Indianerländereien gestattet, und schon durchschneidet die Missouri-, Kansas- und Texas-Bahn das Territorium seiner ganzen Länge nach.

Industrie. Die weitestgehende Anwendung der Maschinenarbeit ist ein beständig wiederkehrender Charakterzug aller amerikanischen Industrieen. Eine Folge davon ist die außerordentliche Ausdehnung, welche das Patentwesen in Amerika genommen hat. — Neben dem Triebe und der Gabe für Erfindungen ist der Unternehmungsgeist und die Leichtigkeit des Kreditnehmens ein Hauptgrund der hohen Entwickelung der nordamerikanischen Industrie. Jener ruht zunächst auf einem unerschütterlichen Vertrauen in die schrankenlose Entwickelungsfähigkeit der Hilfsquellen des Landes, das in

seiner Kühnheit geradezu traumhaft wird und das selbst durch die heftigsten Krisen, die das Geschäftsleben alle 15 bis 20 Jahre durchmacht, nicht erschüttert worden ist. — Die Textil-Industrieen sind von besonderer Bedeutung in der Herstellung von Wollen- und Baumwollenwaren; die letztere ist die wichtigste. Die Seidenindustrie ist noch jung und die Leinenindustrie wenig hervorragend. Die Baumwollenindustrie der Ver. Staaten ist außerordentlich rasch gewachsen, besonders in den letzten 20 Jahren; ihr Betrieb ist der denkbar großartigste. Die Fabriken sind zum Teil von außerordentlicher Ausdehnung. Die größte hat 130000 Spindeln und 370 Webstühle. In der großartigen Metallindustrie ist Amerika vom Auslande am unabhängigsten. Die Eisenindustrie ist die bedeutendste. Der Maschinenbau ist unstreitig derjenige Industriezweig der Ver. Staaten, welcher der eigentümlichen Begabung des Volkes am meisten entspricht, der am mächtigsten auf alle übrigen und auf das Gesamtleben der Nation eingewirkt, welcher die größten Erfolge und die allseitigste Anerkennung gefunden hat. Amerikanische Werkzeuge, Schleifer, Schrauben, Nägel werden in großen Mengen ausgeführt. Die Industrie der Schußwaffen, besonders der kleineren, ist von großer Bedeutung; die Verarbeitung der Edelmetalle zu Luxusgeräten und Gegenständen des Kunstgewerbes ist in den Ver. Staaten weit vorgeschritten. — Die Brauerei ist in den Ver. Staaten erst in den letzten Jahrzehnten und zwar vorzüglich durch den Einfluß der zahlreichen Deutschen eine bedeutende Industrie geworden. — Der Zuckerindustrieen gibt es verschiedene. Im Süden wird Zucker aus Zuckerrohr, in den Mittelstaaten aus Sorghum, im Norden aus dem Zuckerahorn und in Kalifornien aus der Zuckerrübe gewonnen. — Fleisch- und Milchertrakt, Konserven haben zum Teil einen Weltmarkt. Die Porzellanindustrie ist erst im Werden begriffen; die Glasindustrie steht auf hoher Stufe der Vollkommenheit.

Irländer. Bei ihren Ansprüchen auf das Regiment des Landes haben die Yankees naturgemäß mit den Irländern zu rechnen. Ihre übergroße Zahl, welche

täglich durch Einwanderung anschwillt, der Besitz der englischen Zunge, ihre lobenswerte Eigenschaft, fest zusammenzuhalten, und ihr im Laufe von zwei Jahrhunderten erfolgtes Eindringen in alle Gebiete des öffentlichen Lebens und des Staates geben ihnen Bedeutung und Macht. Ihr Einfluß ist ein gewaltiger, ja vollständig dominierender auf das Massenleben in Amerika. Die Irischen gehören durchweg der katholischen Kirche an, stammen aus niederen Lebenskreisen und verharren zunächst darin. Doch das schwächt ihre Bedeutung nicht, denn sie haben das Stimmrecht und Führer. Der Yankee verweigert ihnen den persönlichen Umgang, hält sie von seiner Familie fern und perhorresziert die Ehe mit der gälischen Rasse; sie pflanzen sich daher in nationaler Unvermischtheit fort und sind in Vermehrung ihrer Art den Yankees total überlegen. Während der letzten statistischen Periode verminderte sich im Staate Massachusetts die Zahl der eingeborenen Yankees durch ein Plus von 35 000 Todesfällen über die Geburten, während die irische Bevölkerung desselben Staates ein Plus von 87 000 Geburten aufwies. — Die Irischen sind nicht über die Ver. Staaten gleichmäßig verteilt. Sie häufen sich in den dicht bevölkerten östlichen Teilen an, in denen in Nordamerika der Schwerpunkt der Industrie, des Handels und der Politik liegt. Dadurch wird ihre Macht nur um so größer. In den westlichen Staaten finden sie sich beim Eisenbahn-, Straßen- und Bergbau. Sie stellen das Hauptkontingent der Räuber und Einbrecher von Beruf. Das Gesamtleben der breiten amerikanischen Massen trägt den Stempel ihrer Rasse. Irisch ist die Ungeschliffenheit des persönlichen Benehmens in allen Bevölkerungsschichten, irisch der Widerwille gegen die Schule, irisch die maßlose Trunksucht, die schmutzigen Läden, das greuliche Fluchen, Schwören und Prügeln in Amerika. Irisch sind die Liederlichkeit und Unreinlichkeit der Straßen, der Wohnungen, das Äußere der Menschen, irisch der jähe Wechsel zwischen stumpfsinnigem, sklavischem Frönen und monatelangem Umhertreiben in Müßiggang, Unzucht und Völlerei. Irisch ist die Bühne mit ihren platten Possen, ihrer virtuosen Darstellung von Mord und Totschlag. Irisch sind die

immer bereite Neigung zu Gewaltthätigkeiten, der mordlustige, gewissenlose Gebrauch der Keule und des Revolvers. Irisch sind Tänze und Gesänge, das rohe Preisboren, die grausamen Hundekämpfe, irisch die Wett- und Spielsucht und die Ausgleichung der Spieldifferenzen durch das Messer. — Der größte Teil der Polizisten, Steuerbeamten, Feuerwehrleute, Eisenbahnschaffner und ähnlicher Angestellten ist irisch. In der Presse bilden Irische die Majorität der Redakteure und Reporter. Sie finden sich als Beamte zweiten und dritten Ranges in allen Büreaus des Staates und der Kommunen, unter Ausschluß der Deutschen. In den wichtigsten und größten Städten der Union stellen ihre Leute das Munizipal-Regiment. Unzählige irische Schenkwirte und sonst geschäftslose „Ward- oder Viertels-Politiker“ wirken fast in jedem Orte innerhalb der Union im irischen Interesse. Die populärsten und gefeiertsten Männer der Union, nämlich der Schnellläufer Fitzgerald und der Preisborer Sullivan sind Irländer. — Der Alt-Yankee fürchtet das irische Element und schmeichelt ihm zugleich. Er muß sich der Stimmen dieser „Bürger“, soweit nur immer möglich, versichern, um am Ruder zu bleiben. Die irischen Unthaten gegen England finden in Amerika keine rückhaltlose, energische Verurteilung, die wohlbekannten Häupter der irischen Flibustier wirken unbelästigt weiter. Die irische Sache wird als die der Union hingestellt, England mit Vernichtung bedroht. Man glaube aber nicht, daß es den amerikanischen Brandrednern Ernst ist mit dem Kriege zu gunsten der Irischen. Sie wissen, was es damit auf sich hätte. Es gilt nur den irischen Stimmenfang für die Wahlen. Jede Partei sucht sich der Irländer in erster Linie zu versichern, die demokratische Partei, welche mit ihnen identisch, die republikanische Partei, welche es unternimmt, die Gewalt der irischen Masse durch Zersplitterung zu brechen. Irländertum und Yankeeismus ringen um die Herrschaft in den Ver. Staaten unter den Namen der bekannten Parteien. Wenn Zahlen überhaupt sprechen, so sind die Tage des Yankee-Regiments bereits gezählt. Mit den Irländern kommt die katholische Kirche zur Oberherrlichkeit und der Amerikanismus katholisiert sich. — Den Hauptdruck

seitens der Irländer haben die in Amerika lebenden Deutschen der arbeitenden Klasse zu empfinden. Der Irländer, ein Urbild der Intoleranz, haßt den Deutschen, seinen Konkurrenten auf dem Gebiete der Arbeit, er haßt ihn um so mehr, als er seine eigene Niedrigkeit gegenüber diesem empfindet. Alles, was den Deutschen ziert, sucht der Irländer durch Hohn und Verfolgung niederzutreten, und erst dann, wenn der Deutsche durch den Druck der schmählichen Einflüsse des amerikanischen Lebens auf das Niveau des Irischen herabgesunken ist, beginnt er mit ihm zu fraternisieren. Von den jährlich in die Ver. Staaten einwandernden Deutschen bleiben 40 bis 45 Prozent, aus Mittellosigkeit zumeist, im Staate New-York, wo sie sich festsetzen, oder von wo aus sie langsam in die benachbarten Staaten sich verbreiten. Sie stoßen dort aller Orten auf Irländer, die in Fabriken, Werkstätten, bei Bauten und öffentlichen Arbeiten die übergroße Majorität bilden. In Boston z. B. sind 70 Prozent aller arbeitenden Klassen irisch. In New-York bilden sie ⅔ der Gesamtbevölkerung. Baltimore, Chicago, St. Louis sind vorwiegend irisch. Die Irischen nehmen häufig die Stellen als Werkführer, Schachtmeister, Aufseher ein, nicht auf Grund ihres Rufes, sehr geschickte Arbeiter zu sein, sondern wegen ihrer Berühmtheit als Sklaventreiber. Der Irische, hündisch und kriechend als Untergebener, ist roh und rücksichtslos als Aufseher oder Herr. So lange es die Geschäftsinteressen erlauben, wird ein irländischer Vormann oder Prinzipal keinen Deutschen beschäftigen oder er wird ihm die mühevollste, schlecht bezahlteste Arbeit zuteilen, ihn bei Arbeitsmangel zuerst entlassen, und jede Gelegenheit ergreifen, ihn anzuherrschen. In Deutschland wähnen die Massen immer noch, daß die Irischen in Amerika nur als Steinklopfer und Erdarbeiter ihr Brot suchen, und gar nicht in den Lebens- und Erwerbskreis des Deutschen hineinreichen: ein verhängnisvoller Irrtum für den Einwanderer. Der Irische ist überall; da ist kaum ein Deutscher in den Ver. Staaten, welcher auf der dornenvollen Laufbahn als Arbeiter und Untergebener nicht die Tücke und Bedrückung des Irischen mannigfach empfunden hat oder noch täglich empfindet. Bei dem Yankee findet der

Deutsche in der Regel keinen Anhalt gegenüber dem Irischen. Im Charakter des Irischen und des Yankee finden sich viele Berührungspunkte. Des Deutschen wegen überwirft sich kein Yankee mit dem Irländer.

J.

Jagd. Es ist für den Fremden schwer, wo nicht unmöglich, im Osten der Vereinigten Staaten zuverlässige Auskunft über die Jagdgelegenheit im fernen Westen zu erhalten. Es schreibt sich dies hauptsächlich daher, daß der Amerikaner nur ausnahmsweise Jäger ist. Bei dem Vorwiegen des mittleren und kleinen Landbesitzes können geschützte Reviere für das Wild nicht entstehen, und die weite Ausdehnung der einzelnen Staaten hindert die Durchführung von Schongesetzen, die in den wenigsten derselben auch nur auf dem Papiere existieren. Zudem ist der Sinn der Stadtbevölkerung sowohl als der Farmer zu sehr auf den eigenen Lebensunterhalt und auf Erwerb gerichtet, als daß ein Interesse für die Erhaltung des Wildes Boden gewinnen könnte. Die Folge von alledem ist eine schnelle Ausrottung des Wildstandes in allen besiedelten Staaten, allenfalls mit Ausnahme des kleinen Flugwildes und des Wasserwildes, dem die große Ausdehnung des Landes noch Schutz gewährt. Der einzige Fall, wo eine Schonzeit nicht allein gesetzlich vorgeschrieben, sondern auch thatsächlich mit Strenge durchgeführt wird, dürfte von den Staaten an der Cheasapeak Bay und den angrenzenden Gewässern gelten. Hier lebt die canvass back duck [kä'n-wäß bäk dök], eine nach der leinwandartigen Zeichnung ihres Gefieders benannte Wildente, deren Braten zu den weltberühmten Delikatessen gehört; der eigentümlich aromatische Geschmack derselben rührt von der Nahrung her, die im Herbst ausschließlich aus den Wurzeln einer wilden Sellerie-Art bestehen soll. Die Schußzeit beginnt im November, und es sind Fälle bekannt, wo die Erlaubnis, mit einem Boote und zwei Flinten einen Tag zu jagen, den Besitzern des Jagdgrundes mit vierzig Dollars bezahlt worden ist. Beiläufig sei erwähnt, daß einer kleinen Wildtaube im Indian Territory ihre aus den Beeren des wilden Senf bestehende Nahrung

ebenfalls einen außerordentlich feinen, von anderem Wildgeflügel abweichenden Geschmack verleiht. — Von größerem Wilde ist in den östlichen Staaten nur dort die Rede, wo undurchdringliche Waldungen die Ansiedelungen fern halten oder doch weniger kompakt machen. Dies ist der Fall in dem nördlichen Teile des Staates Maine, dessen Wälder und Sümpfe noch das moose (mūß, Elentier) und Bären in Menge beherbergen, in den Adirondack-Bergen im Staate New-York und in den endlosen Kiefernwaldungen der Südstaaten. Die Hirschjagd in den Adirondacks wird auf ganz eigentümliche Weise betrieben. Diese wilde Berg- und Waldlandschaft zwischen dem Champlainsee und dem oberen Saint-Lawrence-Strom kann nur vermittels der vielen kleinen Seeen erreicht werden, welche sie durchsetzen und die untereinander durch Bäche in Verbindung stehen. Die Jäger schlagen am Ufer eines der Seeen ihr Lager auf, lassen ihre Meute morgens früh in den Wald und warten zu Boote auf dem See, bis die Hunde ein Stück Wild (virginischer Hirsch) in das Wasser getrieben haben. Dieses wird mit dem Boote verfolgt und im Wasser geschossen, weibliches Wild ebensowohl wie Hirsche. Bei den Amerikanern gilt dies als Jagdvergnügen, in Deutschland würde es Aasjägerei heißen. — Im fernen Westen liegt die Sache insofern anders, als hier eine Klasse der Bevölkerung, die Jäger und Trapper, von dem Ertrage der Jagd ihr Leben fristen; ihnen ist es daher zu verzeihen, wenn sie mehr Stücke abschießen, als der Wildstand verträgt. Übrigens liegt der Haupterwerb dieser Jäger nicht im Wildbret, sondern in dem Pelzwerk, welches ihnen im Winter die gestellten Fallen einbringen; ein geschickter Trapper würde ohne Schwierigkeit ein kleines Vermögen zurücklegen können, wenn die wenigen Tage, die er zu Einkäufen in der Stadt verbringt, nicht den ganzen Gewinn des Jahres in Trunk und Spiel zu verschlingen pflegten. Abgesehen von diesen gewerbsmäßigen Jägern sind die Jagdliebhaber im fernen Westen gar nicht so häufig, wie man bei der herrlichen Gelegenheit annehmen sollte. Einmal ist der größere Teil der Bevölkerung in diesen Gebieten lediglich zum Erwerbe seines Lebensunterhaltes aus dem Osten dorthin gezogen und findet deshalb

keine Zeit zur Jagd. Die wenigen, deren Lage einen Ausflug gestatten würde, haben aus ihrer Heimat in den alten Staaten nur wenig Sinn für schöne Natur und gar keine Jagdpassion mitgebracht; dazu kommt die allgemeine Abneigung der Amerikaner gegen körperliche Anstrengung zu Fuße. — Selbst in der weiten Prärie geht das Wild der Ausrottung entgegen. Der Büffel weicht allenthalben der vordringenden Besiedelung. Schlimm ist auch der Truthahn daran; seine Völker haben feste Standorte, seine Jagd ist leicht und lohnend und er fällt daher massenweis den Amerikanern zum Opfer. Nichts ist für die nutzlose Mordlust derselben bezeichnender, als der Gebrauch des Ausdrucks to destroy [di-ßtrōi'] für töten.

jetties [dschĕ't-tĭ], eine Art von Dämmen, die auf dem Flußgrunde des Mississippi bei New-Orleans unter Wasser in die See hinaus gebaut sind, um die Flußmündung und damit die bar künstlich weiter in die See hinauszuführen, die den Mississippi-Mündungen vorliegende Bank also zu beseitigen; nach Entwürfen des Kapitän Eads gebaut. Das einzige Material, mit welchem sie hergestellt werden konnten und auch hergestellt wurden, waren Faschinen und Weidengeflechte. Der schlammige Boden besitzt für gemauerte Steindämme nicht die erforderliche Festigkeit, und für aus Holz gezimmerte oder aus Piloten hergestellte jetties wäre die große Gefahr vorhanden, daß sie von Holzwürmern, Teredos, zerstört würden. Diese letzteren haben ihr Zerstörungswerk sogar schon an dem Weidengeflecht der gegenwärtigen jetties begonnen. Die beiden jetties wurden parallel in einer Entfernung von etwa 1000 Fuß von einander in der Verlängerung der natürlichen Flußufer angelegt. Vor allem trieb man in der Richtung der zu erbauenden Dämme Piloten in den Grund. Hierauf wurden die bereits vorher konstruierten etwa 70 Fuß langen und 40 Fuß breiten Matratzen aus Weidengeflecht durch ein Towboot an die betreffende Stelle geschwemmt und dort mit großen Steinblöcken gleichmäßig so lange beschwert, bis sie zu Boden sanken. Auf diese Grundmatratze wurde eine zweite, aber schmalere Matratze placiert, auf

diese eine dritte u. s. w., bis der Damm beiläufig die Höhe des Wasserspiegels erreicht hatte. Jede Matratze wurde an die andere, sowie auch an den Grund mit Pflöcken und Steinen verankert und dem Fuß des Dammes durch Felsblöcke größere Festigkeit gegeben. Aber nicht genug damit. Es galt außerdem, die Dämme durch eine Erdschicht zu beiden Seiten zu verstärken und gleichzeitig auch dem von ihnen eingeschlossenen Strome eine größere Tiefe zu geben. Dies wurde durch die Erbauung von kurzen, in den Fluß springenden Querdämmen, sogenannten „Spornen", in überraschender Weise erreicht; denn während einerseits die Zwischenräume zwischen je zwei Spornen und der jetty, an welche sie angebaut waren, sich rasch mit Sediment ausfüllten, wurde dem Strom in der Mitte eine größere Schnelligkeit gegeben, welche auch eine allmähliche Vertiefung des Bettes zur Folge hatte.

Die **Juden**, die eminenten Geschäftsleute Europa's, verschwinden unter der handeltreibenden Bevölkerung der Union gänzlich. Der Yankee ist als Handelsmann viel geriebener, gewandter, tüchtiger und spekulativer als der Jude; er ist ihm weitaus überlegen in jeder Beziehung, besonders wenn dieser noch greenhorn [grī'n-hō'n] ist. Die verhältnismäßig keineswegs zahlreichen Israeliten, die in der Union leben und es zu Wohlstand oder bedeutendem Vermögen gebracht haben, wie ja auch einzelne jüdische Firmen Weltruf besitzen, konnten es nur so weit bringen und vermögen sich nur dadurch auf dieser Stufe zu erhalten, daß sie sich die dortigen Verhältnisse vollkommen zu eigen gemacht, sich mit ihnen amalgamiert haben. Der größte Teil der anderen dort lebenden Juden krabbelt im Staub des kleinen Mannes umher, bringt es nicht viel weiter als bis zum kleinen store-keeper [ßtō'-kī-pö'], ist froh, daß er sich in dieser Position erhält und sein Dasein fristet. Eine nicht unbeträchtliche Schar von ihnen hat sich leider, da sie kein besseres Erwerbsgebiet finden, die armen, frisch gelandeten europäischen Einwanderer dazu ausersehen, die sie nach besten Kräften, mit Aufgebot ihrer europäischen, höchst mangelhaften

Sprachkenntnis, ganz nach früher in Europa betriebenem Schnitt, mit dem geschäftbegünstigenden Yankee-Übergewicht und mit schlecht kopierten Yankeemanieren, soviel sie nur können, über das Ohr hauen und gründlichst betrügen, wovon der thatsächliche Beweis klar vor Augen liegt, wenn man die Straßen und Landungsplätze der großen Einwandererhäfen betritt. Alle diese Straßen wimmeln von Läden jüdischer Emigrantenhändler, Söhnen Israels, die vor Jahren selbst aus Europa eingewandert sind, sich in Amerika mit ihrem Spekulationsgeist dieses Handelsgebiets bemächtigt haben und hier, dank der Dummheit oder baldigen Geldnot der eben erst gelandeten Emigranten, recht hübsche Geschäfte machen. In diesen Straßen thront das Kleeblatt: der eingewanderte europäische, meist polnische Jude, die gnadenspendenden Emigranten-Gratis- und Belehrungsbüreaus der christlichen Kirche unter je irgend einem höchst achtbaren Pastor oder Geistlichen und die Dienstvermittlungsteller, moderne Sklavenmärkte, deren Besitzer, ebenso wie die höchst ehrenwerten Diener der Kirche, amerikanisierte, einstige Europäer sind. Alle drei: der polnische Jude, der edle, menschenfreundliche, tief religiöse, christliche Geistliche und der infame herzlose, betrügerische Menschenhändler, alle drei vertragen sich vortrefflich, lieben sich zärtlich und reichen sich geschäftlich brüderlichst die Hände, um die armen Emigranten, die verlaufenen, ängstlichen Schäfchen gründlichst zu scheren, ihnen das Fell über den Kopf zu ziehen und sie mit Leib, Seele und mitgebrachtem Besitz zu verkaufen. Der eine schickt sie zum andern, nachdem er ihnen genommen, was er ihnen nehmen konnte. Dieses Trio bildet in seiner Gesamtheit die erste Grube, in die der amerikasüchtige, europäische Emigrant gleich beim Betreten der gelobten neuen Welt fällt und sich meistens auch das Genick bricht, d. h. für seine ganze weitere Zukunft ruiniert, ein wirtschaftlich toter Mensch wird.

K.

Karneval. Den Brennpunkt des ganzen sozialen Lebens von New-Orleans bildet der Karneval, der alljährlich im Monat Februar abgehalten wird und einen solchen Weltruf erlangt hat, daß Fremde aus allen Ländern — wenigstens soweit die kaukasische Rasse reicht — hier zusammenströmen. Mit welcher Sorgfalt und Rührigkeit hierbei verfahren wird, geht am deutlichsten aus der Thatsache hervor, daß an den Vorbereitungen volle neun Monate gearbeitet wird. Bereits unmittelbar nach Ostern werden von den verschiedenen Klubs die Ausschüsse ernannt, die mit dem Einsammeln der Fonds vorgehen; die Bilder werden entworfen und die Anzüge festgestellt. Die letzteren werden meist in Paris angefertigt, wohin sich besondere, mit genauen Zeichnungen versehene Abgesandte begeben, um die Anfertigung an Ort und Stelle zu überwachen. Unter solchen Umständen kann es kaum wundernehmen, wenn schließlich außergewöhnliche imposante Leistungen zu Tage gefördert werden.

Der Karneval von New-Orleans datiert erst aus diesem Jahrhundert. Er wurde von jungen Kreolen aus Paris mit herübergebracht. In den ersten Jahren erfreute er sich nur geringen Zuspruchs, aber mit der Zeit nahm man größeren Anteil an den Freuden, welche Prinz Karneval mit sich brachte, und heute ist er hier, wenn auch in anderer Form, ebenso fest und sicher eingebürgert, wie in Italien oder am Rhein. Der Karneval bildet heute den Brennpunkt des sozialen Lebens von New-Orleans. Prinz Karneval wurde in New-Orleans sogar zum König gekrönt und regiert gegenwärtig als „Rex“, allerdings nur für zwei kurze Tage, aber dafür als unumschränkter Herrscher von New-Orleans und allen anderen Städten des Südens. Er ist ein absoluter Monarch, geliebt und gefeiert, wie es nur ein wirklicher Monarch sein kann. Er thut es allen recht, und besäße er ein Parlament, es wäre das erste ohne Opposition. Die Budgetkommissionen würden ihm nicht einen Pfennig von dem verweigern, was er begehrt, denn sein Hofstaat, seine Leibgarde, seine ganze Armee erhalten

sich auf eigene Kosten. Es gibt keine Verschwörungen gegen die geheiligte Person des „Rex“ und seine Krone sitzt so fest auf seinem Haupte, wie er selber auf seinem Throne. Sein Reich ist die weite, weite Welt, seine Residenz — unbekannt. Er kommt im Jahre nur auf zwei Tage im Monat Februar nach seiner loyalen Stadt New-Orleans und verschwindet nach diesen zwei Tagen wie durch Zauberei. All das hat man in Europa ebenfalls, aber dort ist Prinz Karneval eine mystische Persönlichkeit. Man liebt den Prinzen, aber kennt ihn nicht, man huldigt ihm, aber sieht ihn nicht. In der Neuen Welt, in den Städten von Louisiana, unter der warmen Sonne von Alabama, Karolina und Tenessee, da wurde die Phantasie reger und reger, je häufiger man den Karneval veranstaltete. Die Herzen der warmblütigen Kreolinnen und Quadronen schlugen ihm entgegen, sie verlangten seine mystische Persönlichkeit mit eigenen Augen zu sehen. Und Prinz Karneval, der alte Roué, das Prototyp des Lebemannes, der Sieger über so viele Damenherzen, er konnte ähnlichen Gefühlen nicht entgehen. Er sehnte sich ebenso sehr nach der Frauenschönheit des Kreolenlandes, wie dessen Frauen nach ihm. Und siehe da, eines schönen Tages landete er an den Küsten Amerika's und kam in höchsteigener Person auf einen kurzen Besuch nach New-Orleans. Es gefiel ihm so gut, daß er seit jenem Jahre die loyale Halbmondstadt (Crescent-City, kre″ß-ß‘nt-ßi‘t-‘, wie New-Orleans seiner eigentümlichen, an den Halbmond erinnernden Form wegen genannt wird) alljährlich mit seinem Besuche beehrt. — Schon Wochen vor der Ankunft Sr. Majestät beehren seine allerhöchsten Hofchargen die Stadt mit ihrem Besuche, um alle nötigen Vorbereitungen zu seinem Empfange zu treffen, Es erscheint für den ersten Moment unglaublich, bis zu welchem Grade die Selbsttäuschung hierin getrieben wird. Alles, vom obersten Armeekommandanten der Ver. Staaten, vom Gouverneur des Staates Louisiana und vom Bürgermeister von New-Orleans herab bis zum letzten Dockarbeiter unterwirft sich unweigerlich den Anordnungen der königlichen Würdenträger, des Lord-Erzkämmerers und des Lord-Marschalls des Reiches. Die Persönlichkeiten, welche

sich unter diesen hohen Titeln, sowie unter jenem des Königs selber verbergen, bleiben dem großen Publikum gänzlich unbekannt. Es sind Bürger der Stadt, die sich ihre Stellung einfach auf dieselbe Weise erwerben, wie es einstens in Frankreich geschah und heute in der Türkei geschieht: durch Geld. Je höher die Beiträge sind, welche sie der gemeinschaftlichen Karnevalskasse liefern, desto höher ist ihr Titel, vom einfachen Baronet hinauf bis zum Herzog von Louisiana. Viele Wochen vor der Karnevalszeit werden die Ver. Staaten mit den Proklamationen des Königs überschwemmt, welche auf großen, hellfarbigen und mit allerhand Wappenschildern und Figuren verzierten Plakaten gedruckt sind. In der Form einer Thronrede wird darin die Abhaltung eines „Mardi gras" zu New-Orleans angezeigt und zu recht zahlreicher Beteiligung eingeladen. Bald darauf erläßt der Erzkämmerer die ersten offiziellen Anordnungen, welche nicht nur brieflich den betreffenden Behörden, sondern auch den einzelnen Zeitungen zur Veröffentlichung übersandt werden. Der Erzkämmerer verfügt, daß an den beiden Tagen die öffentlichen Schulen von New-Orleans geschlossen werden; er verfügt an den Mayor der Stadt bezüglich der Reinigung der Straßen, er verfügt ebenfalls, daß „auf Befehl des Königs" am Karnevalstage sämtliche Kaufläden der Stadt, ebenso wie alle öffentlichen Ämter, das Postbüreau, das Zollamt u. s. w. geschlossen werden sollen. Und er hat in diesen Sachen ganz unumschränkte Macht. Wehe dem, der seinen Befehlen nicht nachkommt! Das Volk und dessen Sympathieen sind mit dem Erzkämmerer, und es würde aus eigenem Antriebe alle seine Befehle nötigenfalls mit Gewalt in Vollzug setzen. Etwa eine Woche vor dem Mardi gras erscheint in den Zeitungen die erste Nachricht von der Flotte, welche den König und dessen Hofstaat nach New-Orleans bringen soll. — Unter den auswärtigen Telegrammen, welche die täglichen Zeitungen enthalten, befindet sich stets ein Bulletin über den Fortgang der Seereise. Endlich heißt es: „Se. Majestät hat die Sandbänke an der Mississippi-Mündung glücklich überschritten und die königliche Flotte dürfte morgen Nachmittag eintreffen." — Morgen Nachmittag!

Jetzt hat die Erwartung ihren Höhepunkt erreicht und die Selbsttäuschung geht so weit, daß man in der That den Karneval mit der Ankunft der Person des Königs in New-Orleans gleichstellt. Schon zur Vorfeier des Karnevals werden in den französischen und spanischen Quartieren der internationalen Stadt Hahnen- und Bulldogg-Kämpfe abgehalten, die das Publikum stets massenhaft anziehen. Aus allen Städten der Union, von St. Louis, Louisville, Memphis, Galveston, ja selbst von dem 1500 Meilen weit entfernten New-York gehen große Vergnügungsdampfer nach New-Orleans ab, gefüllt mit Passagieren, die während des Karnevals auf den Schiffen wohnen bleiben. Die Stadt ist in echt amerikanischer Großartigkeit mit Flaggen und Festons und Fahnen geschmückt, unter denen die königlichen Farben am meisten hervorstechen. Nun ist der ersehnte Nachmittag gekommen. Der Quai — von den Louisianern „levee" [le'w-ī] genannt — gewährt schon an gewöhnlichen Tagen einen sehr interessanten Anblick und ist heute noch viel großartiger. Hunderte von See- und Flußdampfern liegen hier in unabsehbarer Reihe nebeneinander. Die schwarzen Seefahrzeuge mit ihren Masten, die schneeweißen, imponierenden Riesenpaläste, als welche die Mississippidampfer erscheinen, ihre hohen schwarzen Rauchfangpaare und die zahllosen Flaggen und Wimpel, welche alle Masten und die ganze Takelage bedecken, dazu endlich das Leben auf dem Quai, wo zwischen Tausenden mächtiger Baumwollenballen und Zuckerfässern die Garden und Milizen der Stadt zum Empfange des Königs aufgestellt sind — all das ist für den Fremden von besonderem Reiz. Endlich kommt der prachtvolle Dampfer, welcher den König und seinen Staat an Bord hat, in Sicht und damit beginnt der eigentliche Karneval. Die Dampfer läuten ihre Glocken und schießen ihre Böller ab und lassen ihre heulenden Dampfpfeifen ertönen, dazu das Geschrei von hunderttausend Menschen und die Klänge von einem Dutzend Musikbanden. Aus der Ferne, von der Stadt herüber, schallen die Kirchenglocken, welche den König begrüßen; der Dampfer landet und der feierliche Einzug beginnt. An der Spitze marschieren die Milizen der Stadt, die

ihren Uniformen nach fast sämtliche Armeeen repräsentieren. Die Einwohnerschaft von New-Orleans enthält nämlich außer den angestammten Franzosen, Deutschen und Amerikanern viele Tausende von Spaniern, Italienern, Mexikanern, Schweden, Japanesen u. s. w. Jede Nation besitzt ihr eigenes Milizbataillon und so birgt denn auch der königliche Zug außer den Vereinigten Staaten-Truppen noch spanische Infanterie, mexikanische Artillerie, deutsche Landwehr, Zuaven, Bersaglieri, Cazadores u. s. w., alle in der Uniform der Originaltruppen und jede Abteilung mit ihrer eigenen Musik. Dem Zuge des Königs voran die Herolde, die Hofchargen und Minister, sämtlich auf prächtigen Pferden und in goldstrotzenden Uniformen, dann die Marschälle, endlich der König und hinter ihm seine berittene, reich kostümierte Garde, an welche sich die Bagagewagen anschließen. Der Zug nimmt seinen Weg nach dem Stadthause, wo der Mayor dem Könige die Schlüssel der Stadt überreicht. Hierauf nimmt der König von seinen defilierenden Truppen Abschied und verfügt sich in sein Absteigequartier, wo abends in großer Rezeption die offiziellen Würdenträger der Regierung empfangen werden. — Der eigentliche Karnevalszug findet jedoch erst am Mardi gras-Tage statt und zwar in einer Pracht und einem Reichtum, der viele Städte Europa's in den Schatten stellt. Etwa ein halbes Hundert vierspänniger Wagen bergen mythologische und historische Darstellungen der Scenerie und Kostüme, die sämtlich in Paris angefertigt wurden. Diesem Mummenschanz ziehen die obenerwähnten Truppen und der königliche Zug voraus. Die prächtigen Veranden und Balkone, mit welchen nahezu jedes Haus von New-Orleans in allen seinen Stockwerken geschmückt ist, sind mit den herrlichsten Frauengestalten besetzt, das Volk wogt jubelnd in den Straßen und bereitet dem Karnevalszuge überall den freudigsten Empfang. Außer den nach Hunderten zählenden, reichen Masken gibt es in der Stadt nur einen Verein, welcher den Karneval in jenen Grenzen begeht, wie Rom und Venedig. Er führt den sonderbaren Namen: „Mystik Krew of Comus“ und ist der eigentliche Sitz der New-Orleanser Narrheit. Seine Mitglieder — etwa hundert an der Zahl — sind

dem Publikum unbekannt. Unabhängig von „Rex“ und seinen Anhängern, führt dieser Mystik Krew mit König Momus an der Spitze alljährlich seinen eigenen Mummenschanz in Gestalt eines nächtlichen Maskenzuges auf, dem in der Regel der glänzendste Ball des Karnevals, gegeben im französischen Opernhause, folgt. Im französischen Stadtviertel ist der Karneval eher zu Hause, aber im anglo-amerikanischen wird er etwa wie ein fremder Kunstreiterzug angesehen, dem das Publikum fern steht. Man sieht außerhalb des Zuges nur wenige Masken unter dem Volke, das durch die Straßen wogt. Die Hauptattraktion üben hier die prächtigen Frauengestalten, welche im Schatten der spanisch-südlichen Veranden dahinschweben. Hier in der breiten Kanalstraße, dem Korso von New-Orleans und gleichzeitig dem einzigen Korso der Neuen Welt, kann man in einer Stunde mehr Schönheiten sehen, als während des ganzen Karnevals in Rom oder Neapel. Von jenen Tollheiten und Narreteien, welche den römischen und etwa den flandrischen Karneval charakterisieren, von den individuellen Neckereien und vom einzelnen Narrenspiel hat man in New-Orleans keine Ahnung. Der ganze Karneval beschränkt sich auf die beiden allerdings großartigen Umzüge, auf die Herrschaft des „Rex“ und endlich die Bälle von Mardi gras. Unter diesen ist der Rexball der größte und unterhaltendste. Hier hat der König seinen Thron aufgeschlagen. Hier versammeln sich die Herzöge und Großwürdenträger des Reiches, die offiziellen städtischen und staatlichen Behörden von Louisiana und alles, was die Stadt an Reichtum, Schönheit und Vornehmheit aufzuweisen hat. Hier sucht sich „Rex“ nach seiner Ankunft unter den versammelten Schönen der Stadt eine Königin aus, krönt sie und führt sie zum königlichen Thron, um welchen sich die Palastdamen und Hofchargen rangieren. Nun wird dem Eintagskönig die Huldigung dargebracht, und nachdem „Rex“ seine Orden vergeben und sämtliche Ritterschläge erteilt hat, beginnt der Ball, der erst gegen Morgen endet. Ebenso werden in jedem der zahlreichen Theater von New-Orleans, in jedem Tanz- und Konzertsaale der Stadt Maskenbälle abgehalten, bei welchen es gewöhnlich toller hergeht, als man es sich wünschen könnte.

„Rex" und sein Hofstaat amüsieren sich, denn heute noch gehört die Stadt und das ganze Land ihnen, und sie sind die thatsächlich ausübende Gewalt. Aber mit dem ersten Dämmerstrahl verschwindet einer nach dem andern von ihnen, und wenn die letzten Tanzmüden den Ball verlassen, dann sind der König und sein Gefolge schon längst wieder auf der hohen See. Die Stadt hat dann wie mit einem Zauberschlage ihr gewöhnliches Aussehen wieder angenommen: der Karneval ist vorüber.

Kautabak. Bei der Fabrikation des Kautabaks werden meist Neger oder Farbige beschäftigt, die in dem stark erwärmten Raume, in welchem die Arbeit geschieht, kaum halb bekleidet ihr Werk in anstrengender Arbeit verrichten. Die ausgerippten Blätter werden mit einer aus Lakritzen und feinem Zucker komponierten Sauce getränkt (gesüßt), dann mit der Hand in lange Holzformen gepreßt und in die gehörigen Stücke (plugs, plögs) geschnitten. Nachdem sie hierauf mit der Handelsmarke versehen sind, werden sie in hydraulische Pressen gebracht und sind nach der Pressung zum Gebrauch fertig. Die Menge des in den Ver. Staaten fabrizierten Kautabaks ist über Erwarten groß und beträgt etwa das Dreifache des Rauchtabaks, was auf die Ausdehnung des Konsums schließen läßt. In den östlichen Staaten soll die schmutzige Sitte neuerdings etwas abgenommen haben, aber im Westen und Süden kann man, insbesondere auf Eisenbahnen und Schiffen etwas davon erleben, was man nicht leicht vergißt. Auffallend ist die relativ große Menge von Zucker und Lakrizen, welche bei der Fabrikation zugethan werden und welche auf etwa 20 pCt. des Gesamtgewichts des Fabrikats sich berechnen. Vielleicht liegt darin das Geheimnis des Wohlgeschmacks; es scheint besonders denen ein Bedürfnis, welche in der Einsamkeit schwere einförmige Arbeit zu verrichten haben. Das einzige Moment für seine Verteidigung ist vielleicht darin zu finden, daß sein Gebrauch das Sprechen erschwert, daher unnützes Reden verhütet. Manche Eigentümlichkeiten der Yankee-Aussprache sind vielleicht darauf zurückzuführen.

Kinder-Agent. Wenn eine Ehe in den besseren Ständen kinderlos bleibt, dann wendet sich die amerika-

nische Frau sehr oft an den Kinder-Agenten. Das ist ein ganz eigentümliches Gewerbe, welches in der Union erdacht und bisher glücklicherweise auch nur dort betrieben wurde. Diese Agenten kaufen nämlich von armen Leuten kleine Kinder zusammen, die sehr hübsch sein müssen, und verkaufen sie wieder an ihre Kunden. Natürlich haben sie auch stets einige schöne babies [be'-bi] zur Auswahl auf Lager, aber das Geschäft wird doch meistens nur nach Bestellung gemacht und da hat der arme Kinder-Agent, da es derlei Leute auch schon zu viele gibt, welche sich gegenseitig Konkurrenz machen, manchmal seine liebe Not, Sorge und viele Laufereien. Denn die Kunden wollen nicht allein einen hübschen, aufgeweckten Knaben, oder ein reizendes kleines Mädchen in einem bestimmten Alter kaufen, sondern sie verlangen auch noch, daß das baby blaue oder braune Augen, dunkle Haare oder flachsblonde Löckchen, ein Stumpfnäschen oder eine griechische Nase besitzt u. s. w., kurz und gut, sie machen eine ganze Menge Ansprüche, und geben zum Konkurrenten des Kinder-Agenten, wenn dieser nicht ganz genau ihre Wünsche zu erfüllen vermag. Dazu kommt überdies noch, daß auch diese als Ware auf den Markt gebrachten Kinder der Mode unterliegen und man heute blonde, morgen schwarze babies haben will. Dieses Kinder-Agenturgeschäft erfreut sich übrigens in der Union der schönsten Blüte und die biederen Agenten machen dabei ein sehr gutes Geschäft, wenn sie das Glück haben, die richtige Ware zu finden, welche ihre Kunden bei ihnen bestellt haben. Aber auch den kleinen Kindern wird sehr häufig dadurch ein Lebenstreffer zu teil, denn man entreißt sie durch diesen Verkauf der furchtbaren Lebensmisere, in der sie vegetiert haben, da nur die äußerste Not in der Regel die Eltern zum Verkauf ihres Kindes veranlassen konnte, und sie kommen plötzlich in Lebensverhältnisse, in Luxus und Reichtum, den sie wohl schwerlich im Leben erreicht hätten, und in dem sie sich in der Regel glücklich fühlen, weil der Amerikaner, besonders aber die Amerikanerin, Kinder sehr gut behandelt. Daß natürlich auch Fälle vorkommen, bei denen derartig verkaufte arme babies in schlechte Hände geraten und für ihr ganzes Leben unglücklich werden, versteht

sich von selbst, um so mehr, als die Behörden sich weder um diesen ganzen Kinderhandel, noch um das spätere Schicksal der Kinder bekümmern.

Kinder-Erziehung. Erziehung gibt man den Kindern nicht, aber der Unterricht ist verhältnismäßig gut, immer öffentlich, und was die Hauptsache, jedermann zugänglich. Im Alter von fünf oder sechs Jahren schickt man die Kinder zur Schule. Sie gehen und kommen allein, bringen die übrige Zeit zu, wie ihnen gefällt, thun mit einem Worte, was sie wollen. Die väterliche Gewalt ist beinahe Null; jedenfalls wird sie nicht ausgeübt. Die kleinen Gentlemen führen das Wort mit großer Unbefangenheit, haben altkluge Augen mit einem verwegenen und schlauen Blick, und reifen vor der Zeit. Die kleinen Damen von acht bis zehn Jahren sind bereits Meisterinnen in den Künsten der Gefallsucht, der flirtation [flō^r-tē′-schᵒn], und versprechen zu fast young ladies [faßt jŏn^g lē′-d^eß] heranzuwachsen. Sie werden als treue Gattinnen dem Manne zur Seite stehen, wenn er gute Geschäfte macht, oder ihn durch ihre Putzsucht zu grunde richten, aber dann, wenn er nicht genug verdient, das Elend mit Heiterkeit und Ergebung tragen, und hat das Glück wieder gelächelt, sich in denselben Aufwand und dieselben Thorheiten stürzen. Die Mutter nimmt an der Erziehung der Kinder nur geringen Anteil. Letztere sind meist außer dem Hause und erziehen sich selbst. Gehorsam und Ehrfurcht für die Eltern kennen sie nicht. Dagegen lernen sie sehr frühzeitig die Fürsorge und Unterstützung des Vaters und der Mutter entbehren. Sie reifen rasch und bereiten sich, schon im zartesten Alter, für die Kämpfe vor, für die Stürme und Abenteuer, die ihrer harren.

Die **Kirche** ist formell vom Staate vollkommen getrennt. Das religiöse Leben in den Ver. Staaten ist in hohem Grade eigentümlich gefärbt durch seine Ausdehnung, seine Kraft und die Mannigfaltigkeit seiner Äußerungen. In keinem europäischen Lande durchdringt die Kirchlichkeit, wenigstens soweit die Erfüllung der Formen in Betracht kommt, so sehr alle Schichten der Bevölkerung, wie in Amerika. Die Kirche ersetzt in den

höchsten Schichten manche Genüsse geistiger und gesellschaftlicher Art. Der Kirchenbesuch wird „guter Ton" und nimmt demnach einen aristokratischen und luxuriösen Charakter an. — Die Zahl der Kirchen ist in Amerika sehr groß und erklärt sich aus der Menge der Sekten im Lande, deren jede ihr eigenes Bethaus haben will. Die große Zahl der Sekten ist bemerkenswert, ebenso wie die Leichtigkeit, mit der dieselben entstehen und unter günstigen Verhältnissen sich vergrößern. Jedoch ist der Sektengeist vorzüglich eine Sache der unteren Klassen, während die höheren im Gegenteil einen konservativen Zug zeigen in der Innigkeit ihres Festhaltens an dem Glauben, den sie einmal aufgenommen. — Die innere Einrichtung der Kirchen ist je nach den Kongregationen, denen sie angehören, sehr verschieden. Die einen sind mit Andächtigen überfüllt, die anderen vollständig leer. Die einen erinnern an die katholischen Kirchen Europa's, die anderen gleichen mehr einem Konzertsaal als einem Gotteshaus. Einige besitzen auch nicht ein einziges Kreuz, nicht ein einziges Symbol, welches ihre Bestimmung verriete — nichts als vier kahle Wände, Bänke in der Mitte und eine kleine Tribüne an einem Ende. Andere sind mit dem Luxus eines Krönungssaales ausgestattet. Die reichen Gemeinden der Hochkirchlichen und Presbyterianer in den Großstädten haben ihre prächtig ausgestatteten, teppichbelegten, durchwärmten Kirchen, bunte Fenster, Bilderschmuck und auf der Kanzel die Beredsamkeit eines geistvollen, nicht allzustrengen Predigers. Die Plätze in diesen Kirchen, mit schwellenden Kissen belegte Bänke (pews, piūs), werden oft um hohen Jahreszins vermietet und tragen auf kleinen silbernen Täfelchen die Namen ihrer Eigentümer. Alles ist Bequemlichkeit, Üppigkeit. Die Spekulation, um nicht zu sagen der Schwindel, hat nämlich auch auf kirchlichem Gebiet in Amerika üppige Blüten getrieben. Irgend ein unternehmender Geistlicher baut mit Unterstützung von Kapitalisten oder auf eigenen Kredit eine Kirche und sucht nun durch die eleganteste Ausstattung derselben und durch angenehme Predigten den Wünschen seiner zahlenden Kirchengänger Rechnung zu tragen. Der amerikanische Sektenunfug und die sich so breit machende Scheinheiligkeit leisten diesem Schwin-

del mächtigen Vorschub. — In den ärmeren Gemeinden sucht man den Luxus entweder nachzuahmen oder wirft sich, wie oben gezeigt, in das Extrem der äußersten Einfachheit, wo aber dann verzückte, aufregende Predigten, Erweckungen innerhalb der Gemeinden (revivals, rĕ-wai'-w'lſ, siehe diesen Art.), Gottesdienste in Wald und Feld (Lagerversammlungen, siehe diesen Art.) in ihrer Art nicht weniger sinnenerregend, an die Stelle jenes Pompes treten. Über die Mauern des Gotteshauses hinaus wirken die Kirchen und Missionen aller Art, innere und äußere, wozu ihnen reichliche Mittel zufließen. Kirchenvermögen gibt es in Amerika nicht, das Ergebnis von Sammlungen, die Legate u. s. w. fallen lediglich den betreffenden Priestern zu, was namentlich die katholischen Priester sehr wohlhabend macht; das Vermögen des Erzbischofs von St. Louis (das amerikanische Rom) wird z. B. auf 100 Millionen Dollars geschätzt. Sonntagsschulen, Jünglingsvereine und eine sehr bedeutende religiöse Presse (über 900 Organe) sind wichtige Zweige der kirchlichen Thätigkeit nach außen. — Die Sonntagsheiligung ist überall eine strenge, wo nicht etwa der deutsche Einfluß, wie im Westen, oder der französische, wie in Louisiana, etwas von unserer heiteren Auffassung dieses Tages gebracht hat. Alle Staaten haben Gesetze in betreff der Sonntagsheiligung und in der Regel werden sie auch zur Ausführung gebracht, oft sogar mit starker Übertreibung. — Nirgends aber spielt wohl die Kirche eine so große Rolle in der Gesellschaft, wie in den östlich gelegenen Neu-Englandstaaten Amerika's. Die große Zahl der existierenden Kirchen und verschiedenen Gemeinden ist lähmend für den geselligen und gesellschaftlichen Verkehr, denn wie sich in Europa Koterieen aus dem Bürger-, dem Beamten-, dem Finanz- und Militärstande bilden, so bezeichnen in jenen Gegenden Amerika's diese Gemeinden ebensoviele Koterieen, in die zu kommen es nur gelingt, wenn man dieselbe Kirche, ob aus Überzeugung, ob aus Politik, besucht. Jede Gemeinde sammelt und spendet für sich allein, und immer in der Kirche, weshalb auch die Einrichtung der Kirchen eine ganz andere ist, als bei uns in Europa. — Die Gemeinden geben ihre Konzerte, Theatervorstellungen, Soireeen und Thees in

der Kirche. Neben der Sakristei befindet sich eine Küche und Geschirrkammer. Die Idee, die Gemeindemitglieder auf solche Weise mit einander bekannt zu machen, ist gewiß eine ganz praktische, solche Feste nehmen jedoch der Kirche ihre religiöse Weihe. Aber nicht nur zur Unterhaltung versammelt man sich in der Kirche, auch zu wohltätigen Zwecken. Die Damen der Gemeinde kommen an bestimmten Abenden der Woche dort zusammen, um für arme Kinder Anzüge zuzuschneiden und zu arbeiten. Überhaupt sind die Amerikaner, wie bekannt, sehr wohltätig. Die Unterhaltungen werden immer in den Zeitungen angekündigt; so z. B. heißt es: Heute Abend Austernschmaus in der Methodisten-Kirche, oder: Heute Abendunterhaltung mit Tableaus in der Kongregisten-Kirche. Sogar die Katholiken machen diese Mode mit. Sie geben ihre Feste und Unterhaltungen aber immer im Stadthause und erreichen dieselben Zwecke, denselben Ertrag. Im Sommer werden auch Ausflüge gemacht, und da heißt es: „Picknick der Baptisten-Kirche", oder: „Picknick der South- (Süd-) Kirche" und so fort; da wird in offenen Omnibuswagen, welche zwanzig bis dreißig Personen fassen, aufs Land gefahren, wobei die Erfrischungen mitgebracht werden. So ist die Kirche der Brennpunkt des gesellschaftlichen Lebens in den Neu-Englandstaaten Amerika's.

Klima. Der Deutsche macht in Bezug auf das Klima einen für ihn sehr unvorteilhaften Tausch. Der ganze nordamerikanische Osten, bis nach Florida hinunter, bietet das Schauspiel eines hartnäckigen Kampfes zwischen der heißen und der Polarzone, welcher das ganze Jahr hindurch nicht ruht und das plötzliche Hereinbrechen der einen Gewalt selbst dann erwarten läßt, wenn die andere noch unbeschränkt und auf die Dauer zu herrschen scheint. Dadurch fallen die für den menschlichen Organismus so zuträglichen Übergänge des deutschen Klimas fast ganz fort. Zwar nicht in der Weise, wie es hergebracht in manchen Skizzen amerikanischen Naturlebens geschildert wird, nach denen „ein Sommer mit blühenden Bäumen den vollkommensten Winter unmittelbar ablöst." Im äußersten Nordosten, im Staate Maine, folgen sich zwar das Aufbrechen des Eises und die Entwickelung der

Vegetation im Monat Mai sehr schnell, und ebenso zeigen Südkarolina, Georgien, Alabama, Mississippi Eis, Reif und Schnee in den letzten Tagen des Februar, wonach mit plötzlich eintretender Hitze die neue Vegetation des Jahres beginnt. In den dazwischen liegenden Regionen, von Massachusetts bis zum Potomak und westlich durch Ohio, Indiana, Illinois bis Missouri hingegen verschwinden Eis und Schnee mit dem scheidenden Märzmonat, und eine überaus unangenehme Zwischenzeit von 30 bis 50 Tagen (je nach der mehr oderweniger südlichen Lage) beginnt, in der die Vegetation vergebens gegen die Polar-Luftströmungen ankämpft. Nebel, rauhe Winde von den Treibeisfeldern Neufundlands her, kalte Regengüsse und gelegentliche Schneefälle machen diesen „Frühling" zu einem für den Deutschen äußerst traurigen. Der erste Mai bricht über kahle Bäume herein, zögernd und schwach duftend treiben die Obstbäume ihre Blüten, die mit dem ersten sehr warmen Tage zur vollen Entwickelung kommen und dann sofort abfallen. Das wundervolle, wochenlange Massenblühen der deutschen Obsthaine ist hier nicht zu finden. Dieser Kampf zwischen Winter und Sommer setzt sich unter jähem Wechsel von heißen und kalten Tagen und Stunden bis zum Juni fort, um welche Zeit sich erst die Waldbäume mit hartem Holze, als weiße Eichen, Nußbäume, vollbelaubt zeigen. Jetzt fällt der amerikanische Sommer mit seiner tropischen Glut ein. Er herrscht im Bereiche der ganzen Pflanzenwelt und gibt dem Lande, wo diese vorwiegt, ein eigenartiges Aussehen. Der amerikanische Wald überrascht den Deutschen um diese Zeit mit den ihm fremden Erscheinungen zahlreicher, blühender Halbbäume, Sträucher, Schlingpflanzen, Sumpfgewächse, welche hier ihre Heimat haben. Die meisten der Blüten sind jedoch geruchlos oder von einem unangenehmen narkotischen Duft. Dieser Sommer verdorrt das Gras, verwandelt das Erdreich in Staub, der fußhoch die elenden Landstraßen bedeckt, von Wagen, Reitern und Fußgängern aufgewirbelt, in dichte Wolken alles einhüllt und mit ätzender Giftigkeit in die Augen und Lungen dringt. Er zieht sich unter nur ganz allmählich abnehmender, oft sprungweise zurückkehrender

erstickender Hitze bis zum Beginn des Novembers hin, ja, füllt oft die erste Hälfte dieses Monats noch ganz aus, und hält sich als indianischer Sommer selbst bis Mitte Dezember. Die Bäume prangen nach den ersten Nachtfrösten im Oktober für einige Zeit im Schmucke vielfarbigen Laubes, stehen aber plötzlich nach einem neuen Frost oder einem kalten Regenschauer ganz kahl da. Dessenungeachtet hören Sonnenwärme, Grünen des Rasens und dauerndes Fortleben und Fortblühen der verschiedensten Pflanzen niedrigen Wuchses noch nicht auf. So angenehm diese Verlängerung der schönen Jahreszeit auch ist, so haben doch die lästige Hitze (+ 25 Grad R. noch im Oktober), die andauernde Qual der Moskitos und anderen Ungeziefers im Verein mit dem Bewußtsein, daß diesem Trug eines endlosen Sommers in wenigen Stunden ein jähes Ende durch einen Nordwind und Schneesturm bereitet werden wird, etwas Unheimliches, — eine Empfindung, von welcher Deutsche angesichts der amerikanischen Natur oft ergriffen werden. Von Mitte Dezember bis Ende März waltet der amerikanische Winter, eine Jahreszeit so voller Tücke und Feindseligkeit, als nur irgendwie denkbar. Zwar erreicht die Kälte in den östlichen und Mittelstaaten der Union nur selten die Höhe, an welche wir in Deutschland gewöhnt sind, und —10 Grad Réaumur gelten schon für eine sehr niedrige Temperatur. Das Aufreibende des amerikanischen Winterklimas liegt nicht in der Heftigkeit der Kälte, sondern in dem fortwährenden Wechsel zwischen Frost, Schneefall, Tauwetter, Regen, Gewitter und plötzlich auftretenden Wärmewellen, welche auf Stunden wahre Schwüle erzeugen, — Erscheinungen, welche ohne jede vorausgehende Warnung im regellosen Gemisch vorüberziehen. Ein Dezembertag zeigt manchmal innerhalb 12 Stunden scharfen Frost, Nebel, Gewitter mit warmem Platzregen, Schnee und wieder scharfen Frost. — Die geographische Lage unter niedrigeren Breitegraden gestaltet das Leben auch anders als in Deutschland. Der Abend bricht im Sommer und Herbst schnell herein und geht sofort in die Nacht über, welche oft ein eisiger Hauch durchzieht, der aus den nirgendwo fehlenden Sümpfen und Gewässern überreich aufsteigt. Wem

der Tag nicht zu seiner Erholung im Freien gewährt ist, der kann und wird den Abend schwerlich dazu wählen dürfen. Ein Nachtleben beginnt erst in den südlichen Staaten der Union, wo die farbige Bevölkerung der Malaria, dem Moskito und dem kriechenden Gewürm zum Trotz sich einem solchen in ungemeinem Frohsinn hingibt. — Die westlichen Staaten erfreuen sich bei einer höheren Lage und größeren Reinheit der Luft eines gesunderen Klimas. Ein trockener Winter, in welchem sich so unausgesetzte Übergänge von einem Extrem ins andere, wie in den östlichen Staaten, nicht finden, macht diese Jahreszeit dort trotz größerer Kälte und stärkeren Schneefalls erträglicher. Ein Frühling, wie ihn der Deutsche hat, fällt auch dort fort, und Schneesturm bei —5 Grad Réaumur stellen sich in Wiskonsin, Minnesota, Dakotah noch Ende Mai ein, während im Winter die plötzlich auftretenden „blizzards" [bli'ſ-ſᵒʳdſ], die den sibirischen Steppenwinden entsprechen, häufig eine Kälte von 30 Grad Réaumur mit sich bringen, den Schnee der endlosen Ebene in erstickenden Säulen fortwälzen und alles Leben vernichten, welches sich nicht vor ihnen genügend geschützt verbergen kann. Das beste Klima der Ver. Staaten findet sich in Kalifornien, den hochgelegenen Teilen von Texas, den Thälern von Neu-Mexiko und Kolorado; allein auch hier nimmt der Winter seine Gelegenheit wahr; einem Januartage mit einer Mittagswärme von 18 Grad Réaumur folgt eine Nacht mit 8 Grad Kälte, und ein Schneesturm bricht im zentralen Texas und in Neu-Mexiko oft schon im Oktober plötzlich herein.

Knights of Pythias [naitß ᵒw pi'*th*-ᵉ-aß], eine der zahlreichen Logen in den Ver. Staaten, welche den Odd Fellows bedeutende Konkurrenz macht, wurde im Jahre 1884 gegründet, besitzt bereits weit über 80 000 Mitglieder und dehnt sich über die gesamten Ver. Staaten aus. Ihre Mitglieder müssen an einen höchsten Schöpfer und Erhalter des Universums glauben, ein Alter von 25 Jahren haben, guten Charakter und gute geistige und körperliche Eigenschaften besitzen, sich und ihre Familie verhältnismäßig anständig erhalten. Nur Weiße können Mitglieder werden; die Eintrittsgebühr beträgt

nicht weniger als 5 $, der periodische Beitrag nicht weniger als 10 Cents per Woche. Denjenigen Mitgliedern, welche sich nachweisbar durch Unmäßigkeit oder unmoralischen Lebenswandel Krankheit zugezogen haben, werden Unterstützungen versagt. Ungefähr 20 Logen dieses Ordens gebrauchen die deutsche Sprache und haben ihren Sitz in Philadelphia.

Konditoreien. Die weibliche Frequenz der Konditoreien in New-York, welche in ihren Einrichtungen so verschiedenartig sind, daß sie den Ansprüchen aller Klassen genügen, war immer beträchtlich; in letzterer Zeit aber hat sich das weibliche Kaffeehausleben sehr entwickelt. In allen Teilen der Stadt, sowohl an den westlichen Avenues und den großen Plätzen im Herzen New-Yorks, als auch in den bescheideneren Regionen der Ostseite gibt es vollauf gastliche Stätten, wo die New-Yorkerin nach der Shoppingtour ihren Mokka schlürfen kann und selbst ihre Zigarrette rauchen könnte, wenn sie wollte. Die Lokalitäten sind ohne Ausnahme sehr einladend gehalten und stehen unter dem mächtigsten Schutze, dessen sie sich erfreuen können, unter dem Schutze der sprichwörtlichen amerikanischen Galanterie gegen die Frauen, welche — so toll es der gebildete Pöbel auch sonst treiben mag — sich noch immer als mächtiger bewährt, denn die aufmerksamste Polizei. Hier kann die Damenwelt ohne Herrenbegleitung so ungestört, ungeniert und ohne jegliches Bedenken verkehren, als begebe sie sich in eine private Kaffee- oder Theegesellschaft. Die große Dame, welche von ihrem Juwelier kommt, wie die Handwerkersfrau mit dem schweren Korbe, in dem die soeben auf dem Washingtonmarkte erstandene Gans steckt, findet ein ihr zusagendes Etablissement, sei es ein prächtiger Salon oder ein sich hinter einem candystore [kä'n-di-ßtôr] versteckendes Kaffeestübchen, wo sie Station machen und ihre Kaffeeschwester treffen kann. Der Duft des würzigen Konfekts, welcher das Lokal erfüllt, übt schon beim Eintreten einen ähnlichen Zauber aus, wie ihn die charakteristischen Gerüche einer Bar ersten Ranges auf die verwöhnte Nase der Herren ausüben, denen die Überzeugung, daß Alkohol zu den unentbehrlichen Nahrungsstoffen ge-

hört, in Fleisch und Blut übergegangen ist. — Die Beleuchtung ist den Umständen gemäß glänzend; wohlthätige Wärme oder angenehme Kühle — je nachdem die Jahreszeit es erheischt — durchdringt alle Räume; einladende Sitze und niedliche Tischchen stehen in großer Anzahl da, und mancher Imbiß ist in besserer Qualität zu haben, als sie von der bestausgestatteten Privatküche erreicht werden kann, zu mäßigerem Preise für die Frau aus dem Volke, als ein gleich guter Bissen oder Schluck eigenen Fabrikats. In den Etablissements der vornehmeren Stadtteile verkehren Vertreterinnen der eleganten und elegantesten Welt. Equipagen halten dort, im Winter saust wohl auch ein schmucker Schlitten, dessen Decke mit ihren grellen Farben geradezu um die Aufmerksamkeit des Publikums schreit, heran, und eine amazonenhaft angethane Prachtgestalt springt heraus, die Zügel dem Bedienten zuwerfend, worauf sie mit hochgeröteten Wangen in die stattliche Halle stürmt. Doch der Bediente ist vielleicht ebenso geliehen, wie der Schlitten. Die eigentliche hohe Plutokratie, die so tief im Klee sitzende Creme der Gesellschaft, bereitet oder verzehrt wenigstens ihren cream [krīm], und was dazu gehört, im geheiligten Komfort des eigenen Hauses. Was an diesen luxuriösen Stätten verkehrt, um dem verwöhnten Gaumen die leckere Labung zu bereiten, hat sich in der Regel den Vollgenuß des high life [hāi lāi'f] noch nicht errungen. Neben einer mäßigen Eleganz, wie sie die Frau von guter Mittelstellung oder die ehrgeizige, in der Toilette über ihre Sphäre hinausstrebende Jüngerin eines Kunstgewerbes zu entfalten pflegen, erblickt man zwar auch viel aristokratische Pracht; allein es ist größtenteils nur das Zigeunertum der Aristokratie, welches an solcher Stelle durch den Aufputz Bewunderung erregt. Dagegen geht hier alles aus und ein, was die New-Yorker Frauenwelt an Kunstgrößen, litterarischen Berühmtheiten, an Originalen, an Aposteln und Reformatorinnen, sowie an exzentrischen Charakteren besitzt. Es ist eine interessante Gesellschaft, die sich hier im großen Strome der indifferenten und alltäglichen Naturen bewegt. In den Nachmittagsstunden und ersten Abendstunden ist die Frequenz am stärksten. — Stiller, einfacher, aber auch anmutiger gestaltet sich der Verkehr

an den bescheidener ausgestatteten Sammelplätzen dieser Art, welche im östlichen Stadtteile und an einigen der westlichen Avenues zu finden sind. Sie sind kleiner und niedriger, darum aber auch gemütlicher. Namentlich dort, wo ein zweites Gemach alkovenartig durch Verhänge von dem vorderen abgesondert ist, gibt es allerliebste Winkel zum Plaudern.

Kontinent. Die Einteilung des amerikanischen Kontinents, wie sie im Volksmunde gebräuchlich ist, ist ebenso eigentümlich als unbestimmt. Wie der Europäer unter dem Namen „Orient" ein Ländergebiet umfaßt, dessen Grenzen bestimmt nicht angegeben werden können, so geht es dem Amerikaner mit der Bezeichnung „The East" [ĭßt] und „The West" [weßt]. Selbst in New-York, also an der Küste des Atlantischen Ozeans, wird man noch vom „Osten" sprechen hören, worunter dann die Neu-Englandstaaten verstanden werden. In den Staaten am Missouri und Ohio werden unter dem Osten noch New-York und Pennsylvanien mitverstanden. „The West" hingegen umfaßt hauptsächlich das zwischen dem Ohio, Mississippi und den kanadischen Seeen gelegene Ländergebiet, mit den Staaten Ohio, Indiana, Illinois, Michigan und Wisconsin, ohne jedoch damit seine bestimmte Abgrenzung zu finden. Die Präriestaaten jenseit des Mississippi, also Iowa, Minnesota, Nebraska, Missouri und Kansas werden gemeinhin als „the far west" bezeichnet, obschon Missouri und Iowa noch häufig als „Westen" gelten. Die Staaten jenseit der Felsengebirge werden „Pacific-States" [pă-ßĭ′f-ĭk ßtetß], jene südlich des Ohio und Arkansas „The Southern States" [ßŏ′*dh*-rn], Südstaaten, genannt.

Kotillon. Ein bloßes Tanzvergnügen, ein thé dansant, heißt in New-York ein „hop" [hop], ein förmlicher Ball dagegen mit Kotillon „german" [dschö′r-măn] und letzteres Wort bezeichnet auch den Kotillon allein. „Favors [fe′-wörs] for the german" sind nun die zierlichen Körbchen und Tönnchen mit Zuckerwerk, die mannigfachen Attrappen, welche als Kotillongeschenke dienen, dann aber auch die Bouquets, und letztere sind in New-York überaus teuer. Sie bestehen aus einigen schönen Blu-

men in einem Halter von Silber oder Porzellan oder in einem wertvollen Körbchen. Kostet doch eine einzige geschnittene seltene Rose einen Dollar und tausend Veilchen stellen sich zur Weihnachtszeit auf dreißig Dollars. Dabei gilt es als anstößig, Blumen auf Draht zu wählen, sie müssen alle einen langen Stiel haben und so darf es nicht wundernehmen, daß solche Bouquets zu drei, fünf, ja bis zu fünfundzwanzig Dollars verkauft werden. Nun ist es aber strenge Sitte, daß niemand eine junge Dame zum „german“ einladen darf, ohne ihr ein Bouquet zu übersenden, und da die Herren in der Größe und Schönheit ihrer Blumenspenden miteinander wetteifern, so kommt dem flotten Kotillontänzer die Wintersaison auf mehrere Hundert von Dollars allein für Sträußchen zu stehen. Mancher clerk [klark], der hinterher zum Kassendieb geworden ist, kann sein Verbrechen und sein Unglück auf diese Sitte oder vielmehr Unsitte zurückführen. Wohl weniger die moralische Gefahr einer solchen Gewohnheit, als der Umstand, daß sich dadurch viele Tänzer abschrecken lassen und daß die Reihen des „german“ sich immer mehr lichten, hat eine „anti-bouquet movement“ [muw'w-ment] ins Leben gerufen, eine Agitation, die sogar in der Tagespresse eifrig besprochen wurde!

Kreolen. Das Land der Kreolen ist noch weniger in bestimmte, klare Grenzen zu fassen, als der Orient. Von letzterem weiß man, daß er beiläufig dort anfängt, wo die europäische Kultur aufhört, und beiläufig dort aufhört, wo Indien anfängt. Aber welcher Nation gehören die Orientalen an? Man kann sie in Europa, in Asien, in Afrika finden — sie können Christen, Mohammedaner, Juden sein — und so ist der Begriff Orientale nicht ganz klar darzulegen. — Mit den Kreolen ist es noch viel ungewisser. An der Ostküste Afrika's, wie an der Westküste von Südamerika, in Westindien, wie in Mexiko und Nordamerika gibt es Kreolen. Aber sie bleiben doch ein ethnologisches Rätsel. Die einen sagen, es wären Franzosen, in Westindien geboren, die anderen, es wären Spanier. Die dritten endlich behaupten, sie wären geborene Amerikaner, deren Vater oder Mutter in Europa gebürtig war. In Amerika nennt man alle

Louisianer von lateinischer Abkunft Kreolen. Die deutschen Journale in den Küstenländern des mexikanischen Golfes behaupten, es gäbe ebenso gut deutsche, wie französische und spanische Kreolen. Die Franzosen auf Mauritius und Bourbon und die Neger auf San Domingo nennen sich auch Kreolen. So kann denn eine Kreolengesellschaft aus allen Nationen und Rassen, aus Weißen und Mestizen und Quadronen und Negern zusammengesetzt sein. Sie sprechen alle Sprachen, sie verstehen einander nicht und sind doch Alle Kreolen. Die einen sprechen französisch, aber der Franzose versteht sie nicht — die anderen spanisch, aber der Spanier versteht sie nicht. Man kann also die Kreolen weder nach Rasse, noch Sprache und Abstammung definieren, ohne auf Widerspruch zu stoßen. Es gibt nur ein Kennzeichen, woran man sie alle erkennen kann: ihr Wesen, ihr Charakter, ihr Benehmen. Diese Zeichen sind untrüglich. In Louisiana, auf Cuba, in Guadeloupe — wohin man auch gehen mag, überall wird man den Kreolen aus Hunderten herausfinden. Der Ausländer, der nach jenen Ländern kommt, um dort zu wohnen, kann niemals zum Kreolen werden und niemals ihre Sprache erlernen. Er wird Kreolenwörter gebrauchen, aber kreolisch wäre es doch nicht. Sein Teint wird von der Sonne des Südens gebräunt werden, er wird teilweise das nachlässige Wesen der Kreolen annehmen, aber die vornehme Nonchalance, das Sichgebenlassen, die Ruhe, die äußerlich das Feuer im Innern verschleiert, wird er niemals lernen. Er kann vornehm, liberal, gastfreundschaftlich werden, aber nie wird er die Grazie und Eleganz erlernen, mit welcher der Kreole die Vornehmheit äußert und die Gastfreundschaft anbietet. — Von dem amerikanischen Norden auf dem Mississippi herabkommend, betritt man zuerst in New-Orleans Kreolengebiet, und nicht nur das, sondern sogar die Hauptstadt des letzteren. Seit seinem Bestande wurde New-Orleans, die Königin des Mississippi, die Hauptstadt von Louisiana, auch als die Metropole des Kreolentums angesehen. Doch hat es damit bald ein Ende. Die Ursache davon war der Sezessionskrieg, der den Sklaven, diesem wertvollsten Besitztum der Kreolen, die Fesseln sprengte und die Pflanzer dadurch ihres Reichtums beraubte. Die Ländereien ohne

Sklaven fielen auf ein Drittteil oder ein Viertel ihres Wertes herab und die vielen Millionäre, die es unter den Kreolen gab, wurden zu nicht viel mehr als zu Bettlern. Darum hat sich das Kreolentum auch aus den vornehmen Teilen von New-Orleans zurückgezogen. Es wohnt noch im französischen Viertel der Stadt, es vegetiert noch in einzelnen Gegenden von Louisiana. — Für eine große Zahl der Kreolen von New-Orleans ist das Spiel der einzige Lebensunterhalt, der einzige Zeitvertreib. Wohl in keiner Stadt Amerika's wird so viel gespielt, wie in New-Orleans. — Das Schicksal der französischen Kreolen ist entschieden. Sie werden von den Angelsachsen verdrängt. In Louisiana gehen sie zweifellos dem sozialen Untergange entgegen.

Küche. Die amerikanische Küche ist weder schmackhaft und leichtverdaulich wie die französische, noch einfach und gehaltreich wie die englische. Bei den niederen Klassen ist sie überaus einfach und roh, bei den oberen überaus mannigfaltig und roh, das ist der einzige Unterschied, den man herausfinden kann. Und doch erfreut sich Amerika einer erstaunlichen Menge der herrlichsten Nahrungsmittel, billiger Austern, herrlichen Lachses, saftiger Früchte, aber es fehlt die feinere Zubereitung, die Liebe zur Kochkunst, jenes unnennbare Etwas, das über die Kunst, Geld zu verdienen, hinausgeht. Die Regel, daß bei Tische eine gewisse Reihenfolge vom leichter zum schwerer Verdaulichen eingehalten werden müsse, hat in Amerika keine Anerkennung gefunden, man sieht Fleisch, Obst, Thee, Eis, süße Speisen stets wirr durcheinander genießen. Auf einer Speisekarte, wie sie der weißuniformierte Neger überreicht, findet man beispielsweise: clams (klämß, Muscheln), oysters (ōi'ß-tʳß, Austern), sirloin-steakes (ßöʳ'-lōin-stekß, Beefsteak), tenderloin-steakes [te'n-dʳ-lōin], cutlets (kö't lᵉtß, Koteletts), chops (tschopß, Hammelschnitte), sweet corn (ßwi't koʳn, süßen Mais), blackberries (blä'k-ber-rᵉß, Brombeeren), mushmelons (mo'sch-mel-ᵉnß, Melone) water-melons (wā'-tʳ, Wassermelonen), hot cakes [ho't kekß], pies (paiß, mit Obst belegte Pfannkuchen), tea (tī, Thee), coffee (fo'f-fī, Kaffee), cabbage (kä'b-bᵉdʒ, Kohl), cauliflower

(kā''-lī-flau'-ʼr, Blumenkohl), green peas (grīʼn piī, grüne Erbsen), different kinds of bread (dī'f-fʼ-rʼnt kaindſ ʼw bred, verschiedene Sorten Brot) u. s. w. Davon mag man wählen, was einem gefällt, der Kellner wird alles in kleinen Schüsselchen vor den Gast hinstellen, einerlei, ob er davon etwas genießt oder es unberührt wieder wegschickt. Diese Stoffvergeudung herrscht auch im übrigen Leben. — Brasilianische Bananen dienen allenthalben im Osten als Volkskost, weit mehr, als man dies von Früchten irgendwo in Europa sieht. — Backwerk, wie toasts (tōſts, geröstete Semmel), buckwheat-cake (bʼ'k-hwīt-kēk, Buchweizenmehl-Kuchen), hot corn bread (heißes Maisbrot), pie spielen eine Hauptrolle in der amerikanischen Küche. Diese Sachen werden zum Teil heiß gegessen. Butter fehlt auf keiner Tafel. In der Zubereitung von Suppen sind die Amerikaner noch weit zurück, mehr sagen uns Austern, Fisch, Braten zu. Auf dem Lande bildet Mais in allerlei Zubereitungen ein Lieblingsgericht; hog (hāg, Schweinefleisch) and hominy (hā'm-ʼ-nī, grob gemahlener Mais, aufgeweicht und zu einem Brei gekocht) ist die gewöhnliche Nahrung des Landvolkes im Westen. — Roggenbrot (rye bread, raī' bred) ist selten, der Roggen wird fast nur zu Branntwein verwendet. — Daß die amerikanische Küche weitaus nicht so nahrhaft und im großen Ganzen, besonders bei den mittleren und unteren Ständen, die nicht in der Lage sind, wie die Reichen, sich einen französischen oder andern Koch zu halten, lange nicht so gut ist, wie bei der gleichen Gesellschaftsklasse in Europa, rührt daher, daß die amerikanische Frau häufig gar nicht oder nur schlecht kochen kann, und dann überdies viel Material vergeudet, aus dem eine sparsame Hausfrau Europa's ein doppelt reichliches und viel zuträglicheres Mahl bereitet. Andererseits liegt die Ursache in der verdorbenen Geschmacksrichtung der Amerikaner, hoch und nieder, die alles möglichst pikant und eine Menge Süßigkeiten essen wollen, ohne die sie nicht leben können. Infolgedessen werden eine Menge Sachen, die auf den Tisch kommen, von Delikatessenhandlungen, Konditoreien und anderen Lieferanten bezogen, die alle sehr schön und einladend aussehen, die Tafel zieren, den Gaumen reizen,

auch zum Teil ganz gut schmecken, aber künstliche Massenproduktionen sind, deren Bestandteile, chemisch untersucht, manches zu wünschen übrig lassen und, was die Hauptsache ist, nicht wirklich nahrhaft sind. Man kann daher sagen, daß die Bewohner der Ver. Staaten, vornehm und gering, im großen Ganzen, obwohl sie eine reichhaltigere, üppigere Tafel halten, als Europäer derselben Kategorie, sich verhältnismäßig schlechter nähren. Daher die vielen Magenleiden und schlechten Zähne unter der gesamten Bevölkerung der Ver. Staaten. Hierzu kommt noch, daß die Lebensmittel in der Union, obwohl sie von allen Seiten im Überfluß zuströmen, infolge des Zwischenhandels teurer sind, als ebendieselben amerikanischen Artikel, trotz des Transports und aller daran hängenden beträchtlichen Spesen, in Europa.

Kunst. Die amerikanische Tagespresse, die Magazine, die Essays versichern der Welt, daß die amerikanische Kunst groß, unübertrefflich, alles durchdringend dasteht. Doch die Welt weiß nichts von dieser amerikanischen Kunst. Es gibt amerikanische Künstler, die sich in europäischen Kunstschulen bilden, und die nahezu durchweg in Europa bleiben müssen, wenn sie von ihrer Kunst leben wollen. Ihre Landsleute haben kein Verständnis für ihre Schöpfungen und bieten ihnen höchstens einen Hungerlohn dafür. Wie mit der Malerei, so ist es mit den Werken der Skulptur. Die amerikanische Welt ist zur Zeit noch unfähig, für Kunstwerke zu empfinden und sie zu schätzen. Ein paar ausgestellte lebende Raubmörder, Giftmischer oder europäische Courtisanen werden mehr Enthusiasmus erregen, als alle Thorwaldsens. Nur dann, wenn einem öffentlichen Monumente die politische Bedeutung in grober, verständlicher Weise anhaftet, wird es beachtenswert. Daher kommt es, daß die an vielen Orten errichteten Kriegerdenkmäler und Erinnerungssäulen an den letzten Bürgerkrieg arm in der Erfindung und einander sehr ähnlich sind; sie haben auf ein nur schwaches nationales Kunstverständnis zu wirken. Daß manche der vielgepriesenen amerikanischen Kunstwerke nur Nachahmungen europäischer Schöpfungen, z. B. das Reiterstandbild Washingtons in der Bundeshauptstadt eine Nachbildung von Rauchs

Standbild Friedrichs des Großen in Berlin, ist kaum nötig zu bemerken, alle Welt weiß es. Nur die Amerikaner leugnen es rundweg ab. Geht die amerikanische Kunst ihre eigenen Wege, so zeigt sich sofort ihre mangelnde Bildung. Wie wird der amerikanische Künstler auf einen Europäer wirken, wenn er die in technischer Hinsicht fein ausgeführte Statue eines Columbus in der Tracht und Haltung eines Wallenstein, ganz anachronistisch aufgefaßt, ausstellt? Diese, sozusagen höhere Unschuld kann nahezu Mitleid erregen, was die falsche amerikanische Landschaft, ein augenblicklicher Modeartikel, jedoch keineswegs vermag. Sie erregt vielmehr Ekel. Wie entsteht sie? Eine falsche amerikanische Landschaft entspricht in der amerikanischen Malerei und Radierkunst den hölzernen Kaffeebohnen, der Kunstbutter und dem Kunstkäse der Yankees. Alle Brücken in den Ver. Staaten sind ganz jungen Ursprungs, vor hundert Jahren gab es deren noch sehr wenige, es waren plumpe Holzbauten, erst im Zeitalter der Eisenbahnen wurden steinerne und eiserne Brücken modernen Stiles errichtet. Da sehen wir aber eine Landschaft mit amerikanischer Beleuchtung, amerikanischem Baumschlag, mit idealisierten amerikanischen Bretterhäusern und Schindeldächern, gruppiert um eine Brücke mit jenen gotischen Tragebogen, die sich immer vor die Entdeckung Amerika's zurückdatieren! Zwei Personen in einem unechten Kostüm der Sturm- und Drangperiode, hergestellt von einem modernen Yankeeschneider, werden nach Photographieen gemalt und im Vordergrunde angebracht. Wozu nun eine solche unkünstlerische, giftig wirkende Verfälschung? — Der Yankeeismus will sich und der übrigen Welt vorlügen, daß es in seinem Lande derartige romantische Sujets ebenso gut gibt wie in Europa, und daß seine Künstler sie zu malen wissen! — Wie soll man ferner ein feineres Publikum bezeichnen, welches ein Gemälde anstarrt, ohne jemals im stande zu sein, zu erraten: was stellt es vor? — Ist es nicht unter aller Kritik, daß ungezählte Menschen von der Klasse, welche Gemäldesammlungen und Kunsthandlungen besuchen, nicht zwischen einem Ölgemälde und einem Öldruck unterscheiden können? Dabei muß man in den Kauf nehmen, vor der Öldruck-

kopie eines europäischen Bildes, diese als Original bezeichnet zu sehen, und auf die Bemerkung, daß es eine gedruckte Nachbildung, erfolgt die Zurückweisung: „O nein, Sir, dies sind echte amerikanische Gemälde!“ Traurig ist es, die aus Bildern französischer und deutscher Maler herausgerissenen Einzelfiguren oder Gruppen, selbst der würdigsten Schöpfungen, durch Buntdruck vervielfältigt, zu Annoncen und Etiketten verwendet zu sehen, verwendet als Lockmittel für den Verkauf von Tabak, Seife, Schuhwichse. Das Geschmacklose eines solchen Mißbrauchs ist den Yankees ganz unbewußt.

L.

Lady's companion [lē″-dĕj kŏm-păʹn-jŏn]. In New-York besteht seit Jahren eine Gesellschaft, welche sich zur Aufgabe gestellt hat, alleinstehenden Damen die reichen Kunstgenüsse und sonstigen ehrbaren Vergnügungen, welche New-York bietet, dadurch zugänglich zu machen, daß ihnen „anständige Begleitung“ geliefert wird. Gesetzt den Fall, eine junge Witwe oder ein altes Fräulein, ohne Freunde, ohne Verwandte, sei eine große Musikfreundin; sie will dann und wann ein Konzert oder die Oper besuchen, es fehlt ihr aber der Begleiter; oder angenommen, sie sei eine Fremde, der es vorübergehend an der nötigen Eskorte durch das gefährliche Gewühl der Weltstadt fehlt. Ihr ist leicht geholfen. Sie zeigt der erwähnten Gesellschaft einfach an, daß sie an dem und dem Abend, um die und die Stunde, da und da hingeleitet sein wolle; pünktlich stellt sich zur bezeichneten Zeit und am bezeichneten Ort ein anständig gekleideter, sich anständig benehmender Herr ein, macht seine anständige Verbeugung, bietet seinen Arm, der je nach Belieben genommen wird oder nicht, und führt den erhaltenen Auftrag ganz wie ein Gentleman aus. Er kommt nach Beendigung des Konzerts, der Oper, der Vorlesung oder sonstigen Abendunterhaltung wieder, um die Auftraggeberin in derselben anständigen Weise nach Hause zu geleiten. Der Dame steht es frei, sich auf ein Gespräch mit ihm einzulassen oder stumm an seiner Seite dahinzuschreiten. Auf jede Frage gibt er nach bestem Wissen

eine anständige Antwort; er selbst aber wird die Dame nie mit einer Frage belästigen, überhaupt das Schweigen nie unaufgefordert brechen. Streng erfüllt er seine Ritterpflicht und dehnt sie, wenn es verlangt wird, sogar soweit aus, seine Schutzbefohlene bis in den Saal oder in das Parterre zu begleiten und an ihrer Seite den Kunst- oder sonstigen Genuß mitzugenießen. Seinen Sitz bezahlt natürlich sie. Ihm erwächst aber daraus die Pflicht, angesichts des Publikums, — wenn die Dame diesen Wunsch verrät — die Rolle ihres Bruders, Vetters oder Freundes in aller Diskretion zu spielen. Allem Achselzucken der Zweifler zum Trotz, ist diese Gesellschaft schon während einiger Wintersaisons stark in Anspruch genommen worden. Hat es sich ursprünglich um einen Ritterdienst, um eine Art des weltberühmten amerikanischen Frauenkultus gehandelt, so wird jetzt der Dienst nur noch gegen Bezahlung geleistet; und gerade dies soll die Nachfrage gesteigert haben. Dem bezahlten „anständigen Begleiter" vertrauen sich die Damen noch lieber an, als demjenigen, dessen ideale Uneigennützigkeit doch mancher Befürchtung Raum gab.

Lagerversammlungen (campmeetings, kä'mp-mītins) werden gegenwärtig so häufig veranstaltet, daß man in vielen Staaten der Union, namentlich in den östlichen, die ganzen Sommermonate auf campmeetings zubringen kann, denn kaum hat eine aufgehört, so fängt schon eine andere an. Nichts hat in höherem Grade zur Vermehrung der Anhänger der Methodistenlehre beigetragen, als diese Lagerversammlungen. Reiche Gemeinden haben in der letzteren Zeit damit begonnen, romantisch gelegene bewaldete Plätze käuflich an sich zu bringen und dieselben für ihre Versammlungen einzurichten. Diese Plätze sind häufig mehrere Hundert Morgen groß und mit Hotels, großartigen Restaurationen (in denen jedoch selbstverständlich keine geistigen Getränke verkauft werden) und riesigen Schlafsälen für solche fromme Brüder, denen ihre bescheidenen Mittel weder die Errichtung eines eigenen Zeltes, noch den Aufenthalt im Hotel gestatten, bebaut. Auf diesen in großartigem Stile eingerichteten Plätzen finden sich im

Juli, wenn die Meetings beginnen, häufig 15- bis 20tausend Menschen ein, und die ersten Methodistengeistlichen des Landes sehen es als eine Ehre an, in den Versammlungen zu reden. — Daß es auf diesen camp-meetings nicht immer anständig und dezent zugeht, wird von vielen Reisenden und gewissenhaften Beobachtern behauptet, von den Amerikanern jedoch geleugnet.

Lagniappe. Man hat es als einen Beweis für den Wohlstand des Südens angeführt, daß die niedrigste der hier umlaufenden Münzen die „Picayune", das Nickelfünfcentstück im Werte von 20 Pfennigen, ist. Wer aber weiß, daß im Kleinhandel diese Thatsache dadurch umgangen wird, daß die Krämer „Checks" im Werte einer halben Picayune ausgeben, wer ferner das tief eingewurzelte, ganz abscheuliche Lagniappe-Unwesen kennt, der wird sich nicht einreden lassen, daß das Wort „großartig" auf alle und jede amerikanischen Verhältnisse anwendbar sei. Besagtes Lagniappe-System besteht in der Einrichtung der zwangsmäßigen Zugaben und verdankt seine Entstehung dem Mangel an kleiner Münze und der natürlich gesteigerten Konkurrenz. Führen wir ein Beispiel an: Irgend ein Kreole geht in seine „grocery" [gro'-ß'-r'] zu seinem Krämer, bewaffnet mit einer Picayune. Dafür kauft er: für einen halben Nickel (Picayune) Mehl, für einen halben Nickel (Picayune) Schmalz und als Lagniappe fordert er, wohlgemerkt er fordert: Pfeffer und Salz, Streichhölzer oder sonst etwas. Ist das etwa großartig? Wo aber im Kleinverkehr sich derartige Bräuche eingeschlichen haben, da sind auch die Verhältnisse im großen und ganzen kleinlich, ungesund und morsch.

Landerwerb. Die Art und Weise, in welcher die Bundesregierung die öffentlichen Ländereien zu verwalten und zu veräußern hat, ist gesetzlich genau vorgeschrieben; alle hierauf bezüglichen Maßregeln gehen von dem Departement des Innern aus, in welchem das General Land Office [dsche'n-'-r'l lä"nd o'f-fiß] eine besondere Abteilung bildet. An Ort und Stelle sind 93 Land Offices als Verwaltungsbehörden erster Instanz vorhanden. Der erste Schritt ist die Landvermessung (siehe diesen Art.).

Nach der Aufnahme steht das Land mit gewissen Einschränkungen dem privaten Erwerbe offen. Das Gesetz bestimmt im wesentlichen hierfür vier Wege: Verleihung zu bestimmten Zwecken, Verkauf aus freier Hand, Verkauf auf Grund des gesetzlichen Verkaufsrechtes (pre-emption, prĭ-ĕ'm-sch'n) und unentgeltliche Vergebung an Ansiedler als Heimstätte (homestead, hŏ'm-ßtĕd). — Mannigfach sind die Zwecke, zu welchen das Land an Private verliehen werden kann. Für neu zu gründende Städte kann eine ganze Sektion ausgeworfen, auch an solchen Plätzen, welche sich besonders zur Erbauung von Städten oder zu gewerblichen Anlagen eignen, das nötige Land für künftige Zeiten reserviert werden; ebenso verbleiben dem Fiskus selber die für seine militärischen Zwecke erforderlichen Plätze. Für Schulen und ähnliche Anstalten werden in jeder township [tau'n-schip] die 16. und 36. Sektion vorbehalten, alle der Überflutung ausgesetzten Strecken den Einzelstaaten als Entschädigung für den Bau von Dämmen überwiesen, und die Befestigung der kahlen Prärieen durch Landschenkungen an Unternehmer begünstigt (vgl. den Art. **Waldanlagegesetz**). Für die Verleihung des Minerallandes zum Bergbau bestehen besondere Vorschriften; sie sind zwar äußerst eingehend, aber darum in ihrer Auslegung sehr streitig. — Wegen Verleihung von Land an Eisenbahnen siehe den Art. Landgrants.

Der Verkauf aus freier Hand findet gegenwärtig nur ausnahmsweise statt. Die Erfahrung hat gelehrt, daß durch ihn mehr der Spekulation, als der Ansiedelung Vorschub geleistet wird, und man beschränkt ihn deshalb vornehmlich auf übrigbleibende Parzellen und auf Land von geringerer Güte. Die Regierung ist bei diesen Verkäufen stets an den gesetzlichen Minimalpreis gebunden, welcher 1 $ 25 Cents für den acre [e'-kr], entsprechend 12½ M. für die Hektare, beträgt; für die innerhalb der Eisenbahnländereien dem Fiskus verbleibenden Sektionen wird derselbe auf das Doppelte erhöht. — Ein gebräuchlicheres System des Verkaufs ist die sogenannte pre-emption. Jeder Fremde, welcher die Absicht erklärt, Bürger zu werden, sowie jeder selbständige amerikanische Bürger ist berechtigt, vom

Fiskus die Überlassung einer Viertelsektion (quarter, kwār'-tə̄r, gleich 160 acres = 60 Hektaren) nach eigener Auswahl gegen Zahlung des Minimalpreises zu verlangen. Bei Ländereien innerhalb einer Eisenbahnkonzession kann nur die Hälfte der genannten Fläche beansprucht werden. Ganz ausgeschlossen von der pre-emption sind solche Personen, welche bereits 320 acres im selben Staate oder Territorium besitzen, oder welche eine anderswo betriebene Landwirtschaft aufgegeben haben. Vor der Anmeldung zum Kaufe muß der Anwärter sich auf dem gewählten Stück Landes niedergelassen haben und muß außerdem eidlich bekräftigen, daß er lediglich in der Absicht dauernder Ansiedelung das Eigentum erwerben wolle. Bis zur Zahlung, für welche ihm ein Jahr Frist zusteht, wird er alsdann gegen jeden Dritten in seinem Besitze geschützt, und erlangt gegen Erlegung des Kaufpreises den endgiltigen, keiner Einschränkung unterliegenden Titel. Für solche Ländereien, welche noch nicht vermessen sind, wird dem Käufer nur ein vorläufiger Besitzschutz erteilt, dafür ihm aber auch eine 30monatliche Zahlungsfrist gewährt — eine Bestimmung, die häufig dazu gemißbraucht wird, um unter dem Deckmantel des Kaufes alles vorhandene Holz zu schlagen und vor Ablauf der Zahlungsfrist das Land wieder preiszugeben; der Fiskus hat gegenüber diesem Unfug keine gesetzliche Waffe in Händen. — Das wichtigste Recht bietet dem Ansiedler das sogenannte Heimstättegesetz (siehe diesen Art.). Unter denselben wesentlichen Voraussetzungen, welche der pre-emption zu grunde liegen, ist ein jeder befugt, ein Grundstück von 160 acres gewöhnlichen oder 80 acres bevorzugten Landes ohne Zahlung eines Preises zu Eigentum zu beanspruchen, falls er dasselbe fünf Jahre ununterbrochen bewohnt und teilweise bestellt. Er erhält bei der ersten Anmeldung den vorläufigen Besitzschutz und nach Ablauf der fünf Jahre den endgiltigen Titel, für welchen nur eine Gebühr von 5 bis 10 $ zu erlegen ist. Dieses Heimstätterecht, dessen gesetzliche Fassung die arbeitsame Ansiedelung begünstigt, bildet den Grundstein, auf welchem sich die Kultur der westlichen Staaten und Territorien aufbaut.

landgrants (lä'nd-grants, Landverleihungen) an Eisenbahngesellschaften sind seit dem Jahre 1850 in Gebrauch gekommen, um die Erbauung von Eisenbahnen zu erleichtern. Es sind Überweisungen von Land, welche zunächst das für den eigentlichen Bahnkörper nötige Areal nebst einem Streifen von 60 Fuß Breite auf jeder Seite umfassen, und außerdem werden, in der Regel auf beiden Seiten, längs der anzulegenden Eisenbahn, oder wo dies des Terrains wegen nicht angängig, in der Nähe derselben, Streifen Landes, dessen Breite wechselt und bei einigen Gesellschaften zwanzig englische Meilen und noch mehr betragen hat, verliehen. Durch den Verkauf haben die Unternehmer Aussicht, das Anlagekapital oder einen namhaften Teil desselben wieder zu erhalten; die Besiedelung des Landes verschafft der Eisenbahn zugleich die Zuführung regelmäßiger Fracht und damit Ergiebigkeit des Betriebes. Nach der Schätzung des Commissioner of the General Land Office beträgt die Fläche der public lands [pö'b-lik], welche vom Jahre 1850 bis zum 30. Juni 1878 an Staaten und Korporationen für Eisenbahnzwecke durch Akte des Kongresses bewilligt worden sind, etwas mehr als 191 Millionen acres gleich 300 000 squaremiles [skwä'r-mails] oder 776 790 Quadratkilometer (das Deutsche Reich hat 540 573 Quadratkilometer), wovon bis dahin allerdings erst etwa der vierte Teil (43 683 045 acres) wirklich in Besitz genommen und beurkundet war. Den Löwenanteil an Land haben die verschiedenen Pacificbahnen, die Northern Pacific mit 47 Millionen, die Atlantic Pacific mit 42 Millionen, die Union Central Pacific mit 20 Millionen acres; doch sind davon nur relativ geringe Teile verwertet, wogegen die grants der in den Mittelstaaten gelegenen Eisenbahnen beinahe vollständig übergeben sind. Die Bewilligung pflegt in der Art zu geschehen, daß das der Eisenbahn überlassene Land mit public lands, welche die Bundesregierung sich zum Verkauf vorbehält, im Gemenge liegen, so daß abwechselnd eine Sektion der Eisenbahn, eine den United States zufällt. Es geschieht dies zu dem Zwecke, um auch das Staatsland durch die Nähe der Eisenbahn wertvoller und daher besser verkäuflich zu machen und um dem Land Office die Kontrolle zu erleichtern. Dem=

gemäß wird bei der Bewilligung angeordnet, ob die Sektionen mit geraden oder die mit ungeraden Zahlen der Eisenbahn überwiesen werden sollen und es werden die betreffenden ihr zugeteilten Sektionen vom Markte zurückgezogen. Erst wenn die Bahn fertig gestellt ist, werden die Terrains durch die Agenten der Eisenbahn förmlich übernommen und wird über die Übergabe ein Patent ausgestellt (certified, ßö'-tᵉ-faid). Die Eisenbahn bietet dann das Land durch ihre Land Office aus und veräußert es entweder gegen Barzahlung mit einem Rabatt von 10 pCt., oder unter Gewährung von Fristen, meist 10 Jahren, während deren die rückständigen Kaufgelder verzinst werden. Nach Bezahlung des Kaufgeldes erfolgt die notarielle Ausfertigung der Besitzurkunde nebst Registrierung in den County records of deeds [kau'n-tᵉ-rė'k-ördſ ow didſ]. Dieses Regime des Landverkaufs hat sich als sehr erfolgreich erwiesen, indem es für einen großen Teil des Landes die Bildung von Latifundien ausschließt und die Ansiedelung kleiner bäuerlicher Wirte ermöglicht, welche mit geringem Kapital einen Grundbesitz erwerben und ihn mit wenigen Hilfskräften nutzbringend bearbeiten können.

Landung. Am Eingange des Landungshafens kreuzt ein kleines Dampfboot mit einer gelben Flagge, welches den Gesundheitsbeamten an Bord hat. Dieser geht an Bord des ankommenden Passagierdampfers und hat eine kurze Unterredung mit dem Schiffsarzte des Dampfers. Wenn der letztere versichert, daß alles wohl an Bord sei, darf der Dampfer weitersteuern. Doch bald muß er wieder stoppen, denn die Zollbeamten legen mit ihrem Boote an und damit beginnt die wichtige Frage der Gepäckuntersuchung. (Vgl. den Art. Zollrevision.) Während die Zollbeamten die Anmeldungen erledigen, vielleicht auch schon früher, fordern die Offiziere die Fahrkarten zurück, auf deren Rückseite sie Stand, Alter und Herkunft der Inhaber schreiben oder von letzteren schreiben lassen. In New-York, wo die Kajüten-Passagiere an einer andern Stelle gelandet werden, wie die Zwischendecks-Passagiere, welche sämtlich in Castle-Garden abgesetzt werden müssen, wird in diesem Orte das

Verzeichnis der letzteren aufgenommen. Diese Maßregel wird von den Reisenden häufig als eine polizeiliche, als eine Art Paßwesen aufgefaßt. Doch ist dies keineswegs der Fall, sondern die Regierung will nur eine Statistik der Einwanderung erlangen. Die Zwischendecks-Passagiere, welche in Castle-Garden landen, werden dort geschützt und geleitet. Die Kajüten-Passagiere aber werden, wenn sie das Zollhaus glücklich hinter sich haben, die sogenannten runners [rö'n-nərs] finden, welche zum größten Teile Deutsche sind, und in diesem Falle sich gebärden, als ob sie jeden deutschen Reisenden in ihren Schutz nehmen müßten. (Siehe den Art. runner.)

Landungs-Verbot. Die gegen arme, arbeitsunfähige und der nötigen Subsistenzmittel entbehrenden Einwanderer (sog. paupers, pā'-pərs) erlassenen amerikanischen Gesetze werden neuerdings mit verschärfter Strenge in Ausführung gebracht. Auf dringendes Verlangen der New-Yorker Armenverwaltung hat die dortige Einwanderer-Kommission wiederholt europäische Einwanderer auf die Schiffe, mit denen sie herübergekommen waren, zurückgeschickt, weil dieselben sich über ihre Erwerbsfähigkeit nicht gehörig ausweisen konnten. Dabei ist zu bemerken, daß der bloße Besitz eines Billets in das Innere der Ver. Staaten gegen das Landungs-Verbot noch nicht schützt, weil seitens vieler amerikanischer Binnenstädte darüber Klage geführt werden, daß der Zuzug verarmter und erwerbsunfähiger Elemente aus Europa ihnen unerschwingliche Lasten auflege.

Landvermessung. Die bei der Vermessung gebrauchten Bezeichnungen der Flächen, wie section [ßĕ'k-schən], quarter [kwā'r-tər] of section u. s. w. beruhen auf einer Art der Vermessung, welche sehr praktisch ist, und eine sichere Bezeichnung und Auffindung der Grundstücke möglich macht. Da es sich um weite Flächen neuen Landes handelt, die in der Regel von privatem Besitz nicht durchsetzt sind, so kann die Vermessung mit regelmäßigen geometrischen Figuren und einfachen Zahlen operieren. Sie thut das, indem sie ein Netz regulärer Quadrate über das Land legt, welche 6 miles [mailß] lang und 6 miles breit, auf horizontalen Linien (bases,

bĕ′-ßᵉſ) ruhen, die mit den geographiſchen Breitegraden parallel laufen. Die großen Maſchen dieſes Netzes heißen townships [tau′n-ſchipß] und ſind in 36 Sektionen geteilt, von denen jede eine squaremile [ßkwāᵉʳ′-mail] oder 640 acres oder rund 250 Hektaren groß iſt. Soweit das Hineinreichen öffentlicher Gewäſſer und privater Grundſtücke in die Grenzen der Staatsländereien oder irgend welche andere Urſachen eine Abweichung von dem normalen Flächengehalt bedingen, wird dieſe auf die 11 Sektionen an der Nord= und Weſtſeite verteilt, ſo daß eine jede der übrigen 25 Sektionen volle 640 acres mißt. Jede Sektion wiederum zerfällt durch weitere rechtwinkelige Unterteilung in Viertel (quarters) von 160 acres. In der Richtung der base line werden arabiſche Ziffern, in der der ſenkrechten oder Meridiane römiſche Ziffern angewandt. Von einem beſtimmten Meridian, in Oregon z. B. dem von Willamette, läuft die Zählung von 1 ab nach Weſten und nach Oſten. Innerhalb der townships beginnt ſie von der Nordoſtecke. Die Angabe der Nummer des township, der Nummer der Sektion und der „range“ (rendG, Reihe) in bezug auf die Lage des Hauptmeridians genügt danach, um die Lage eines Grundſtücks mit Genauigkeit zu beſtimmen.

Landwirtſchaftliche Vereine. Auf dem Gebiete der Landwirtſchaft ſpielt das Vereinsleben in den Ver. Staaten eine große Rolle. Faſt jeder Staat hat mindeſtens einen Centralverein, der ſeine Zweigvereine beſitzt, und außerdem einen durch Staatsgeſetz gegründeten und vom Staate unterhaltenen Board of Agriculture [bōʳd ᵒw ă′g-rᵉ-kŏ″l-tſchᵒʳ], der alle die Kräfte wirkſam zu machen ſucht, welche im ſtande ſind, die Landwirtſchaft und ihre Pfleger zu heben. Er gibt Zeitſchriften und Jahresberichte heraus, läßt Vorträge halten, richtet Ausſtellungen, Verſuchsſtationen u. ſ. w. ein, vermittelt den Verkehr mit dem Agricultural Department [ă′g-rᵉ-kŏ″l-tſchᵒ-rᵒl dᵉ-pā′ʳt-mᵉnt] in Waſhington, verteilt Sämereien u. ſ. w.

Leichenraub. In den Ver. Staaten und in Kanada können die Mediziner zu ihren anatomiſchen Studien nicht ſoviel Kadaver erhalten, als ſie nötig haben. Aller=

dings macht man hier wenig Aufhebens von einem Menschenleben, dagegen hat man übertriebene Skrupel in betreff der Toten. Dieser Mangel an Objekten hat den Leichenraub hervorgerufen. Die „resurrectionists" [rĕ'ß-'r-rĕ"k-sch'n-ißtß] genannten Leichenräuber liefern den Medizinern geschäftsmäßig auf Bestellung Leichen jeden Geschlechts und Alters, nach einer Taxe, deren Höhe sich nach der Frische des Körpers und nach der vorhergegangenen Krankheit richtet.

Litteratur. Amerika ist kein Land der Bildung, kein Land der Fortbildung für Fremde. Die amerikanische Litteratur, auch die sogenannte klassische, wird einem deutschen Leser bald verleidet. Trinker heilt man, wie gesagt wird, dadurch, daß allen Speisen und Getränken, welche ihnen gereicht werden, Alkohol in kleinen Gaben zur allmählichen Erregung von Ekel beigemengt ist. So ist der gesamten jüngeren amerikanischen Litteratur stets eine Dose von nationaler Selbstberäucherung hinzugefügt, die nie vergessen, nie vermißt wird. Mag es ein Epos, eine politische Abhandlung oder eine über chemische Probleme sein, immer kommt der Pferdefuß der fixen Idee, nach welcher der Amerikanismus das Universum, zum Vorschein. Von dieser hassenswerten Untugend ist Longfellow ebensowenig freigeblieben, als „Colonel" Drambotten, der weggejagte Druckerjunge und derzeitige Oberredakteur der „Gazette" im Süden.

loafers, siehe den Art. rowdies.

Logen. Sehr bedeutend ist die Zahl der sogenannten Logen in den Ver. Staaten, welche größtenteils ihre Mitglieder im Handarbeiterstande, im Kreise des kleinen Mannes haben. — Diese Logen sind über die ganze Union verbreitet und dienen den sittlichen, sozialen und wirtschaftlichen Interessen ihrer Mitglieder, doch leisten sie nur Unterstützung im Alter, in Krankheit oder anderen Unglücksfällen, also nicht in Streiks, unterscheiden sich daher in dieser Beziehung ganz besonders von den Gewerkvereinen, welche darin eine ihrer Hauptwaffen im Kampfe auf dem Arbeitsmarkte sehen. — Der größte Teil der Logen gehört zu den geheimen Gesellschaften, doch unterscheiden sie sich auch insofern von den Gewerk=

vereinen, daß sie, entgegengesetzt diesen, die nur Männer ihres Gewerbszweiges als Mitglieder aufnehmen, absolut keinen Unterschied machen. — Die erste Stelle unter diesen Logen nehmen die „Odd Fellows“ (ŏd fĕ'l-lōſ, **sonderbaren Brüder**) ein, infolge der großen Anzahl ihrer Mitglieder, ihres langjährigen Bestandes und des Reichtums ihrer Ordenskasse.

Lokomotive. Die Lokomotiven sind größer als die in Deutschland gebräuchlichen und vorn mit einem aus dicken Holzstäben bestehenden, schneepflugartigen Rechen, dem sogenannten „cow-catcher“ (kau'-kätsch-ör, **Kuhfänger**) versehen, um die auf den Schienen etwa liegenden Hindernisse zu beseitigen; im Nebel und zur Nachtzeit mahnt eine große auf der Lokomotive befindliche Glocke an den herankommenden Zug. Die Erleuchtung der Maschine erfolgt nicht wie in Deutschland durch zwei Laternen, sondern durch e i n e mächtige Lampe, welche auf gußeisernen Konsolen angebracht ist und die Bahn von 50 bis 300 Schritte vor der Maschine vollständig erhellt, also auf eine Entfernung, innerhalb welcher mittels der kontinuierlichen (Westinghouse'schen Luft-) Bremse, welche auf allen amerikanischen Eisenbahnen eingeführt ist, jeder Zug zum Halten gebracht werden kann.

Lynchrecht (lynch-law, li'ntsch-lā). Pferdediebstahl und Mord sind Verbrechen, welche regelmäßig die Grenzzone der Ansiedelung kennzeichnen; sie gelten daselbst als einander völlig ebenbürtig. Jedes neu erschlossene Gebiet hat ein oder mehrere Jahrzehnte wilden Faustrechts durchzumachen, bis der von Osten nachdrängende Strom ehrlicher und arbeitsliebender Landbauer das bessere Element in der Bevölkerung soweit kräftigt, daß alles arbeitsscheue Verbrechervolk, mit der Gewalt des Lynchrechts bezwungen werden kann. Der eine Teil wird gehängt, und der überlebende wandert weiter nach neuen Landstrichen, wo sein Weizen noch blüht. In Europa wird das Lynchrecht meistens gänzlich verkehrt als der Ausdruck roher, verwilderter Zustände aufgefaßt; es ist im Gegenteil der erste Ausdruck des Rechtsgefühls in einem Landstrich, dessen Bevölkerung noch viel zu

spärlich und wo ein jeder viel zu sehr auf die Gewinnung des eigenen Lebensunterhaltes angewiesen ist, um das verletzte Recht auf dem zeitraubenden Wege des ordentlichen Gerichtsverfahrens sühnen lassen zu können. Der erste Schritt zur Anbahnung ruhiger Zustände ist die Bildung eines geheimen „vigilance committee“ [wi″dschĭ-lĕns kŏm-mi′t-ti], welches seine Thätigkeit alsbald damit beginnt, daß es einige notorische Pferdediebe und Mörder aufknüpft und an andere die meistens erfolgreiche Aufforderung ergehen läßt, den Schauplatz ihrer Thaten weiter nach vorwärts zu verlegen. Ist die Luft leidlich gereinigt, so löst das vigilance committee sich auf, und ordentliches Gerichtsverfahren tritt an seine Stelle. Die Geschichte aller Ortschaften in Kalifornien, in Nevada, in Kolorado und vorzüglich der verrufenen Raubnester, welche an den Pacificbahnen wie aus der Erde hervorwuchsen, zeigt die segensreiche Wirkung des Lynchrechts. Nicht eine Polizeibehörde der Welt kann sich rühmen, so glänzende und namentlich so schnelle Erfolge errungen zu haben, wie ein vigilance committee im fernen Westen. Begreiflicherweise soll mit dieser Apologie des Lynchrechts demselben nicht das Wort geredet werden, wo geordnete Zustände bereits bestehen; wenn in Maryland oder in Ohio ein Volkshaufe einen Verbrecher mit Gewalt aus dem Gefängnisse holt, um ihn am nächsten Baume aufzuknüpfen, so ist dies lediglich ein Akt der Gesetzlosigkeit und nicht des Rechtsschutzes. An der Grenze ist das Lynchrecht zum Wohle der Gesellschaft ebenso berechtigt, wie die Selbsthilfe der Notwehr dem einzelnen zusteht. — Die Phantasie der Romane und Zeitungen schmückt das Gesindel der Pferdediebe mit romantisch wilden Typen, die sich durch lange blonde Haare, phantastische Lederanzüge und einen selbstgewählten Heldennamen, wie „Buffalo Bill“ oder „California Joe“ auszeichnen. An Ort und Stelle ist jedoch von solchen nichts zu finden: bei weitem die Mehrzahl besteht aus derselben Art zerlumpter Verbrechergestalten, wie sie die verrufenen Viertel von New-York unsicher machen, nur tragen sie hier in der Wildnis ihre Waffen offen zur Schau. Irgend welche poetische Seite ist an diesen widerlichen Gesellen nicht zu entdecken.

Ein Glück für die Menschheit ist es übrigens, daß sie dem Lynchrecht zeitig vorgreifen und zu jeder Zeit sich fleißig unter einander totschießen.

M.

Mädchen-Erziehung. Das Mädchen der vornehmen Stände erhält in den Städten eine viel sorgfältigere, gediegenere wissenschaftliche Erziehung und Bildung als der Knabe, der, kaum zum Jüngling herangewachsen, schon in das praktische geschäftliche Leben hineingezogen und meistens vom Vater selbst in diesem gebildet wird. — Während der Knabe mit seinen Genossen, nach kurzem täglichen Schulunterricht, auf Straßen und Spielplätzen herumtollt, dadurch früh reif und superklug wird, und einen Knabentyp bildet, der wohl markiger, wilder, dreister, aber auch respektloser gegen Eltern und Erwachsene, die er nur mit „old man“ [ōld mă'n], „old woman“ [wŭ'm-^{e}n], „old fellow“ [fĕ'l-lō] ꝛc. („alter Mann“, „alte Frau“ für Vater und Mutter, „alter Bursche“ für andere Erwachsene) tituliert, — in anderen zivilisierten Ländern nicht vorkommt, und der, endlich erwachsen, das famose young America [jŏn^{g} ă-mĕ'ʀ-ʀ^{e}-ka] bildet, — sitzt das Mädchen zu Hause und in der Schulstube Tag für Tag und lernt, studiert. — Ja, wenn es die Mittel der Eltern nur halbwegs erlauben, so geben sie das Mädchen zu gänzlicher Ausbildung in irgend ein „college“ [kŏ'l-l^{e}dG], wo man sie dann noch klassische, sowie moderne Sprachen, Musik und Wissenschaften lehrt. — Diesen Vorzügen fehlen jedoch die Schattenseiten nicht. Diese Erziehungsmethode, verbunden mit angespanntem Lernen, strengem Abschließen von der Außenwelt und beständigem Stubensitzen, zerrüttet schon frühzeitig das Nervensystem der Mädchen. In diesen höheren Mädchenpensionaten, welche ihre Pensionärinnen strengstens, fast klösterlich von der Außenwelt abschließen, herrscht oft große Sittenverderbtheit, und als Beweis dafür mag gelten, daß nach offiziellen Erhebungen es sich herausgestellt hat, daß von den unzähligen unflätigen Druckschriften, die alle Jahre in den Ver. Staaten erscheinen, die Pensionärinnen der vornehmen Mädchen-Colleges die zahlreichsten Abnehmer

und eifrigsten geheimen Leserinnen sind. — Kein Wunder daher, daß die jungen Mädchen der vornehmen Stände der Städtebevölkerung, wenn sie endlich als Jungfrauen herangewachsen sind und in das gesellschaftliche Leben eingeführt werden, um ihrer Bestimmung, sich zu verheiraten entgegenzugehen, — wohl mit vortrefflicher Bildung in jeder Beziehung, welche die des jungen Mannes in den Ver. Staaten weit in den Schatten stellt, ja sogar häufig mit klassischer Bildung in die Welt eintreten; aber sie sind andererseits auch blaß, blutarm, im höchsten Grade nervös, überspannt, sentimental, extravagant, lechzend, den Kelch der Lebensfreuden so schnell wie möglich auszuschlürfen. Dieses Bedürfnis potenziert sich in dem Grade, als sie früher gänzlich vom Lärm und dem Treiben der Welt abgeschlossen waren, sich aber durch Romane und schlüpfrige, Phantasie und Nerven im höchsten Grade reizende Lektüre, eine imaginäre Welt in ihrem Kopfe getraumt haben, die oft sehr gewaltig von der realen abweicht. — An Luxus der Toilette waren sie schon von Kindheit an gewöhnt, weil die vornehmen Stände der Union ihre Kinder nicht, wie es in Europa üblich, nur geschmackvoll und sauber zu kleiden bemüht sind, sondern wie Zierpuppen mit den kostbarsten Gewändern, ja sogar mit Schmuck behängen, und diese ja auch Mama und bekannte Damen stets mit Toilette beschäftigt und in den fashionabelsten Gewändern erscheinen sehen. Im Interesse der Eltern, im Wunsche des Mädchens und in der Sitte des dortigen „high life“ [hai' laif] liegt es nun, die herangewachsene Jungfrau möglichst vorteilhaft der Welt zu zeigen und selbstredend so schnell und günstig wie möglich zu verheiraten. — Man geht dabei erstaunlicherweise, trotz des sonst so praktischen Sinnes der Amerikaner, bis zum äußersten Extrem. Das Mädchen, welches in dem College jahrelang streng abgeschieden von der Welt erzogen wurde, dort ein höchst einfaches, bescheidenes Kleidchen trug, wird jetzt mit der kostbarsten Toilette, mit dem reichsten Schmuck angethan und, was noch schlimmer ist, man gibt ihm alle Freiheiten, läßt vollkommen die Zügel schießen, ja gestattet ihm in einer Art Freiheiten, welche in Europa unerhört sind. Die in die Welt ge-

führte junge Lady kann ohne die Mutter oder irgend eine Gardedame ausgehen, ausfahren, ausreiten, wann und wohin es ihr beliebt; sie kann sich unter der Herrenwelt, ohne die Eltern davon zu verständigen, ganz nach ihrem Ermessen einen „beau“ [bō] auswählen, mit ihm überall hingehen, sich von ihm im Buggy in den Stadtparks spazieren fahren lassen, ja selbst ihn im Hause ihrer Eltern empfangen, ohne daß diese ihn kennen und durch ihre Gegenwart das zärtliche tête-à-tête oder den Herrencercle ihrer Tochter im geringsten stören. — Haben es die jungen Damen, die oft so schön sind, daß man sie mit Recht, wie die Amerikaner, „belle of the season“ nennen kann, so weit gebracht, daß sich einer der Gentlemen entschließt, ihr das Heiratsversprechen zu geben, dann erst verständigt sie ihre Eltern von ihrem Entschluß, diesem Manne ihre Hand zu geben. — Meistens enthebt sie den Vater auch der Mühe, über den geschäftlichen Teil des zu schließenden Ehebundes mit dem Bräutigam zu unterhandeln, denn das hat sie auch schon vorher besorgt. — All dies geschieht täglich in den Ver. Staaten, ohne daß es irgend jemand einfiele, daran Anstoß zu nehmen, im Gegenteil, je selbständiger, entschlossener eine junge Dame sich in dieser Lebensperiode bewegt, um so gefeierter ist sie, um so mehr bewundern sie sämtliche Herren und Damen, um so eher bekommt sie einen Mann.

mail messengers [mēl me'ß-ßĕn-dGörſ]. Die Eisenbahn- und Dampfboot-Unternehmungen in den Ver. Staaten haben die Verpflichtung, die Postbeutel, deren Beförderung ihnen übertragen ist, von den Postanstalten abzuholen und bei denselben abzuliefern, im Falle die Entfernung zwischen dem Bahnhofe bzw. dem Dampfboot-Landungsplatze und dem Postamte nicht mehr als $^1/_4$ Meile beträgt. Ist diese Entfernung aber größer, so ist es Sache der Postverwaltung, die Übergabe und Abholung der Postsachen auf ihre Kosten bewirken zu lassen. Zu diesem Zwecke bedient sich die Postverwaltung einer Klasse von Personen, die ohne Rücksicht darauf, mit welchen Beförderungsmitteln sie die Verbindung zwischen Postanstalt und Bahnhof ꝛc. herstellen,

mit dem allgemeinen Namen mail messengers — Postboten — belegt werden. Dieselben stehen unter der Oberleitung des zweiten Assistenten des General-Postmeisters und empfangen für ihre Dienstleistung die verschiedenartigste Bezahlung.

Mais (Indian-corn oder einfach corn, kōrn) ist in Amerika unter allen Getreidearten von hervorragender Bedeutung. Sein Ertrag war nach den amtlichen Ernteberichten in den letzten Jahren größer, als der Gesamtertrag aller übrigen Getreidearten und der Hülsenfrüchte zusammengenommen, welches Verhältnis in früheren Jahren noch günstiger für den Mais ausfiel. Der Mais wird hauptsächlich im Lande selbst konsumiert. Man findet ihn von dem Golf bis zur kanadischen Grenze und vom Atlantischen zum Stillen Ozean verbreitet und kein anderes Getreide erreicht ihn an vielseitiger Benutzung; er wird als Grün- und Trockenfutter jedem andern vorgezogen; die für den Gelderwerb der Farmer so wichtige Schweinemast des Westens beruht wesentlich auf der Maisfütterung. Für den Menschen ist der Mais von Wert durch sein Mehl, seine Grütze und durch seine unreifen Kolben, die gesotten eins der beliebtesten Gemüse bilden.

margin [mār'-dschin] ist in der Sprache von Wall-Street ein Zettel von höchster Bedeutung. Nehmen wir einmal an, jemand habe 1000 $ übrig und wolle sich damit rasch ein Vermögen erwerben. Er begibt sich zu einem der bestellten Makler, denn nur durch seine Vermittelung kann man spekulieren, wenn man nicht selbst Mitglied der Aktienbörse ist. Sobald der Makler sich über die Persönlichkeit des Betreffenden orientiert und durch kompetente Zeugen seine Identität festgestellt hat, fragt er, wie hoch er den margin annehmen soll, denn man kann ihn zu 5, 10, 15, 20, 30 Prozent u. s. w. bestimmen, wie es beliebt. Ist der margin auf 10 fixiert, so gelten obige 1000 $ für 10000; man operiert mit 10000 und zahlt doch nur 1000 ein; man arbeitet also mit einer Summe, von der nur ein ganz geringer Teil Eigentum des Betreffenden ist. Wird gewonnen, so steckt der Betreffende den Profit des ganzen Betrages

in die Tasche, im Falle des Verlustes büßt er höchstens den Einsatz ein. Der margin ist somit die Quintessenz der amerikanischen Aktienspekulation; die scheinbare Chance eines großen Profits mit verhältnismäßig sehr unbedeutenden Mitteln, die Leichtigkeit, als ein größerer Spekulant erscheinen zu können, lockt mit verführerischem Glanze.

Mariposahain, siehe den Art. Yosemitethal.

Die **Mäßigkeits-Vereine** (Temperance Societies, tĕ′m-po-rönß ßŏ-ßai′-e-teſ) spinnen ihre Organisation über das ganze Land und suchen überall nicht bloß dem Mißbrauche, sondern auch selbst dem nichtmedizinischen Gebrauche geistiger Getränke entgegenzuwirken. Sie geben häufig zur Heuchelei Anlaß, wirken im Ganzen aber doch heilsam auf Charakter und Sitten des Amerikaners ein.

mercantile agencies, siehe den Art. Auskunftsbüreaus.

messenger service (mĕ′ß-ßen-dGör ßör′-wiß, **Botendienst**), in New-York von Aktiengesellschaften organisiert, welche gegen eine bestimmte monatliche Zahlung in den Häusern, deren Besitzer es wünschen, einen Telegraphenapparat aufstellen, der mit dem nächsten office [ŏ′f-fiß] der Gesellschaft verbunden ist. Dreht man einmal an der Kurbel des Apparates, so erscheint in fünf Minuten ein boy [bŏī] von der Station, der den Auftrag übernimmt und besorgt; dreht man zweimal, so kommt ein Mann, den man zu einer schweren Handarbeit gebrauchen kann, wenn dreimal, so erscheint ein policeman [pó-lī′ß-män], wenn viermal, so ist im Umsehen die Feuerwehr da. Die Kosten für die Besorgung der Botschaften werden nach einem Tarife bezahlt, dem der Satz von 30 Cents (1 Mark 20 Pf.) für die Stunde zum Grunde liegt; für Überbringung der Antwort ist ein Zuschlag von 5 Cents zu entrichten. Außerdem wird für Anbringung des Apparates ein mäßiger Betrag einmalig oder monatlich entrichtet. Der Dienst beschränkt sich bei einer Gesellschaft auf die Tagesstunden, während die beiden anderen auch Nachtdienst haben. Die ganze Einrichtung ist so zweckmäßig befunden, daß sie auch in anderen großen Städten eingeführt worden ist.

Methodisten. Bei der unlängst in Baltimore stattgehabten Jubelfeier der amerikanischen Methodisten verlas Reverend Daniel Dorchester eine sorgfältig zusammengestellte Statistik über die Ausbreitung des methodistischen Glaubens in den Ver. Staaten. Danach haben die Methodisten gegenwärtig in den Ver. Staaten im Ganzen 3951026 Kommunikanten, von denen 3794145 reguläre Mitglieder, 33953 Ortsprediger und 26932 Wanderprediger sind. Die Familien sind hierbei nicht eingerechnet, auch diejenigen Methodisten, welche hier geboren und in auswärtigen Missionsstationen thätig sind, bleiben dabei unberücksichtigt. Die Angaben über die Größe der einzelnen methodistischen Sekten müssen sich teilweise auf Statistiken aus früheren Jahren stützen, da andernfalls die obigen Ziffern wohl noch beträchtlich größer sein würden. Ein Vergleich der Methodistenkirche mit ihrer mächtigen Konkurrentin, der römisch-katholischen Kirche, zeigt, daß die Anhängerschaft der ersteren (die Familienmitglieder diesmal mitgerechnet) 14058790, die der letzteren 6623176 beträgt. Beide Kirchen sind seit dem Jahre 1880 in nahezu gleichem Verhältnisse gewachsen.

Mietskutschen. Öffentliche Mietskutschen, das, was man in Berlin Droschke nennt, sind in New-York auf Straßen und Plätzen als Koupee und viersitziger Wagen mit leidlich guter Ausstattung und in der Regel mit guter Bespannung vorhanden. Mietskutschen werden indes bei der Ausdehnung der Hoch- und Straßeneisenbahnen und deren niedrigen Fahrpreisen verhältnismäßig wenig benutzt, wozu noch kommen mag, daß das Fahren auf dem schlechten Pflaster nichts weniger als ein Vergnügen ist und daß ihre eigenen „fares“ [fär̄s] für europäische, besonders Berliner Begriffe ausnehmend hoch sind. Der niedrigste Satz, welcher im Tarif überhaupt vorkommt, ist 1 $ oder 4,25 M. — Die Kutscher aber binden sich häufig nicht an den Tarif, sie fordern über den Tarif, was ihnen erreichbar scheint, und reüssieren damit besonders Fremden gegenüber, da Streitigkeiten nur in des Mayor's office in Cityhall entschieden werden und die Kutscher, meist Söhne der

grünen Insel, einen selbst für diese nicht gewöhnlichen Grad von Grobheit besitzen.

Mietshäuser (french flats, frä'ntsch flätß), Häuser, welche Wohnungen in mehreren Etagen übereinander enthalten, waren bis zum Jahre 1865 in New-York unbekannt, die New-Yorker machten sich über das erste im genannten Jahre gebaute Mietshaus lustig und konnten sich zuerst gar nicht mit dem Gedanken befreunden, daß mehr als eine Familie in dem nämlichen Hause zu wohnen vermöchte. Als jedoch im Jahre 1868 die Mieten für Wohnhäuser fabelhaft stiegen, fand das Mietshaus auf einmal Gnade, füllte sich schnell mit Mietern und wurde sogar „Mode". Schnell wurden weitere Mietskasernen gebaut, in allen Vierteln der Stadt, besonders an den Avenues, wo man Läden im Erdgeschoß vorteilhaft vermieten konnte. Die Manie, in großen Mietshäusern zu wohnen, ist gegenwärtig so stark, daß man mit den kleinsten Zimmern zufrieden ist, falls nur eine genügende Anzahl für den Bedarf der Familie vorhanden ist. In einigen Mietswohnungen, die 1000 $ per Jahr kosten, messen die Schlafzimmer thatsächlich bloß 10 Fuß im Quadrat. Eine Umwälzung in der Mobiliar-Einrichtung ist bereits die Folge davon, und in einer derartigen Musterwohnung lassen sich die Betten zusammenschieben und verwandeln sich des Tags über in aufrechtstehende schmale Schränke, während die Stühle nichts als Feldstühle sind, der Eßtisch zum Büffet wird, kurz alles sich bei Berührung einer Feder, wie mit Zauberschlag, in etwas anderes, kleineres verwandelt — mit alleiniger Ausnahme der Miete. Die städtische Baukommission bezeichnet ein Mietshaus als erster Klasse, wenn durchschnittlich mehr als 6 Zimmer von einer Familie bewohnt werden. In den 1100 Mietsgebäuden erster Klasse, die je von 5 bis 100 Einzelwohnungen enthalten, rangieren die Mieten von 35 bis 500 $ per Monat oder 420 bis 6000 $ per Jahr und selbst noch höher in einigen neu errichteten. Von diesen Mietshäusern erster Klasse sind wohl zu unterscheiden die sogenannten tenement houses [tĕ''n-ĕ-ment hau'-ßĕs] oder Mietskasernen für ärmere Leute,

von denen in besonderem Artikel die Rede. — Vergl. auch den Art. home-club cooperative apartement house.

Militär-Akademie. Die Offizierstellen in der Ver. Staaten-Armee werden mit Leuten besetzt, die aus der Kriegsschule in West-Point hervorgegangen sind. Der Staat verwendet die größte Sorgfalt auf die Heranbildung der Offiziere. Die bedeutendsten Generale der amerikanischen Armee waren meist Zöglinge von West-Point. — Die Akademie kann thatsächlich als Muster unter den Militäranstalten aller Länder aufgestellt werden und die wahrhaft spartanische Strenge, welche man in der Erziehung, Ausbildung und nachherigen Prüfung der Zöglinge vor dem Eintritt in die Armee walten läßt, ist erstaunlich in einem Lande, in welchem die Freiheit über alles gesetzt wird. Die Erziehung der Eleven geschieht vollständig auf Kosten der Ver. Staaten und die 250 bestehenden Plätze werden durch den Ver. Staaten-Kongreß mit Söhnen verdienstvoller Bürger und Offiziere besetzt. Jeder Kongreßbezirk hat das Recht, alle vier Jahre einen tüchtigen jungen Mann, der das für diesen Zweck vorgeschriebene Examen bestanden hat, zur Ausbildung dorthin zu senden. Die Akademie zählt fünf Jahrgänge und die Ausbildung, welche den Zöglingen während dieser Zeit zu teil wird, umfaßt alle Zweige der Militär- und gemeinnützigen Wissenschaften. — Sonderbarerweise wird jedoch auf das Studium fremder Sprachen kein Wert gelegt. Mögen sie wohl in dem großen transatlantischen Kontinente, wo die englische Sprache von der Behringsstraße herab nach Florida und von Grönland bis Mexiko nicht nur die herrschende, sondern überhaupt die einzig bestehende ist, von geringerem Nutzen, als in Europa, sein, so dürften sie doch für den Offizier, den Mann von Bildung, eine Notwendigkeit sein.

Militärleben. Nur Gründe zwingendster Art sollten einen jungen Deutschen vermögen, sich in Amerika als Soldat anwerben zu lassen. Da er doch nur dann angenommen wird, wenn er kräftig und völlig gesund ist, so kann und wird es ihm stets gelingen, sich einen andern Verdienst zu verschaffen, der ihm gewiß mehr

zusagen wird als das Militärleben. Denn die amerikanischen Soldaten fühlen sich ungeachtet milder und nachsichtiger Behandlung und, sofern nicht unvorhergesehene Umstände eintreten, ganz vorzüglicher Verpflegung und eines recht anständigen Soldes, nur selten zufriedengestellt und glücklich. Sie sehen sich fast ausschließlich auf sich angewiesen; die Offiziere halten sich von ihnen gänzlich fern. In Friedenszeiten wissen die Soldaten um so weniger ihre viele freie Zeit hinzubringen, als der militärische Dienst in der Ver. Staaten-Armee keineswegs ein so strammer wie in den Heeren europäischer Nationen ist. Eine Zusammenziehung größerer aus verschiedenen Waffengattungen bestehender Truppenmassen behufs Abhaltung von Paraden oder mehrtägigen Manövern kommt niemals vor. — Werden die Soldaten auch gar nicht selten zu Arbeiten nichtmilitärischer Natur, wie Anlage von Telegraphenlinien ꝛc., verwendet, für die sie besondere Vergütigung erhalten, so kämpfen sie doch allgemein gegen die tödlichste Langeweile an, die manche von ihnen durch übermäßigen Genuß von Spirituosen besiegen zu können vermeinen. Leider sind auch manchmal die Offiziere mehr dem Bacchus ergeben, als sich mit ihrer Würde und dem Dienste verträgt. Die Zahl der hierauf bezüglichen Untersuchungen ist nicht ganz unbedeutend. In seiner Eigenschaft als Höchstkommandierender hat Präsident Hayes während seines Amtstermins (1877 bis 1881) einundsiebzig Ver. Staaten-Offiziere, die wegen Betrunkenheit oder Trunksucht kriegsgerichtlich verurteilt waren, die Strafe ganz oder teilweise erlassen und sie wieder in ihre Stellen im Heere eingesetzt. Dies Verfahren hat unter dem amerikanischen Offizierkorps große Mißbilligung erfahren, da die Verurteilten Gewohnheitstrinker und Trunkenbolde waren, die sich vielfach im Rausche in skandalösester Weise nicht nur gegen Männer, sondern auch gegen Damen betrugen. — Das Leben in den im fernen amerikanischen Westen gelegenen Forts ist für Offiziere wie Mannschaften geradezu trostlos. Desertionen kommen massenhaft vor und sind meist erfolgreich; die Fälle, wo Fahnenflüchtige eingefangen werden, auch wenn sie mit Sack und Pack, in voller

Paradeuniform, mit vollständig ausgerüstetem Pferde heimlich davongeben, gehören zu den größten Seltenheiten und Ausnahmen. Desertionen werden in Friedenszeiten gesetzlich mit Gefängnisstrafe bis zu fünf Jahren bestraft, die jedoch fast immer auf zwei Jahre ermäßigt wird — Todesurteile hat der Präsident zu bestätigen; doch kann in Friedenszeiten kein Militärgericht ein solches fällen; denn Kapitalverbrechen, wie Mord, kommen vor die Zivilgerichte der betreffenden Staaten und Territorien.

Milizen. Die Milizen stehen unter den Befehlen der Gouverneure der einzelnen Staaten. Der Eintritt in die Milizen ist freiwillig, ohne Zwang. Waffen und Kleidung liefert der Staat. Im Falle eines Aufgebotes und Verwendung der Milizen tritt Bezahlung für die Dauer des Aufgebotes ein und zwar 15 $ für jeden Monat, nebst vollständiger freier Verpflegung. Die Offiziere werden von den Milizen selbst gewählt und vom Gouverneur bestätigt. Die Stabsoffiziere werden vom Gouverneur ernannt. Das Verhältnis der Milizen der einzelnen Staaten zur Gesamtregierung beruht auf Übereinkommen zwischen dieser und den einzelnen Staaten. Im Kriegsfalle stehen die Milizen sämtlich unter dem Oberkommando der Ver. Staaten. Es gibt sowohl Infanterie als Kavallerie und in manchen Staaten auch Artillerie. Manche dieser Milizkompagnieen sind eingeübt, während andere viel zu wünschen übrig lassen. Diese Milizen bilden die Kernpunkte, aus denen im Falle eines allgemeinen Aufgebotes ein Heer gebildet wird. — Vgl. den Art. Wehrpflicht.

Der **Minenschwindel** steht in höchster Blüte. Das Steigen und Fallen der Minenaktien ist ein Problem, welches ein Uneingeweihter selten und in der Regel erst zu spät zu lösen vermag. Die Eingeweihten (insiders, ĭ'n-ßai-dᵒʳſ) haben die outsiders [au͡'t-ßai-dᵒʳſ], d. h. die außerhalb der Minensphäre befindlichen meistens ganz in ihrer Gewalt und spielen mit dem großen, in Kalifornien unglaublich spekulationssüchtigen Publikum, wie die Katze mit der Maus. Mit Hilfe der Minen-Ingenieure und anderer Sachverständigen sind sie fast zu jeder Zeit im stande, die Aktienpreise hinauf-

zuschrauben oder fallen zu lassen, wobei sie natürlich ihr Schäfchen ins Trockene bringen. Die Spekulanten in Minenaktien zählen nach Tausenden, ihr Hauptquartier ist die Minenbörse in San Francisco. Die Sucht zum Spekulieren ist dem ganzen Volke sozusagen ins Blut übergegangen. Stocks (ßtokß, **Minenaktien**) sind das Alpha und Omega der Gedanken von 99 Prozent der Bevölkerung von San Francisco. Kaufleute, Handwerker, Arbeiter, Hoch- und Niedriggestellte, Frauen, Dienstmädchen u. s. w. spekulieren in stocks. Die fast unglaublichen Differenzen im Preise, welche diese von Tag zu Tag erreichen, gießen nur Öl in das Feuer der Leidenschaft, indem jeder hofft, es werde dasselbe Glück ihm heute oder morgen zu teil werden, welches diesen oder jenen von seinen Bekannten gleichsam über Nacht zum reichen Manne gemacht hat. Obgleich sich jeder bewußt ist, daß die den Aktienmarkt kontrollierenden Millionäre nach Belieben hinauf- oder heruntertreiben können, schreckt dies doch nur die wenigsten davon zurück, ihre Ersparnisse bei diesem gefährlichen Spiel zu wagen.

minstrel [mĭ'n-ßtRᵉl]. Der minstrel, der Neger-Komödiant, spielt im Kunstleben der ganzen Union eine wichtige Rolle und kann, wenn er auf der Leiter seines Berufes hoch steht, sogar als Virtuose gefeiert werden. Das Ausüben der Kunst des Minstrels gehört zu den anstrengendsten physischen Arbeiten. Mit ihm verglichen führt der Komiker der weißen Posse ein Schlaraffenleben. Die schwarze Posse stellt an ihr Personal Anforderungen, denen in der Regel nur das zähe Naturell des Yankee gewachsen ist. Nicht unbedeutend sind schon die Anforderungen, welche an den schöpferischen Geist des Minstrels gestellt werden; er muß vor allem andern ein ausgezeichneter Psychologe sein und in hundert verschiedenen Lagen genau zu berechnen wissen, wie der naive schwarze Mensch sich in denselben zurechtfindet; er muß die Gabe scharfer Beobachtung und eine unerschöpfliche Phantasie besitzen, denn nur dann, wenn er mit der Kopie seines, zum Teil schon mythisch gewordenen Vorbildes eine überraschende Illu-

sien erzielt, kann er auf Erfolg rechnen. Allein kompliziert über alle Maßen ist der materielle Teil seiner Aufgabe. Kein Schritt, keine Muskelbewegung darf so ausfallen, wie sie dem zivilisierten Menschen ziemt. Ist der reale Neger schon ein vom weißen Menschen sehr verschiedenes Wesen, der Kunstneger ist ihm in noch viel größere Ferne gerückt. Die vereinigten Anstrengungen des Akrobaten, Komikers und Grimassiers sind nötig, um den Typus hervorzuzaubern, welcher auf der Minstrelbühne zur Tradition geworden. Nichts Geringeres als die höchste Potenz der Karikatur wird vom Minstrel verlangt, und unter den zehn, zwölf Virtuosen, welche diesen traditionellen Typus zu personifizieren haben, soll wieder jeder sich durch individuelle Charakteristik hervorthun. Das führt denn auch zu verzweifelten Anstrengungen, originell zu sein, wobei das besondere Verwerten der Beine zu ungewöhnlichen Effekten eine um so größere Rolle spielt, je mehr den Künstler sein Oberstübchen im Stiche läßt. Was der Gurgel zugemutet wird, ist allein im stande, der ganzen „Profession" die Schwindsucht zu bereiten. Alle möglichen und unmöglichen Arten des Lachens werden durch die ganze Skala der Stimmen hindurch forciert, die affektierte Heiserkeit hat sich in unzähligen Varianten hören zu lassen und der Kehlkopf überhaupt das Unglaublichste zu leisten; dies vor einem Publikum, welches in der Regel unermüdlich ist in da capo-Verlangen und die Verweigerung unter keinen Umständen duldet. Dem populären Minstrel bringt jeder Abend an die fünfzig „encore" [an³-kō'r], bis er endlich nicht mehr kann und in die little church round the corner getragen wird. Die Possenreißer, welche das Nachahmen des Negers zum Beruf erheben, werden selten alt. Die bis zur Virtuosität getriebene Gliederverrenkung, verbunden mit einer ebenso übertriebenen Stimmgymnastik, scheint der Lebensverlängerung nicht besonders förderlich zu sein. Fast jedem berühmten Minstrel wird ein Brust- oder Herzleiden nachgesagt. — Im ganzen genommen ist die Blütezeit der Negerkomödie vorüber. Sie mag sich noch lange Jahre fortschleppen, von ihrem vergangenen Ruhme und ihrer früheren Popularität zehrend, allein ihre

Glanzperiode ist gewesen. In ihrer ursprünglichen Gestalt schöpfte sie aus dem Plantagenleben; als Abbild desselben weckte sie ein Interesse, welches nunmehr geschwunden ist. Das Vorbild entweicht allmählich; der sorglose naive Neger, welcher — aller Selbstbestimmung entäußert — gedankenlos in den Tag hineinlebte, hat einer viel ernsteren Figur Platz gemacht, dem nun mitten im Lebenskampfe stehenden, ins politische Treiben hineingezogenen freien Schwarzen, dem freedman [fʀī'd-män]. Die alte Negerkomödie, für welche ein echter Virginia reel [wöʳ-dʒī'-nja ʀīl], mit der ausgelassensten Komik durchgeführt, der obligate Schluß zu sein pflegte, besteht schon längst nicht mehr. Die spätere Zusammensetzung der Minstreltruppen, derart, daß sie auch ernste Musik bieten (selbst mancher tüchtige deutsche Musiker pflegte in einer solchen Truppe, ohne andere Metamorphose als das Schwärzen seines Gesichts, sein Instrument zu spielen), ist ebenfalls im Verfall begriffen. Die Minstrels werden ihrem Geschicke, sich nur noch als Kuriosität fortzupflanzen, nicht entgehen. Dagegen wird ihr „Stil" noch geraume Zeit auf der amerikanischen Bühne fortleben; denn gar manches davon ist als böses Erbteil in die amerikanische Komik überhaupt übergegangen.

Mischlinge. Die Mischlinge von Weißen und Negern stehen auf viel höherer kultureller Entwickelung, als die Neger, ja befinden sich häufig auf gleicher Höhe mit den Weißen, haben auch zum Teil keine der vorherrschenden Charakterfehler der Neger; sie setzen den größten Ehrgeiz hinein, den Weißen absolut in jeder Beziehung, besonders in bezug auf ihre guten Eigenschaften und ihre Kultur gleich zu stehen. Ja sie gehen in ihrem Ehrgeiz so weit, die Abstammung von den Schwarzen soviel wie möglich nach jeder Richtung hin unkenntlich zu machen, und man kann sie mit nichts mehr empfindlich kränken, als wenn man sie an ihre Herkunft erinnert. — Die Mischlinge heiraten niemals, oder höchstens nur durch die bitterste Not gezwungen, Schwarze, sondern in der Regel unter einander und wenn möglich Weiße. Von dieser Eitelkeit ist übrigens auch die Negerin erfaßt, sie hält es für ein besonderes Glück,

von einem weißen Manne ein Kind zu bekommen, das diesem soviel wie möglich ähnlich sieht. Die Mischlinge sind viel sparsamer, thätiger, spekulativer und arbeitsamer als die Neger und bieten alles auf, ihren Kindern eine möglichst gute Schulbildung und Erziehung angedeihen zu lassen. Unter ihnen haben es viele schon recht weit zu materiellem Wohlstand in geschäftlicher Thätigkeit gebracht, und eine recht ansehnliche Anzahl von ihnen sind angesehene Pflanzer, Besitzer ausgedehnter Plantagen. Merkwürdig ist, wie in ihrem ganzen Charakter, Wesen und ihrer Lebensweise die Rasse markant hervorsticht, der der Vater angehörte, und in dessen Eigenart sie in der Regel erzogen wurden, da die Mutter gewöhnlich in dem Kreise diente, dem der Vater angehörte. Wir erkennen an ihnen genau die Abstammung von der germanisch-englischen Rasse, oder von Spaniern, Franzosen und Italienern. Häufig sprechen sie auch die Sprache des Vaters, außerdem aber stets englisch-amerikanisch, während sie die Negersprache absolut gar nicht kennen, die übrigens auch unter den Schwarzen vollkommen untergegangen ist.

Mississippi-Dampfer. Die schönsten und größten Dampfer des Mississippi sind entschieden jene der „Anchor Line" [ä'n-k''-lāin] von St. Louis. Schon dadurch, daß sie der seichten Stellen des Flusses wegen flach gebaut sind und nur wenige Fuß im Wasser gehen, scheinen sie größer als die größten Ostindienfahrer von Southampton. Aber sie scheinen nicht nur so, sie sind es auch. Einige dieser mächtigen Dampfer sind so groß, daß sie gerade einen preußischen Morgen Fläche bedecken. Sie haben für fünfhundert bis tausend Personen Platz; auf dem Dampfer „Golden Rule" [gōldn rūl] wird sogar eine eigene Zeitung redigiert und gedruckt, die den Namen des Dampfers führt. Die Bemannung beläuft sich außer dem Kapitän, dem Zahlmeister, den beiden Piloten und einigen Ingenieuren nur auf 30 bis 40 hands (händs, Neger), welche das Auf- und Abladen der Waren zu besorgen haben. Matrosen im Sinne der Seefahrzeuge gibt es hier deshalb nicht, weil keins der Mississippischiffe Masten besitzt und Maschine wie Steuerruder nur von den Pi-

16*

loten und Ingenieuren besorgt werden. Die Schiffe sind, um ihre Tragfähigkeit in dem seichten Wasser zu erhöhen und ihren Tiefgang zu vermindern, ganz aus Holz gebaut, und deshalb auch äußerst feuergefährlich.

Das Aussehen der Mississippi-Dampfer ist wahrhaft majestätisch. Man denke sich ein drei- bis vierstöckiges Gebäude, dessen obere Etagen über ihre jeweilige untere Etage etwas zurückstehen und dadurch Raum für ein vierfaches Verdeck lassen. Diese gewaltige über 300 Fuß lange und etwa 100 Fuß breite Holzpyramide ruht auf einem Flosse, das an seinem vorderen und hinteren Ende noch ein gutes Stück frei bleibt. In der untersten Etage dieses Kolosses liegen Maschine und Dampfkessel auf eisernen Stützen, ohne irgend welches Gehäuse, so daß man die Maschine bei unbeladenem Dampfer zwischen den Pfeilern und Streben frei sehen kann. Eine kleinere Dampfmaschine, der sogenannte nigger [ni'g-gᵉʳ], dient zum Aufziehen und Herablassen der Landungsbrücken, die jeder Dampfer mit sich führt. Der Raum um die Maschine herum dient als Lagerplatz für die Waren und Baumwollballen, von denen man allein sechstausend hier aufspeichern kann. Die zweite Etage enthält den Empfangssaal dieses öffentlichen Palastes, ein einziger großer Raum von einem Ende des Schiffes bis zum andern, in der elegantesten Ausstattung, mit weichen Teppichen belegt, mit samtenen Möbeln, mit Bibliothek, Klavier, Büffet u. s. w. Zu beiden Seiten desselben befinden sich die auch von der Außenseite des Schiffes zugänglichen Schlafkabinen der Passagiere mit je zwei oder drei Betten übereinander. Um den ganzen Salon und die Kabinen führt eine breite offene Veranda. An einem Ende der letzteren befindet sich das Büreau des Zahlmeisters, am andern die Küche für die Schiffsmahlzeiten; letztere lassen in der Regel viel zu wünschen übrig. Die dritte Etage des Dampfers enthält die Wohnräume des Kapitäns, der Stewards und Piloten und besitzt ebenfalls ein breites, gleichzeitig den Plafond des Salons bildendes Verdeck, das sogenannte „hurricane deck“ [hö'ʀ-ʀᵉ-ken dĕk]. Über die dritte Etage endlich, etwa fünfzig Fuß über dem Wasserspiegel, erhebt sich das Glashaus der Piloten, mit dem ungeheuren

Steuerrad und den Handhaben zum Anhalten der Maschine, zum Signalgeben u. s. w. Gerade vor dem Pilotenhäuschen zu beiden Seiten des Schiffes ragen die zwei schlanken, eisernen Rauchfänge mit ihren zackigen Drachenmäulern in die Lüfte, während am Bug und Stern mehrere hohe Laternen- und Flaggenmaste den ganzen Kolossalbau überhöhen. Man kann sich kaum eine Vorstellung von der phantastischen Erscheinung dieser blendend weißen, schimmernden Flußpaläste machen. — Die beim Bau dieser Dampfer zu lösenden Aufgaben waren keine leichten. Es hieß den rohen und massenhaften Warenverkehr mit dem Komfort für die Passagiere zu vereinbaren und gewiß schwimmen auf keinem Gewässer so durchaus praktische und schöne Riesenfahrzeuge wie diese; in den unteren Räumen liegen die Matrosen, Arbeiter, auch Vieh; dort sind die Waren aufgestapelt; dort ruhen die fetten Petroleum- und triefenden Zuckerfässer; die öligen Maschinen, die Kohlen und Häute; und das alles ist so wohl geborgen, so vollkommen von den Passagierräumen abgesondert, daß man von der Ladung des Dampfers gar keine Ahnung hat und auch nicht den leisesten Schiffsgeruch verspürt. — Sie wären in jeder Hinsicht vollkommen, wenn sie nicht leider eine so ausgesprochene Hinneigung zu Schadenfeuern oder Kesselexplosionen hätten!

Mormonen. Über die zur Zeit unter den Mormonen herrschenden Zustände, insbesondere über den Umfang und die Art und Weise, in der von ihnen die Vielweiberei geübt wird, gibt W. Wol in einem von den „Baseler Nachrichten" veröffentlichten Schreiben aus der großen Salzseestadt interessante Aufschlüsse. Im Widerspruch mit den vielfach in Europa durch die mormonischen Sendlinge, durch schlecht unterrichtete Blätter u. s. w. verbreiteten schönfärberischen Darstellungen behauptet der Verfasser folgendes:

1) Ist es erlogen, daß die Vielweiberei nur ausnahmsweise in Utah geübt wird. Wer irgend kann, nimmt mehrere Weiber; ist es doch eine Lehre dieser Kirche, daß nur der Polygamist im Jenseits ein „König" werden kann, und die Frau kann nur durch den Mann zur

Seligkeit gelangen. Diese Lehre ist geradezu der Kernpunkt der mormonischen Theologie.

2) Ist es nicht wahr, daß die Vielweiberei freiwillig ist. Die Macht der Priesterschaft, die nur aus Polygamisten besteht, ist unbeschränkt. Wenn ein Bischof einem Mormonen sagt, daß er eine zweite Frau nehmen solle, so ist das kein guter Rat, sondern eine Vorschrift, deren Nichtbefolgung die ewige Verdammnis nach sich zieht und überdies den irdischen Ruin des Ungehorsamen.

3) Die Polygamie ist nicht im Abnehmen, sondern stark im Zunehmen begriffen. Das sogenannte Edmundsgesetz, welches die Polygamisten des politischen Stimmrechts beraubt und sie mit Geldstrafen und Zuchthaus bedroht, ist von den Leitern der Kirche mit offenem Hohn aufgenommen worden und hat ihren Fanatismus, anstatt ihn zu löschen, mächtig geschürt. Mehr als je dringen die Priester darauf, daß jeder Mormone nach seiner Religion leben, d. h. so viel Weiber als möglich nehmen müsse. Die Mormonen-Priester haben dabei offenbar die Absicht, so viele Mitschuldige als möglich um sich zu versammeln und die einzelnen Glieder ihres theokratischen Staates so innig als möglich aneinander zu kitten. Ich weiß bestimmt, daß in einzelnen Counties von Utah im Augenblicke mehr „plural marriages“ [plū″-rĕl mă′r-rĕdG-ĕs] stattfinden, als es seit 20 Jahren je gegeben hat.

4) Sowie ein Einwanderer nach Utah kommt, sind sofort Dutzende von Mormonen hinter seinen Töchtern her, um sich dieselben „ansiegeln“, d. h. ihren Harems einverleiben zu lassen. Die meisten Mädchen, die sich auf diese Art bethören lassen, gehen, ohne es zu ahnen, dem moralischen und auch materiellen Elende entgegen. Moralisch deshalb, weil die Polygamie in der Praxis, besonders bei den ärmeren Mormonen, eine bestialische Geschichte ist. Das kann sich jeder ausmalen, wenn er bedenkt, daß oft drei oder vier Frauen und ihre Kinder mit einem Manne in einem Häuschen zusammenleben. Auch ist die letzte Frau immer die Favoritin und die älteren Frauen werden vernachlässigt, oft auch brutal behandelt. Materiell ist das Elend deshalb, weil nur die wenigsten Mormonen im stande sind, mehr als eine

Frau zu erhalten. Die meisten der „plural wives" [wāīwſ] müssen sich selbst durch Waschen und dergl. ernähren.

5) Die Missionäre, welche nach der alten Welt kommen, zeigen sich mit der Bibel in der Hand und malen ihren Zuhörern vor, daß in Utah der Himmel auf Erden zu finden sei. Da sei nichts als Eintracht und Liebe, überhaupt alle die Segnungen der Religion, wie sie die Christen im ersten Jahrhundert nach dem Tode des Erlösers genossen: das ganze Leben sei ein einziges Liebesmahl. — Sind die Einwanderer einmal da, dann fühlen sie gar bald, daß sie nichts sind, als stumme und willenlose Glieder der Aussaugungsmaschine, welche Brigham Young am Ufer des Salzsees aufgerichtet hat. Die Männer sehen dann, wenn es zu spät ist, ein, daß sie Sklaven der Kirche, und die Weiber, daß sie Sklaven der Männer sind. Ins alte Land zurückkehren, geht nicht, das kostet viel Geld. Sich auflehnen, geht auch nicht, denn die Kirche ist allmächtig, und wer sich widersetzt oder abfällt, der wird ruiniert und zum Bettler gemacht, wenn er nicht, wie es vor zwanzig Jahren noch der Brauch war, im Wege der „Blutsühne" (blood atonement, blŏd ă-tō'n-mⁱnt) einfach aus dem Wege geschafft wird.

In letzter Zeit haben die auf Grund des Edmundsgesetzes erfolgten Verurteilungen große Aufregung unter den Mormonen verursacht. Am 5. Mai 1885 haben in sämtlichen Mormonentabernakeln in Utah, Idaho und Arizona Versammlungen stattgefunden, in denen beschlossen wurde, in einer an den Präsidenten und das Volk der Ver. Staaten gerichteten und durch eine Deputation in Washington zu überreichenden Adresse gegen das Vorgehen der Regierung zu protestieren. In der Adresse heißt es u. a.: Die Rechte der Mormonen als amerikanische Bürger würden mit Füßen getreten; sie bäten im Namen der Gerechtigkeit, der Freiheit und der Menschenliebe um Hilfe und Schutz. Zu den Glaubenssätzen ihrer Religion gehöre der Glaube an unmittelbare Offenbarungen Gottes, und eine derselben habe die Vielehen verfügt. Es läge der Polygamie durchaus keine Sinnlichkeit zu grunde, das Verhältnis der Viel-

weiberei sei zur Erlangung der ewigen Seligkeit notwendig u. s. w. Zum Schlusse der Adresse wird gebeten, eine unparteiische Kommission einzusetzen, um die Verhältnisse in Utah gründlich zu prüfen.

Mundvorrat für die Überfahrt. Die Kost, welche auf deutschen Dampfern den Zwischendecks-Passagieren verabreicht wird, ist eine nahrhafte und völlig genügend und zureichend. Es ist aber trotzdem ratsam, sich mit etwas Mundvorrat zu versehen. Geräucherter Schinken und magere Fleischwurst, auch ein Stück guter Käse, der sich hält, ist dazu am besten geeignet. Zwieback und ein paar Apfelsinen oder Citronen werden unterwegs sich als sehr willkommene Zugabe erweisen. Getränke können an Bord aller deutschen Dampfer zu billigen Preisen gekauft werden; kondensierte Milch für die Kinder wird unentgeltlich verabreicht. — An Bord der Dampfer ist es nicht erlaubt, von der Mannschaft Speisen und Getränke zu kaufen, oder derselben solche zu geben oder zu verkaufen. Auch ist niemand gestattet, Wein, Bier oder sonstige Getränke mitzunehmen; dieselben sind, wie oben erwähnt, auf den Dampfschiffen zu den festgesetzten Tarifpreisen zu kaufen.

Musik, als künstlerisches Element das Leben durchdringend, ist in den Ver. Staaten auf die deutsche Tonkunst und auf lehrende und ausübende Deutsche gegründet. Durch sie nur wird eine Opernbühne, werden klassische Musikaufführungen, Musikschulen möglich. Die Amerikaner, die unmusikalischsten Menschen des Erdkreises, sollen erst noch einen Komponisten oder Künstler hervorbringen, wie sie Deutschland zu Tausenden aufzuweisen hat. Trotzdem pflanzt sich der Yankeeismus dreist und breit neben die deutsche Musik mit jenen obskuren Machwerken, welche die Niggerlieder schufen, deren Thema nebenbei zum Teil unserer niedrigen und niedrigsten Volksmelodieen entlehnt ist. Ein aus deutschen Melodieen zusammengeflicktes oder direkt nachgedrucktes deutsches Musikwerk ist sofort ein amerikanisches, wenn ein amerikanischer Notendieb sich auf dem Titelblatt als Eigentümer bezeichnet. Deutsche Renegaten sind immer die Helfer bei diesem „Schinden". Wird ein beliebiger

englischer Text einer unserer ureigensten Weisen untergelegt, und dringt das Lied so in die Massen, dann hat man sich fortan hier vor patriotischen Reklamationen unseres nationalen Eigentums zu hüten, weil man andernfalls gewärtigen kann, mit seinen „unberechtigten Ansprüchen" aus jeder Gesellschaft hinausgeworfen zu werden. Das Lied spielt fortan die „umgekehrte Welt", d. h. die Deutschen haben die Melodie den Yankees nachgesungen! Nicht allein aber Ebenbürtigkeit beansprucht der echte Amerikaner, sondern unbestreitbaren Vorrang vor dem Deutschen und seiner Tonkunst. Der deutsche Künstler erhält überhaupt erst seine Weihe, wenn er gewürdigt ist, vor dem Publikum dieses glorreichen großen Landes aufzutreten. Was wäre Wagner, hätte ihn nicht Amerika mit seinem tiefen Verständnis für die Ziele der Kunst kürzlich zum ersten Komponisten der Welt gestempelt? Größeren Ruhm noch freilich hätte er erworben, wäre er während seiner Lebenszeit selbst nach Amerika gekommen und hätte in seinen eigenen Opern mitgewirkt.

N.

Namenschreibung. Jeder deutsche Einwanderer sollte fest darauf bestehen, daß sein Familienname stets und namentlich in öffentlichen Dokumenten, wie Bürger-, Trau-, Geburtsscheine u. s. w., genau so geschrieben wird, wie es im Deutschen der Fall ist; wenn er den Namen nicht mit englischen Buchstaben verbuchstabieren kann, schreibe er den Namen mit lateinischen Lettern auf ein Blättchen Papier oder lasse ihn schreiben und gebe den Zettel dem betreffenden Beamten. Die richtige Schreibart seines Namens wird ihn oder seine Nachkommen vielleicht vor manchen späteren Weitläufigkeiten, sogar Verlusten schützen.

Nationalstolz. Der Nationalstolz ist bei dem Amerikaner beinahe krankhaft ausgebildet. Spricht er von Amerika, seinen Errungenschaften, Zuständen, dem Wachstum der Städte, von dem Bau der Brücken und Bahnen, von den Industrieen, so bewegt er sich nur in Superlativen. Der Hudson und St. Lorenzo sind nicht

schöne Flüsse, sondern die schönsten der Welt. New-York und Chicago sind die großartigsten Städte der Welt und das Kapitol zu Washington das prachtvollste Bauwerk der Welt. — Nur die Amerikaner, welche Europa bereist haben, sind in ihren Ansichten über ihr Vaterland etwas gemäßigter, ohne jedoch ihre angeborene Abneigung gegen die Engländer verloren zu haben.

Naturalisation, siehe den Art. **Bürgerrecht.**

Naturgenuß. Die einigermaßen zufriedenstellende Einsicht in das unverborgene amerikanische Naturleben hat sich ein Fremder durchweg aus eigenem Antrieb und auf Grund eigenen Wissens zu verschaffen. Er findet unter den Amerikanern nicht so leicht einen Menschen, der für die ihn umgebende Natur auch nur das geringste Interesse hätte, und der auch nur mit den allernotdürftigsten naturwissenschaftlichen Kenntnissen ausgerüstet wäre. Selbst das Unterscheidungsvermögen für Lebensformen in der Natur geht der Masse der heutigen Amerikaner in Stadt und Land ab. Sie wissen von den Pflanzen und Tieren ihres Landes nichts. Sie fragen auch nichts nach solchen unwichtigen Dingen. Der Amerikaner geht durch einen Wald und hört den fernen Gesang eines Vogels, welchem der Deutsche lauscht, gar nicht. Betrachtet ein Europäer einen ihm fremdartigen Baum, eine Blume, ein Tier, so fordert er den Hohn des Amerikaners heraus, der ihn ob dessen für einen „crank“ (kränᵊk, Verrückten) hält. — Die Gemeinde der Naturfreunde ist in Amerika sehr klein und scheint nach den Kundgebungen in der Presse ihren Hauptsitz in dem kleinen Staate Rhode Island zu haben.

Neujahr. Es wird in Amerika streng darauf gehalten, allen Familien, in denen man verkehrt, Neujahrsbesuche zu machen. Am Neujahrstage ist das Innere eines jeden Hauses festlich geschmückt und neben dem Empfangszimmer wird ein Büffet aufgestellt mit reicher Auswahl von Leckerbissen und Getränken, zu deren Genuß die Herrin des Hauses jeden Gast einladet; nach der Sitte des Landes wäre es unziemlich, nicht wenigstens etwas von dem Angebotenen zu kosten. — Die Damen sind zu Neujahr schon am Morgen in großer Toilette.

Der ganze Tag ist zum Empfang bestimmt, Gäste geben und kommen. Bloße Höflichkeitsphrasen sind nicht landesüblich. — Am Neujahrstage bieten viele Hotels jedem anständig gekleidet Eintretenden Speise und Trank umsonst.

Besondere Erwähnung verdient das chinesische Neujahrsfest. Bei diesem Feste bleibt der Chinese in New-York in seinem Bezirk. Lang, wie der chinesische Zopf, ist diese Feier. Sie währt vier Tage; doch ist dies, streng genommen, nur ein Teil des chinesischen Neujahrsfestes, und zwar nur der abschließende. Orthodox begangen, soll dasselbe zehn Tage dauern, von welchen die ersten sechs, ganz in buddhistischem Sinne, Festtage zu Ehren verschiedener Haustiere und nur die letzten vier dem Menschen zulieb eingesetzt sind. Im Vaterlande Alt-China verbindet der Chinese damit religiöse Schauspiele. Auf diese Spiele haben die New-Yorker Chinesen zu verzichten; desto strenger führen sie das Gebot durch, am siebenten Tage, also am ersten Tage, welcher dem Menschen gilt, in ganz neuer Kleidung zu erscheinen. Nur derjenige, welcher an diesem Tage nichts Altes trägt, darf auf ein glückliches Jahr rechnen. Der neue Anzug darf geliehen, darf selbst auf unklare Weise erworben sein, aber er muß herbei, wenn es nicht Unheil über Unheil im neuen Jahre geben soll. In China soll die Angst, im Verlaufe des Jahres unberechenbarem Elende zu verfallen, die Leute selbst zum Diebstahl treiben, wenn kein anderes Mittel für Erwerbung neuer Gewänder übrig bleibt. In New-York werden sie dieses Äußerste wohl zu vermeiden wissen, wenigstens im Prinzip. Kredit findet der Mongole gerade für diese Anschaffung nicht, denn er muß ja, wie ein zweiter, ebenso strenger Brauch sagt, gleich zu Beginn des Festes tabula rasa zwischen sich und seinen Gläubigern machen. Glücklicherweise bezieht sich diese Verpflichtung des gänzlichen Schuldentilgens nur auf den Geschäftsverkehr mit seinesgleichen. Dem Heiden gegenüber, also in New-York den Christen und Juden gegenüber, behält er freie Hand. Wenn es also einem oder dem andern armen Teufel mongolischer Rasse wirklich zu schlecht geht, um sich gegen bar mit neuem Rock und neuen Pantalons auszustatten (das Tragen

europäischer, bzw. amerikanischer Kleidung scheint ihm selbst bei diesem Feste gestattet zu sein, denn die jüngere Generation trägt sich dabei durchaus modern), dann kann er, ohne gegen sein heiliges Gesetz zu verstoßen, seinen Kredit in Chatham-Street benutzen. Zu Hause, auf asiatischem Boden, treiben sie zu Neujahr eine große Pulververschwendung, in New-York huldigen sie diesem Gebrauche nicht, ob nun aus Achtung vor dem Gesetz, welches das Schießen auf den Straßen verbietet, oder ob aus Respekt vor den das Chinesen-Quartier umschwärmenden hoodlums (hū'd-lömſ, **Bummler**), das bleibe dahingestellt. Dem wichtigsten Brauche ihres Neujahrsfestes können sie aber huldigen, ohne mit dem amerikanischen Gesetz in Konflikt zu geraten; er besteht in einer sich von Tag auf Tag fortpflanzenden Schmauserei; während der ganzen Dauer der Feier folgt ein üppiges Gastmahl dem andern. Die chinesischen Leckereien sind bei dieser Gelegenheit auch schon in nichtmongolische Kreise gedrungen und der Tag ist nicht mehr fern, an welchem das chinesische Neujahrs-Pastetchen ebenso zu den New-Yorker Eigentümlichkeiten gehören wird, wie dereinst der holländische Neujahrskuchen.

Niagara-Fälle. Der gegenwärtige Zustand der wunderbaren Fälle wirft ein eigentümliches Streiflicht auf den Schönheitssinn der Amerikaner und ist geradezu eine Schande für das Land. Die Yankees waren seither nicht im stande, sich zu einer höheren Anschauung zu versteigen, als daß sie das größte Wunderwerk der Natur lediglich nach seinem Werte als Wasserkraft taxierten und jeden Schritt breit Landes in der unmittelbaren Nähe zur Errichtung von Sägemühlen, Gerbereien, Hammerwerken und ähnlicher Fabrikzwecke ausbeuteten. Andererseits war in dem angrenzenden Terrain insofern ein arger Mißbrauch getrieben worden, als dort eine Menge Schaubuden u. s. w. errichtet sind, in denen Gegenstände der allergewöhnlichsten Art den Fremden zum Kauf angeboten werden und die in einem ganz argen Kontrast zu dieser großartigen Schöpfung der Natur stehen. Diesem Zustande wird nunmehr ein Ende bereitet werden, denn die Legislatur und der Gouverneur des Staates

New-York haben zur Ehre des Staates und des ganzen Landes beschlossen, die nächste Umgebung der Fälle im Umfange von 118 acres Landes anzukaufen und in ihren ursprünglichen, natürlichen Zustand zurückzuversetzen und als Nationalpark von der Bebauung völlig auszuschließen; 1 433 000 $ sind zu diesem Zwecke bewilligt worden.

O.

Obst wird den Kajüten-Passagieren auf den meisten Passagierdampfern zum Nachtisch gegeben, aber nicht immer in genügender Menge und vielleicht auch nicht die Sorte, welche sie bevorzugen. Den Zwischendecks-Passagieren wird niemals Obst verabreicht. Es empfiehlt sich daher die Mitnahme eines Kistchens oder Körbchens Obst auf die Seereise, am besten von säuerlichem, wie Äpfel und Orangen. Wer noch keine Seereise gemacht hat, kann sich kaum denken, welche Labung Obst auf einer solchen Reise verschafft. Was auch die Ursache sein möge: die Seeluft, die Neigung zur Verstopfung — genug, man wird oft von einem Verlangen nach Obst erfaßt und schätzt sich glücklich, wenn man es stillen kann. Reisende, welche am Lande niemals Obst aßen, vertilgen während der Seereise oft mit Begierde recht hübsche Portionen davon.

Odd fellows [ŏd fĕl-lōs], ein Name, den man, je nach Stimmung und Belieben, mit „sonderbare Brüder“ oder „närrische Kerle“ übersetzen kann, eine der sogenannten Logen, im Jahre 1800 in Manchester in England gegründet und von dort 1812 nach Baltimore verpflanzt, hat seitdem in Amerika eine ungeheure Ausdehnung gewonnen. Die Logen des Ordens, die „Lager“ und „Großlager“ genannt werden, haben sich über alle Staaten der Union, ja sogar über die Grenzen der Ver. Staaten hinaus verbreitet. Gegenwärtig zählen die „sonderbaren Brüder“ etwa eine halbe Million Ordensmitglieder, also fast vier Prozent der gesamten stimmberechtigten Bevölkerung der Ver. Staaten, wodurch sie natürlich eine große politische Bedeutung besitzen. — Die Mitglieder des Vereins glauben an die „Vaterschaft Gottes über

Alle und die allgemeine Verbrüderung der Menschen." Die Einnahmen fließen vorzugsweise in die Begräbnis- und Witwenkassen des Ordens. — Farbige und Frauen sind aus ihrer Verbindung ausgeschlossen, infolgedessen haben die Neger den Orden der „coloured odd fellows" genau nach den Satzungen der „sonderbaren Brüder" für sich begründet, der übrigens seit neuerer Zeit vielfach Hand in Hand mit den „Odd fellows" vorgeht. — Auch die Frauen haben unter dem Namen „Rebecka Degree", mit Einverständnis des Hauptordens, einen Zweigverein der „sonderbaren Brüder" gegründet. — Die Ausstoßung von Mitgliedern erfolgt nicht allein wegen Nichtzahlung der Vereinsbeiträge, sondern auch wegen Vergehen gegen die Moral. Der Einfluß des Ordens auf seine Mitglieder in sittlicher Beziehung ist ein außerordentlich segensvoller, der sich sogar soweit erstreckt, daß er Mitglieder durch Ausweisung aus seinen Reihen dafür straft, daß sie Vergehen begangen haben, welche durch die Gesetze nicht geahndet werden.

Offiziere, siehe die Art. Militär-Akademie und Militärleben. Die Offiziere der Ver. Staaten-Armee sind selbst unter Berücksichtigung des teuren Lebens brillant gestellt. So erhalten außer freier Wohnung, Beleuchtung, Feuerung und Verpflegung die Lieutenants 4500 M., die Hauptleute 6000 M., die Obersten 18000 M. jährlich. Dies sind jedoch die Minimalsätze und steigen dieselben alle 5 Jahre um volle 10 Prozent bis auf 40 Prozent.

old man [ōld măn]. An den Gerichten der Weltstadt New-York taucht periodisch auch der verstoßene alte Mann auf. Da enthüllen sich oft Familiengemälde, anzuschauen, wie eine ins Bürgerliche übersetzte Lear-Scene. Der altersschwache Mann war stets eine der traurigsten Figuren im amerikanischen Leben. Nicht bloß in den Schichten, wo zum täglichen Brot auch tägliche Anstrengung gehört, selbst in höheren Stockwerken unseres gesellschaftlichen Gebäudes wird mit dem old man sehr hart umgegangen. Daß er, wenn es ans Betteln geht, so lange beiseite gestoßen wird, als weibliche Konkurrenz vorhanden, ist allbekannt und auch ganz in Ordnung. Aber auch der Greis in komfortabler Lebens-

stellung wird, sofern er es sich gefallen läßt, gar oft von zärtlichen Verwandten aus seinem eigenen Heim verdrängt; nicht gerade mit einemmal, etwa indem sie ihn unbarmherzig an die Luft setzen, aber so allmählich, wie es sich durch eine geschickt geleitete Familien-Intrigue gegen den geistesschwachen old man, der ja doch „zu nichts mehr gut ist", ohne zu großen Eklat ins Werk setzen läßt. — Daß man einen Mann, der über 40 Jahre alt ist, ganz allgemein als „old man" anredet, kann man sich gefallen lassen, obgleich es auch etwas eigen ist. Aber geradezu empörend ist es, daß man eine Dame, die über vierzig hinaus ist, ganz allgemein „an old woman" (wŭ'm-ᵊn, **ein altes Weib**) heißt. Hätte die englische Sprache bildliche Ausdrücke, wie „altes Eisen" oder „alte Schachtel", so würde man damit zweifelsohne alle Damen beehren, die über 40 bzw. 50 Jahre alt sind. Junge Leute nennen ihren Vater nie anders als „governor" [gŏ'w-ᵊr-nᵊr]; häufig auch hört man das anfangs uns unangenehm berührende, weil befremdlich klingende Wort „boss" [bŏß], was jedoch keineswegs ein verächtlicher, sondern ganz im Gegenteil ein sehr ehrenvoller Ausdruck ist; denn in Amerika versteht man unter einem „boss" den „Chef" oder den „Prinzipal".

Opium. Einen dauernden Beitrag zum New-Yorker Genußleben haben die Chinesen mit dem Einführen der Opiumkneipe geliefert. Der schon einigemal unternommene Kreuzzug gegen das Opiumlaster hat nicht zum Ziele geführt; ja es scheint das Gegenteil von dem, was bezweckt war, erreicht zu sein. Die erhobenen Anklagen wurden aus Mangel an Zeugen nicht gehörig erwiesen, und die verschmitzten Opium-Hoteliers von Mott-Street behaupten sogar, das Geschäft blühe jetzt mehr, denn je. Die im Sensationsstil eingeleitete, aber erfolglose Untersuchung that ihnen den Dienst einer unbezahlbaren Reklame. In einer Stadt wie New-York fehlt es nie an einer Gattung von Menschen, welche ein krankhaftes Interesse an ekelhaften Dingen nehmen, namentlich wenn eine Abirrung der Genußsucht damit verbunden ist; und die Scharen weiblicher Müßig-

gänger, von denen es in allen Gesellschaftsschichten wimmelt, stellen das stärkste Kontingent dazu. So ist es wohl möglich, daß die Tage der Opium-Sensation neue Eroberungen für das längst bekannte Laster gemacht haben. Die Veteranen der Opiumpfeife sind jedoch so gütig, die beruhigende Versicherung zu erteilen, daß die Gefahr, diesen entnervenden Genuß stark um sich greifen zu sehen, nicht groß sei. Sie haben zwei Gründe dafür. Erstens sei es außerordentlich schwer, sich daran zu gewöhnen; es gehöre eine Ausdauer dazu, die wohl dem zähen Mongolen angeboren sei, die aber der weiße Mensch, namentlich der rothaarige Barbar der angelsächsischen Welt, nur in seltenen Fällen besitze; wenigstens neun Monate müsse man sich quälen, ehe man Sklave der süßen Angewohnheit geworden, und vielen sei es ganz und gar versagt, die Pforten des Opium-Paradieses zu erschauen. Zweitens sei die Befriedigung dieses mühsam errungenen Appetits hier zu Lande auch ziemlich kostspielig; und da derjenige, welcher dem Genusse frönt, bald soweit herunterkomme, daß er einer anstrengenden Erwerbsthätigkeit nicht mehr fähig sei, so bilde schon die anspruchsvolle, auch sonst kostspielige Lebensweise des amerikanischen Menschen eine Schutzwehr gegen die Verbreitung des Lasters, dem sein Sklave alles und alles zum Opfer bringen müsse. Die Richtigkeit dieser Argumente ist nicht zu bezweifeln.

Ostern. Die Feier des Osterfestes ist in Amerika auf einen Tag beschränkt.

P.

Palastwagen. Als erste Klasse der Personenwagen auf Eisenbahnen können die sogenannten Palastwagen (palace-cars, pä'l-ᵉß-kā'ʳs) bezeichnet werden, die jedoch nicht Eigentum der Bahnen sind, sondern der Pullmanschen Gesellschaft gehören und auf Grund besonderen Vertrages auf den Schienen laufen. Diese Wagen sind teils für den Tages- und teils für den Tages- und Nachtdienst bestimmt. Im ersteren Falle sind sie, ähnlich den Salonwagen der europäischen

Fürsten, mit drehbaren oder auch nach rückwärts zu bewegenden Fauteuils versehen, so daß der Passagier eine halbliegende Stellung einnehmen kann. Im zweiten Falle ist die Einrichtung getroffen, daß abends die Sitze in Betten umgewandelt werden können. Die Wagen zeigen auch im übrigen eine bewundernswerte Eleganz. Auf einigen Bahnen sind in diesen Wagen „drawing-rooms" [dRā'-in³-Rūms] vorgesehen, das sind Kabinette, die zwei Doppelbetten und zwei Einzelbetten enthalten, und entweder von einem Passagier, von einer Familie oder einem halben Dutzend befreundeter Passagiere gemietet werden können, und zwar für einen drei- bis vierfach höheren Preis, wie für die gewöhnlichen Betten. In diesen Kabinetten befindet man sich vollständig abgesondert von den übrigen Passagieren. — Zwei Toilettekabinette befinden sich am Ende eines jeden Wagens, eins für Herren und eins für Damen. — Der Zuschlagpreis für die Palastwagen schwankt zwischen 2 und 3 $ für 24 Stunden; hinzuzufügen sind noch 25 Cents für den Aufwärter. Dafür wichst er die Stiefel, macht abends das Bett in Ordnung, schlägt es morgens zusammen und verrichtet sonstige kleine Dienstleistungen, wenn sie verlangt werden. — Die Fahrkarten zu den Palastwagen werden häufig an einem besonderen Schalter oder in einem Büreau verkauft. Es ist rätlich, eine Karte im voraus zu erwerben oder mittels telegraphischer Depesche zu bestellen, da die Wagen oft vollständig besetzt sind und man an einer Station eintreffen könnte, um eine längere Reise anzutreten, ohne ein Bett erhalten zu können. Die Sitze, bzw. die Betten sind sämtlich numeriert, wie die Plätze eines Theaters, es kann also von einer Belegung des ersten besten Sitzes keine Rede sein. Der Schaffner, welcher die Karten nachsieht und einsammelt, hat das Recht, einen Sitz, der nicht belegt wurde, gegen den vorgeschriebenen Fahrpreis zu vergeben. — In den Palastwagen treiben sich manchmal Spieler von Profession herum, welche von ihren Mitreisenden freie Fahrt und wohl auch noch etwas mehr erspielen. Mit der ehrenhaftesten Miene laden sie zu einem unschuldigen Kartenspielchen ein, und da man sie von Reisenden, welche nur die Langeweile

verscheuchen wollen, nicht zu unterscheiden vermag, so handelt man verständig, wenn man jede Einladung zum Spiel ablehnt.

park [pā'k]. Man versteht unter park in den Felsengebirgen ein von höheren Bergzügen eingeschlossenes Gebiet, welches in sich jedoch keineswegs eben zu sein pflegt, sondern vielmehr in allen Richtungen von niedrigeren Quer- und Nebenketten durchschnitten wird. Die Grenzen dieser Parks nach oben bilden die wasserscheidenden Gebirgszüge, nach unten lassen sie sich nicht genau bestimmen, da die ganze Bezeichnung im Munde der wenigen Ansiedler eine sehr wandelbare ist. Die bekanntesten Parks sind der North-Park, Quellgebiet des North-Platteflusses, der Middle-Park, Quellgebiet des Grand River (östlichen Quellflusses des Colorado), und der South-Park, Quellgebiet des South Platte; der letztere hat insofern die sicherste Begrenzung, als ihn nach Osten die Prärie abschließt. Der im Süden gelegene San Luis-Park scheint ein ziemlich unbestimmter Begriff des Landstriches zwischen dem oberen Rio Grande und den südlichen Nebenflüssen des Arkansas zu sein; der Arkansas selber besitzt kein eigentliches Quellbecken wie jene anderen Flüsse, sondern strömt von seinem Ursprunge am Westfuße des Mount Lincoln in langer schmaler Schlucht der Prärie zu. — Außerdem bezeichnet man auch einige kleine abgeschlossene Hochthäler als Parks, wie z. B. den Estey-Park an Long's Peak und den Egeria-Park im westlichen Teile des Middle-Park.

Partei-Herrschaft. In Amerika steht das Geschäftsleben überall im Vordergrunde; die großen Kaufleute, Industriellen und Bankiers sind die eigentlichen Beherrscher des Landes, und alles, was sich auf ihre Thätigkeit bezieht, kommt zu so monumentalem Ausdruck, daß es immer zunächst in die Augen fällt. Politische Freiheit wird Amerika in hohem Grade nachgerühmt. Die Regierung ist dort allerdings stets der Ausdruck der Volksmeinung, d. h. einer Volks*partei*, der herrschenden; — die Regierung wagt deshalb und kennt auch keine Maßregelungen des Volkes, aber die

Parteien im Volke selbst üben diese aus und zwar in schreckenerregender Weise —, was die wenigen Gesetze nicht regeln, richtet der Revolver aus; das ist dort das allgemein herrschende Gesetz und Recht.

Der **pedlar** [pĕ'd-lör], der herumziehende Händler, bildet einen wichtigen Faktor im Produktenhandel der Ver. Staaten. Er beschäftigt sich entweder mit dem Aufkauf der kleineren landwirtschaftlichen Produkte bei den Landleuten, als Eier, Hühner u. s. w., wofür er ihnen bar Geld, Schnittwaren, Galanteriewaren oder dergleichen gibt, oder er verkauft einzelne oder verschiedene Industrieartikel der Union, — gewöhnlich Artikel, die vollkommen neu erfunden, billig, praktisch sind und in denen dann ein sehr bedeutendes Geschäft gemacht wird, — Gegenstände, die der Landkrämer (storekeeper, ßtōr'-ki-pör) in seiner Bude für alles noch nicht aufgespeichert hat. Das Geschäft eines solchen herumziehenden Hausierers ist keineswegs ein leichtes und selten ein rentables. Es erfordert ganz außerordentliche Landeskenntnis, genaue Beobachtung und Berechnung der Ernteergebnisse in den verschiedenen Gegenden des Reiches und allmählichen Erwerb eines festen Kundenkreises, der häufig einen Umfang von vielen hundert Meilen besitzt, sehr oft mehrere Staaten einschließt und beständig begangen wird, so daß der Hausierer jährlich höchstens ein- oder zweimal wieder an derselben Stelle anlangt. Man kann die Hausierer einteilen in solche, die in dicht oder weniger dicht bevölkerten Gegenden, und in solche, die in den äußersten Grenzterritorien Handel treiben. Die Art der Gegend drückt ihnen natürlich auch einen eigentümlichen Stempel in ihrem Wesen, in der Art ihres Geschäftsbetriebes und ihrer Reisemittel auf. — Das Hausieren in dicht oder weniger dicht bevölkerten Gegenden ist im allgemeinen nicht gefährlich in bezug auf Sicherheit der Person und der Waren, erfordert nur einige Vorsicht, besonders in den Negerstaaten. Hierzu bedarf es bloß eines äußerst geschickten, redegewandten, sicher und gut auftretenden, anständig gekleideten Geschäftsmannes, der es besonders versteht, sich bei dem höchst einflußreichen weiblichen Teile der Landbevölke-

rung in Gunst zu setzen und den Männern einige schlechte Witze und neu aufgetauchte Anekdoten zu erzählen, vorausgesetzt, daß auch seine Waren verhältnismäßig gut sind. Da diese Gebiete von vielen Bahnen und anderen, zu jeder Zeit benutzbaren Kommunikationen durchschnitten sind, die Farmen viel näher aneinander liegen, so fährt der pedlar meistens per Bahn, steigt da und dort aus und besucht dann seine Kunden zu Fuß. — Mit viel ungünstigeren, schwierigeren Verhältnissen kämpft der Hausierer in den fernsten Grenzterritorien. Hier sind oft viele Tagemärsche weit keine Ansiedelungen, die Hütten und dug-out (dŏ'g-aut, Erdwohnungen) der Präriekolonisten und die Blockhäuser der Hinterwäldler (Urwaldfarmer), sowie die der Goldgräber, Jäger und Holzfäller, oder die Forts der Bundestruppen liegen viele, viele Meilen von einander entfernt. Kommunikationen, besonders Eisenbahnen, existieren fast gar nicht, durchschneiden oder berühren dieselben höchstens an einer Stelle. Das Weiterkommen des Hausierers, sein Marsch, ist folglich mit großen Schwierigkeiten verbunden, zu Fuß aber absolut kaum möglich. Räuberische Weiße, sowie die wilden, blutgierigen Indianer machen auf Schritt und Tritt die Gegend unsicher; jeder, der ihm begegnet, ist bis an die Zähne bewaffnet. Alle diese Verhältnisse erfordern das Mitnehmen ansehnlicherer Warenvorräte, das Beisichführen einkassierter Gelder, den Besitz eines guten Wagens und guter Pferde, wodurch sich die Gefahr für die Sicherheit des Hausierers bedeutend steigert. Dieser Hausierer der fernsten Grenzterritorien, besonders da er sich häufig auch in Tauschgeschäfte mit den höchst gefährlichen, unverläßlichen Rothäuten einläßt, muß daher ein genauester Kenner der dortigen Gegenden, ein kühner, tapferer, waghalsiger, an alle furchtbaren Strapazen, an das Prärie- und Urwaldleben gewöhnter Mann sein. Sein Dasein unterscheidet sich durch gar nichts von dem des dortigen professionellen Jägers, Goldgräbers und Holzfällers, ja ist in vieler Beziehung wegen der Wertsachen, die er mit sich führt, weit gefährdeter; meistens sind auch diese Leute gewesene Jäger, die sich später diesen Beruf gewählt haben.

penny-riders [pé″n-nᵉ-raí′-dᵒʳſ], welche im fernen Westen die Post zu den noch nicht von der Eisenbahn berührten Orten besorgen, fallen durch ihre abenteuerliche Tracht auf. Über den Füßen tragen sie beim Reiten breite Lederklappen, zum Schutz gegen die Sonnenhitze, und Beinkleider aus Büffelhaut oder dem Fell der kalifornischen Ziege, an dem noch die Haare haften, gehören keineswegs zu den Seltenheiten.

Die **Personenwagen** (cars, kāʳſ) der Eisenbahnen sind im allgemeinen elegant ausgestattet und mittels großer, von der Decke herabhängender Lampen gut erleuchtet. In bezug auf die Bauart unterscheiden sie sich wesentlich von den in Deutschland gebräuchlichen Wagen, indem sie viel länger, ungleich höher und ohne Zwischenteilung sind, auch in der Regel 56 bis 60 Sitzplätze für Erwachsene enthalten. Die Achsen der Wagen sind, um die Kurven ohne Gefahr durchlaufen zu können, beweglich; die Räder werden in neuerer Zeit vielfach nicht aus Eisen, sondern aus Papier hergestellt. An jeder Stirnseite des Wagens befindet sich eine Plattform, welche auf einer an derselben befestigten, aus drei Stufen bestehenden Treppe erreicht wird und den Zugang in das Innere des Wagens vermittelt. Die bequemen, für je zwei Personen berechneten Sitze sind durch Umlegen der Lehnen derart verstellbar, daß man nach Belieben vor- oder rückwärts fahren kann. Zwischen den Sitzen führt in der Längsrichtung des Wagens von der einen Plattform zur andern ein Mittelgang, auf welchem man ohne Schwierigkeit während des Fahrens durch sämtliche Wagen hindurchgehen kann, da dieselben so mit einander verkuppelt sind, daß die Plattformen eng anschließen. Nur das Stehenbleiben auf den Plattformen ist streng untersagt. Abgesehen von der außerordentlichen Bequemlichkeit trägt diese Verbindung auch zur persönlichen Sicherheit der Reisenden wesentlich bei. Durch sämtliche Wagen hindurch bis zur Glocke der Lokomotive läuft eine für das Notsignal bestimmte Leine, welche auf geschmackvollen, an dem erhöhten Mitteldache des Wagens befestigten eisernen Aufhängungen ruht und von einem aufrecht stehenden Erwachsenen

bequem erreicht werden kann. Diese im Interesse der Sicherheit der Reisenden geschaffene Einrichtung hat sich in jeder Beziehung als zweckmäßig bewährt. — In die Seiten des an den Personenwagen angebrachten erhöhten Mitteldaches sind schmale Fenster zum Zwecke der Ventilation eingelassen, durch welche der Aufenthalt in dem Wagenraume auch bei starker Sommerhitze erträglich wird. Die Fenster sind nicht mit Vorhängen, sondern mit hölzernen Jalousieen bekleidet, welche einen wirksameren Schutz gegen die Sonnenstrahlen gewähren. In einer Ecke jedes Personenwagens befindet sich ein hohes, rundes, aus lackiertem Blech hergestelltes Gefäß, welches stets mit trinkbarem Eiswasser gefüllt ist und Tag und Nacht von den Reisenden zur Erfrischung benutzt werden darf. Außerdem ist den Reisenden durch einen in einer Ecke jedes Wagens angebrachten Verschlag die Möglichkeit geboten, sich zu jeder beliebigen Zeit den Blicken der Mitreisenden zeitweise zu entziehen. Bei kalter Witterung wird eine wohlthuende Wärme durch zwei große, in jedem Wagen befindliche eiserne Öfen hergestellt, die auch während des Sommers an kühlen Tagen, namentlich bei Fahrten in den höheren, kälteren Regionen der Felsengebirge zur Benutzung kommen. — Ab und zu bemerkt man an einer Wagenwand eine in einem Kästchen befindliche Bibel, welche meistens von der American Bible Society [ă-mĕ'R-R^{ĕ}-k^{ŏ}n bai''bl ßŏ-ßai'-^{ĕ}-t^{e}] geschenkt ist. — Ferner sind in manchen Wagen an einer Wand verschiedene Handwerkszeuge (Axt, Säge) mittels Riemens befestigt, welche leicht herabgenommen und bei Unglücksfällen benutzt werden können. — Der gewöhnliche Eisenbahnzug der Pacificbahn, wie er täglich einmal von San Francisco ostwärts und von Omaha westwärts ausfährt, besteht aus eihem Waggon I. Klasse, einem Waggon II. Klasse, einem Gepäckwagen und mehreren Schlafwagen. Im Waggon II. Klasse befindet sich eine Raucherabteilung. Ein Wagenwechsel findet vom Mississippi bis zum Stillen Ozean nur zweimal statt. Die Fahrpreise sind stetem Wechsel unterworfen und betragen beiläufig 140 $ für die ganze Strecke von New-York nach San Francisco, 100 $ von Omaha und 80 $ von Denver. Die Kosten der Benutzung eines

Schlafwagens für die ganze Strecke von Ozean zu Ozean belaufen sich außerdem auf 22 $. Auf der Südpacificbahn kostet ein Billet von New-York nach San Francisco I. Klasse ohne Zeitbeschränkung (unlimited first class, ᵃn-li'm-it-ᵉd fö'ʳst klaß) 148 $ 80 Cts., bei ununterbrochener Fahrt 135 $ 30 Cts. — Vergl. die Art. **Aussichtswagen, Hotelwagen, Palastwagen, Rauchwagen, Schlafwagen.**

Pferde besitzt Nordamerika eine große Masse, mit der eine Vielartigkeit der Rassen Hand in Hand geht, die weniger befriedigend ist. Das Pferd spanischer Abkunft, das die Zwischenstufe des verwilderten Präriepferdes durchgemacht hat oder noch auf derselben steht, ist durch absolutes Überwiegen der Anzahl und durch bestimmt ausgeprägten Charakter der Grundstock geworden. Schon die Indianer züchteten vortreffliche Pferde dieser Rasse, welche zwar klein, aber in hohem Grade ausdauernd ist und in der Schlankheit und Sehnigkeit der Formen manchmal an den Tropfen arabischen Blutes erinnert, der noch von Andalusien her in ihren Adern fließt. Die unvollkommenen Straßen haben sich der ausgedehnten Zucht schwerer Schläge fast überall ungünstig erwiesen und die Neigung der Züchter war stets mehr den zierlichen, schnellen und ausdauernden, wenn auch kleineren Rassen zugewendet, welche aus der Kreuzung der sogenannten französischen (kanadischen) und indianischen Ponies mit englischen Pferden hervorgingen. Die Abgehärtetheit und vielseitige Verwendbarkeit gehören zu den Vorzügen des amerikanischen Pferdes. Man rühmt ihm auch eine ganz besonders große Sanftmut und Gelehrigkeit nach, was zum Teil besonders darum richtig sein mag, weil der Amerikaner im allgemeinen sehr gut mit Pferden umgeht und ihm viel Sorgfalt angedeihen läßt. Gute Reitpferde stehen, besonders im wegearmen Westen, in hoher Schätzung. — Vgl. die Art. **Fahren und Reiten, Traberſport.**

Pferdebahnen, Straßeneisenbahnen sind in den Ver. Staaten durch die weite Anlage der Städte, die Teuerung der Einzelfuhrwerke, die Neigung, möglichst in der Peripherie zu wohnen, während die Geschäfts-

häuser im Mittelpunkte der Stadt liegen, endlich überhaupt in Anwendung des alles beherrschenden Grundsatzes der Zeit- und Arbeitsersparung zu einer sehr weit verbreiteten Einrichtung geworden. Die Großstädte haben daneben noch besondere Dampfeisenbahnen (in New-York elevated railroad, siehe den Art. **Hochbahn**), trotz deren Konkurrenz die Pferdebahnen doch bestehen können. Pferdebahnen sind Gemeingut aller, der Hohen und der Niederen, und der reiche Handelsherr fährt nicht selten in Gesellschaft seiner Arbeiter und untersten Beamten. Die Pferdebahnen sind einfach eingerichtet, ohne Klasseneinteilung. Bis in die höchsten Klassen, ja bis zum Staats-Gouverneur hinauf, benutzt alles zeitweilig die Pferdebahn, und oft sind die Wagen mit den elegantesten Damen gefüllt, denen die Männer in der Regel sofort ehrerbietig Platz machen, sobald kein leerer Platz für sie vorhanden sein sollte. Diese Höflichkeit wird seitens der Damen selten mit Dank oder auch nur mit einem Kopfnicken erwidert. — Die Zeit, welche man in den Pferdebahnwagen (cars, kārs) zubringt, wird des Morgens gewöhnlich zum Lesen der Zeitung verwendet, Zeitungsjungen springen von dem einen der vorüberfahrenden Wagen auf den andern, um ihre Ware feilzubieten, die auch stets rasenden Absatz findet. — Die Wagen der Pferdebahnen sind durch die Aufschrift ihres Bestimmungs- und Abgangspunktes und der wichtigsten Straßen, durch welche sie fahren, sowie noch durch besondere Farben ausgezeichnet, welche die Linie anzeigen, der sie angehören; sie sind zweispännig, haben im Innern zwei längslaufende gepolsterte Bänke. Auf den Seitenlinien gehen kleinere, einspännige, die keinen Schaffner haben. Das für alle Entfernungen gleiche (5 oder 6 Cents betragende) Fahrgeld wird hier von den Passagieren in einen gläsernen Kasten geworfen. — Durch eine kleine Öffnung in der Thür kann man auch im Bedarfsfalle Geldbeträge bis zu 2 $ durch den Kutscher einwechseln lassen. In den größeren cars der Hauptlinien geschieht die Kontrolle dadurch, daß der Kondukteur mit einer, bei jeder Pressung klingenden Zange ein Loch durch einen mit Nummern versehenen Papierstreifen preßt, den er an seinem Rocke hängen hat. —

Auf einigen Linien kursieren die ganze Nacht hindurch Wagen. — Auf die Pferdebahnen wird auf Kosten des sonstigen Wagenverkehrs alle mögliche Sorgfalt verwendet, und wenn beispielsweise starker Schneefall die Passage versperrt, so wird der Schnee durch Schlitten der Pferdebahngesellschaft auf beiden Seiten der Schienengeleise derart aufgetürmt, daß er an manchen Stellen das Trottoir bedeckt. An ein Wegschaffen des Schnees von seiten der Gemeinde oder an das Bestreuen des Trottoirs mit Asche u. dergl. bei Glatteis ist nicht zu denken, sondern es bleibt häufig der Sonne überlassen, Glatteis und Schnee hinwegzuschmelzen. — Siehe den Art. Straßenpflaster.

plains [pleni] sind kahle Wüsteneien ohne andere Vegetation, als kleines unansehnliches Gesträuch von sagebrush [ße'dG-bRöſch] und buffalo-grass [bö'f-fa-lō-gRaß].

Polizei. Die Polizei in den Ver. Staaten unterscheidet sich in die „für öffentliche Sicherheit und Ordnung", welche der Munizipal-Verwaltung unterstellt ist und von ihr unterhalten wird, und in die Geheimpolizei der Ver. Staaten: „United States Secret Service Division", neben welcher es noch Privatdetektiv-Agenturen gibt. — Die „Polizei für öffentliche Sicherheit und Ordnung" ist in der ganzen Union so ziemlich gleich uniformiert und hat in ihrer Uniform und Ausrüstung sehr viel Ähnlichkeit mit der englischen Polizei. Die Farbe ihres Anzugs ist dunkelblau; sie hat denselben langen, mit Metallknöpfen bis oben zugeknöpften Rock, aber mit umgelegtem Kragen, im Gegensatz zu deutschen Uniformen, dafür aber Hemdstehkragen mit schwarzer Kravatte und einen steifen, runden Filzhut, auf dem sich das Wappen in Metall befindet. In einem Futteral, um den Leib geschnallt, trägt sie den so gefürchteten kurzen Holzstock aus eisenhartem Holze. Außerdem ist der Konstabler noch mit einem Revolver bewaffnet. In New-York, Philadelphia und anderen großen Städten der Union sieht man unter den Konstablern viele große, schöne, stattliche, kräftige Männer. Doch wie in allen Zweigen des öffentlichen Verwaltungswesens die Professionspolitiker ihre unbedingte Herrschaft ausüben, so hängt

auch die Anstellung im uniformierten Polizeikorps weniger von der Solidarität und Zuverlässigkeit eines Individuums, als vielmehr davon ab, daß es sich vorher durch tüchtige politische Handlangerdienste die Erkenntlichkeit der leitenden Professionspolitiker erworben hat, daß es noch immer, wenn es auch im Dienste der Polizei steht, eine entsprechende Anzahl Wahlstimmen durch Beeinflussung liefern kann und stets eine gefügige Kreatur in den Händen der Parteimatadore bleibt. — Die Stellen der Konstabler sind recht anständig dotiert, viel besser als in den meisten Städten Europa's, was auch notwendig ist, weil der öffentliche Polizeidienst ein äußerst gefahrvoller und beschwerlicher ist; dazu tritt andererseits, daß unter dem Konstablerkorps eine außerordentlich scharfe Disziplin in mancher Richtung gehandhabt wird, die man durch sehr strenge Strafen aufrecht erhält. Schließlich fällt dem Konstabler häufig die keineswegs leichte Aufgabe zu, nachts für die Sicherheit der zahlreichen Geschäftslokale und Magazine zu sorgen, was zwar dadurch einigermaßen erleichtert wird, daß man in den Ver. Staaten wegen der großen Unsicherheit, welche in dieser Richtung herrscht und wegen der vielen Einbrüche, die vorkommen, die Sitte angenommen hat, die Läden und Schaufenster, sowie sämtliche offices [ŏ'f-fiß-ᵉs] und andere Geschäftsräume die ganze Nacht hindurch beleuchtet zu lassen und bloß mit einfachen Glasthüren zu schließen, damit die in den Straßen patrouillierende Polizei beständig in jedes Geschäftslokal hineinblicken und sehen kann, was darin vorgeht. Dieses Auskunftsmittel hat sich denn auch so ziemlich bewährt und bildet einen wirksamen Schutz gegen nächtliche Plünderungen. Da die nächtliche Beleuchtung der Geschäftsräume auch mannigfach auf Privatwohnungen übertragen wird, so macht es einen ganz eigentümlichen Eindruck, wenn man spät nachts durch die Straßen amerikanischer Städte wandelt. Man gewinnt dann den Eindruck, als ob diese Städte nie zur Ruhe kommen können. — Von der Obrigkeit verlangt in den Ver. Staaten niemand die väterliche Fürsorge, die wir erwarten. Niemand wird sie daher verantwortlich machen für das, was den Einzelnen trifft. Wo die Organe der Staats-

gewalt, der öffentlichen Ordnung sich zeigen und die überlegene Kraft entfalten, gehorcht man ihnen willig und unterstützt sie. Niemand aber macht sich ein Gewissen daraus, sie zu hintergehen, wo es möglich ist. Es wird keine Waffengewalt angewendet, wie wir sie als ultima ratio dem Sicherheitsmann an die Seite hängen, aber der bleigefüllte Stab des amerikanischen Polizisten ist weit gefährlicher, so harmlos er aussieht. Der scheinbar Unbewaffnete kann den Widerspenstigen mit einem Schlage zu Boden strecken. — Hinter den Kulissen dieses anscheinend ganz vortrefflichen, vielfach imponierenden und, wenn es erforderlich, außerordentlich energisch auftretenden Konstablerkorps sieht man aber die auch hier herrschende vielseitige Korruption an allen Ecken und Enden hervorgrinsen. Sehr oft stecken die Polizisten unter einer Decke mit den Einbrechern und leisten ihnen dadurch Vorschub, daß sie zu der bestimmten Stunde des Einbruchs nicht durch die Straßen patrouillieren und ihre revidierenden Vorgesetzten auf geschickte Art von dem ungelegenen Besuche dieser Gegend abhalten. Die Kriminalprozesse haben in dieser Beziehung die merkwürdigsten Thatsachen zu Tage gefördert. — Infolge dieser Zustände hat daher das besitzende Publikum, besonders die Geschäftswelt, die Gewohnheit, mit den Konstablern, denen der Dienst in der von ihnen bewohnten Straße zugewiesen ist, einen förmlichen Einbruchsschutz-Kontrakt abzuschließen, d. h. der Konstabler erhält in periodischen Zeiträumen von jeder Partei, je nach dem Werte des zu bewachenden Gutes, eine fixierte Remuneration, wenn nachts nichts gestohlen wurde. Jedenfalls eine recht ansehnliche Erhöhung des an und für sich schon hoch bemessenen Gehaltes des Konstablers. — In sämtlichen Hotels, Restaurants und Schenken ihres Straßenrevieres sind die Konstabler überdies noch freie Gäste, können gratis essen und trinken nach Belieben. — Da die außerordentlich zahlreiche öffentliche Prostitution in den meisten Städten der Union nicht gesetzlich bewilligt, sondern dem guten Willen, dem Nichtbeachten der Polizei überlassen ist, die derartige Häuser ganz nach Belieben und Gutdünken schließen kann, so ist durch dieses Verhältnis eine der ausgiebig-

sten Einnahmequellen für die Polizei geschaffen, d. h. die Unternehmer müssen die Polizei mit sehr beträchtlichen Summen jährlich bestechen, damit diese ihre obrigkeitlichen Augen schließt. — In bezug auf Arretierung von Verbrechern und Ruhestörern gilt derselbe Grundsatz bei der Polizei, wie leider auch im ganzen Gerichtswesen der Union: den armen Teufel, der absolut kein Geld hat, sich mit ihr abzufinden, zu arretieren, auf die Wache zu schleppen und dem Richter zur strengen Bestrafung zu überlassen, denjenigen aber, der Geld besitzt, gleichgiltig, ob es eigenes oder gestohlenes, mit dem also ein Geschäft zu machen ist, gegen eine Abfindungssumme wieder laufen zu lassen. Sehr amüsant ist dann, besonders bei erfolgten nächtlichen Ruhestörungen, die Verhandlung zwischen Arrestant und Konstabler über die Höhe der Loskaufsumme zu belauschen. — Doch in dieser ungerechten Behandlung des Publikums von seiten der Polizei und Gerichte spielt nicht allein das Geld, sondern auch politische Parteirücksicht eine hervorragende Rolle.

Polizei-Nachtlager. Da in den Städten der Union Nachtasyle für Männer beinahe gar nicht vorhanden sind, so wurde von seiten der Legislatur die Einrichtung getroffen, daß in allen Städten der Union einige Räumlichkeiten der Polizei-Gefängnisse zum Zwecke der Nachtasyle disponibel sein müssen. Diese Räume sind sehr reinlich gehalten, haben Holzpritschen und Decken für die Übernachtenden, und jedes Individuum, welches absolut keine Geldmittel besitzt, um ein Nachtlager in einem boardinghouse [bōr'-dinᵍ-hauß] oder wo anders zu bezahlen, kann zur Polizeistation gehen, um dort zu übernachten, ohne daß man es irgendwie mit Fragen über Legitimationspapiere, Personalbeschreibung und dergleichen belästigt. Daher wird denn auch dieses P o l i z e i - N a c h t l a g e r von besseren Armen meistens den schmutzigen, von Ungeziefer wimmelnden Lodginghäusern vorgezogen. Daß sich natürlich in solchem Polizei-Nachtlager allmählich die buntest zusammengewürfelte Gesellschaft einfindet, ist sehr begreiflich, und daß sie besonders während des harten Winters, der im Osten

der Union herricht, vorzüglich in den großen Städten in der Regel überfüllt sind, kann man sich denken. Hier fällt jede Schranke des Standes, der Geburt, hier verstummt aller politische und Rassenkampf, das gemeinsame entsetzliche Elend hat sie zusammengeführt. Es sind nicht die Schlechtesten, welche hier in ihrer grenzenlosen Armut Obdach bei der Polizei suchen, denn der Gauner, der Verbrecher, der Mann mit dehnbarem Gewissen findet in den Ver. Staaten Mittel und Wege genug, sich wenigstens ein besseres Obdach zu verschaffen.

Porto. Die Ver. Staaten gehören zum Weltpostverein. Die Post befindet sich in Staatsverwaltung. Ein einfacher Brief (d. h. ½ Unze oder 15 g schwer) nach Deutschland kostet frankiert 5 Cents Porto, doch werden auch unfrankierte Briefe expediert, die dann aber in Deutschland doppeltes Porto, d. h. 40 Pfennige, kosten. Für die Korrespondenz nach Deutschland sind auch sogenannte Korrespondenzkarten (hier postal cards, po'ß-t'l ka'di, genannt) zu haben, welche für das Ausland aber 2 Cents kosten. Das Porto für einfache Briefe im Umkreise der Ver. Staaten und Kanada beträgt 2 Cents und muß durch Aufkleben von Freimarken vorausbezahlt werden, da dortzulande die Post unfrankierte Briefe nicht befördert. Falls nicht Name und Adresse des Absenders auf einem solchen unfrankierten Briefe angegeben, wird derselbe nach Washington zu den „toten Briefen" geschickt und in den meisten Fällen vernichtet. — Das Porto für einen Brief in der Stadt New-York (einen „Stadtbrief") beträgt 2 Cents.

Post. Die Post der Ver. Staaten hat teilweise eine vollkommen andere Organisation, wie die in den Kulturstaaten Europa's. — Das Postwesen bildet ein eigenes Ministerium unter einem „Sekretär des General-Postamtes" bei der Bundesregierung in Washington, und aus dem Bundesbudget werden die Poststraßen des ganzen Reiches erhalten und neue gebaut. Die Postbeförderung im gesamten Reiche, die, wenn sie nicht per Eisenbahn oder Dampfschiff geschieht, als „Star Service" [ßtā' ßö'-wiß] bezeichnet wird, wird nach dem Gesetze öffentlich ausgeschrieben und demjenigen Unternehmer

kontraktlich übergeben, der sie gegen die geringste jährliche Entschädigung auf eine genau fixierte Zeitperiode übernimmt. — Außerdem herrscht die eigentümliche Einrichtung, daß der Vorsteher jeder Poststation außer einem festen Gehalte, welches z. B. in New-York 8000, in Chicago, Boston, Philadelphia und in anderen großen Verkehrszentren 4000 $ beträgt, eine festgesetzte jährliche Pauschalsumme erhält, wofür er nicht nur die Miete der Diensträume, Heizung, Beleuchtung, Schreib- und Büreaumaterialien, kurz und gut alles zur Erhaltung und zum Betriebe der Poststation Erforderliche bestreiten muß, sondern von der er auch die notwendigen Gehilfen zu bezahlen hat, welche er selbst nach Gutdünken anstellt und die nur Gehilfen des Postmeisters, aber keine offiziellen Postbeamten sind. Infolgedessen hatten die riesigen Ver. Staaten z. B. am 30. Juni 1883 nur 69 030 offizielle Postbeamte, also ungefähr soviel wie Deutschland. — Die Stellen der Vorsteher der Postämter der drei ersten Klassen (der sogenannten „presidential offices“ [prĕ′s-ᵉ-dĕ″n-schᵉl ŏ′f-fiß-ᵉs] werden beim jedesmaligen Präsidentenwechsel neu besetzt. — Am 30. Juni 1883 bestanden 47 863 Postanstalten und 19 226 Briefkasten. Die Zahl der letzteren ist verhältnismäßig gering gegen die zu derselben Zeit in Deutschland vorhandenen 59 791 Stück. — Über den Umfang des inländischen Verkehrs finden statistische Aufzeichnungen, wie sie in Deutschland und den meisten europäischen Ländern üblich sind, nicht statt, der enorme Umfang des Inlandverkehrs läßt sich nur einigermaßen nach der Zahl der verkauften Postwertzeichen bemessen und von diesen wurden im Betriebsjahre 1882/83 nach den offiziellen Berichten 1 861 699 669 Stück im Werte von 42 910 320 $ verkauft. — Die Post der Ver. Staaten bringt nach dem Jahresbericht von 1885 jährlich der Regierung 48 576 622 $ ein. Diese Einnahme wird aber von den direkten Ausgaben um 3 695 077 $ und von der Gesamtausgabe um 5 238 495 $ übertroffen. Dies klingt zwar befremdlich, wenn man bedenkt, daß die deutsche Postbehörde jährlich 10 Millionen Mark Überschuß hat; das Mißverhältnis erklärt sich jedoch dadurch, daß die Regierung der Ver. Staaten den Transport auf

allen Bahnen bezahlen muß, während die deutschen Bahnen keine Entschädigung erhalten. Dazu kommt noch, daß die amerikanische Post ihren Betrieb über weite, unwirtliche Gegenden ausdehnt, wo die Einnahmen in keinem Verhältnis zu den Ausgaben stehen. — In bezug auf die Postbeförderung sind zwei Arten zu unterscheiden und zwar diejenige auf dem Kontinente per Eisenbahn, Karriol, reitende Boten oder Flußsteamer und die Ozeanbeförderung. — Jedem Postzuge ist stets ein wie in Europa eingerichteter Postwaggon eingeschaltet. An kleinen Stationen wird der Postbeutel an einem Pfahle derart angebracht, daß er von einem Mechanismus am Postwaggon während des Vorbeifliegens des Zuges aufgefangen und dann von den Beamten des Postwaggons in ihr Koupee hineingezogen wird. In denjenigen Gegenden, in denen keine Eisenbahnen die Postbeförderung vermitteln und auch keine Flußdampfer dazu verwendet werden können, geschieht das Weiterschaffen der Post durch Karriole, noch häufiger aber, besonders in den am wenigsten besiedelten Territorien, wo die Verkehrsstraßen herzlich schlecht, durch reitende Boten, die bis an die Zähne bewaffnet sind, denn ein Ausrauben der Post ist dort keineswegs eine Seltenheit.

postal notes [pō′ß-tᵊl nōtß]. Das amerikanische System der Postnoten besitzt vor dem gleichartigen englischen Verfahren (postal orders, ō^r′-dᵊrſ) den Vorteil größerer Beweglichkeit, da die Einzahlungen auf Postnoten zu jedem beliebigen vollen Dollar- und Centbetrage bis zu dem Höchstbetrage von 4 $ und 99 Cents angenommen werden. Für sämtliche Noten kommt ein und dasselbe Formular zur Anwendung, doch ist die Anfertigung der Noten bei der Einzahlungsstelle mit größeren Förmlichkeiten verknüpft. Unter Verwendung des nachstehend in deutscher Übersetzung gegebenen Formulars gestaltet sich das Verfahren wie folgt:

Block.

No. 13 786.

Arkama, Ala.

Betrag

Doll. 3. 67.

Datum der Einzahlung

Juni 19, 1886.

Auszahlungs-Postamt:

Cleveland

Ohio.

. . ..

4.	3.	2.	1.
Vier Dollars	Drei Dollars	Zwei Dollars	Ein Dollar
4.	3.	2.	1.

Note.

No. 13 786.

Arkama, Ala.

Juni 19, 1886.

Postal-Note

über Summen unter fünf Dollars.
Nur zahlbar in den Vereinigten Staaten von Amerika.

Der Postmeister zu
Cleveland, Ohio,
wird zahlen an den Überbringer innerhalb dreier Monate, vom letzten Tage des Einzahlungsmonats ab gerechnet, drei Dollars siebenundsechzig Cents.

Richard Doe, Postmeister.

Diese Note ist gleichfalls zahlbar bei der Einzahlungsstelle innerhalb desselben Zeitraums.

Im Falle des Verlustes oder der Vernichtung kann kein Duplikat ausgefertigt werden.

Den vorstehenden Betrag erhalten.

. . . .

(Unterschrift.)

Auf der Rückseite hier von den Postanstalten zu stempeln.

Gebühr:
(Vignette)
Drei Cents.

Zur Entwertung dieser Note ist dieser * Stern von dem auszahlenden Postamt auszuheben.

Dimes	Cents
1	1
2	2
3	3
4	4
5	5
6	6
7	7
8	8
9	9
0	0

Der Postmeister, welcher eine postal note ausfertigt, muß: 1) in den bei der Einzahlungsstelle zurückbleibenden Block der Note den Betrag der Einzahlung und den Namen der Bestimmungs-Postanstalt mit Tinte niederschreiben; 2) auf der Note selbst den Tag der Einzahlung, die Bezeichnung der Bestimmungs-Postanstalt und den Betrag der Einzahlung eintragen und zwar den letzteren sowohl in bezug auf die Dollar- wie die Cent-Summe in Buchstaben. Lautet die Note auf weniger als einen Dollar, so muß der Raum für den Dollarbetrag mit zwei wagerechten dicken Strichen geschlossen werden; wenn dagegen die Note auf eine Dollarsumme ohne Cents lautet, so ist der für den Centbetrag vorgesehene Raum des Vordrucks in derselben Weise zu durchstreichen; 3) die Note neben dem Worte „Postmeister" unterschreiben; 4) die Note von dem Block in der Weise abschneiden oder abreißen, daß der Abschnitt, enthaltend den Dollarbetrag, über welchen die Note lautet, an dieser selbst, und die übrigen Abschnitte, wenn solche vorhanden sind, links an dem Block verbleiben. Demgemäß wird, wenn eine Note über den Betrag von 3 $ 67 Cents auszufertigen ist, die Trennung zwischen dem Abschnitte zu 3 $ und demjenigen zu 4 $ so zu bewirken sein, daß der Abschnitt zu 3 $ noch zu der Note gehört und der Abschnitt zu 4 $ an dem Block verbleibt; 5) mit der zu diesem Zwecke den Postanstalten gelieferten Koupierzange aus den am rechten Rande der Formulare befindlichen Zahlenreihen diejenigen Ziffern herausheben, welche dem eingezahlten Centsbetrage entsprechen. In dem vorliegenden Beispiele würde aus der mit „Dimes" [daimſ] überschriebenen Reihe die Ziffer 6 und aus der mit „Cents" überschriebenen Reihe die Ziffer 7 zu entfernen sein; 6) einen Abdruck seines Postanweisungs-Stempels auf die Rückseite der Postnote an der hierfür durch den Vordruck bestimmten Stelle setzen. — Nun endlich ist die Postnote vollständig ausgefertigt und kann gegen Entrichtung des Betrages, über welchen sie lautet, und der Einzahlungsgebühr an den Einzahler ausgehändigt werden, welchem es überlassen bleibt, die erworbene Postnote an den Empfänger auf beliebige Art zu übermitteln. Seitens des Einzahlungs-

Postamtes wird an die Bestimmungs-Postanstalt keine Benachrichtigung, wie dies sonst im amerikanischen Postanweisungs-Verkehr geschieht, abgesandt. Die Zahlungsleistung erfolgt bei der Bestimmungs-Postanstalt an den Inhaber, sobald der Beamte sich überzeugt hat, daß die vorgelegte Note echt und korrekt ausgefertigt ist, und daß der auf der Note eingetragene Betrag mit demjenigen übereinstimmt, welcher durch den höchsten der Abschnitte für die Dollarsumme bzw. durch die ausgelochten Zahlen für die Centssumme dargestellt wird. Die postal note soll als ein — seit Einziehung des alten, kleinen Papiergeldes der Ver. Staaten fehlendes — Zahlungsmittel zur Ausgleichung kleiner Verbindlichkeiten dienen und die aus dem Verkehr gezogene Papier-Scheidemünze (fractional currency, frä'k-sch'n-'l kö'r-r'n-ß') ersetzen.

Postanweisung. Zur Übermittelung von kleineren Summen nach Nordamerika ist ein sehr zuverlässiges, empfehlenswertes Mittel in den Postanweisungen gegeben. Jede Anweisung kann allerdings nur bis zur Höhe von 200 M. ausgestellt werden; da man aber eine beliebige Anzahl solcher Anweisungen ausfertigen darf, so kann man jegliche Summe damit befördern. Reisende in Nordamerika, welche einen bestimmten Plan entworfen haben und sagen können, zu welcher Zeit sie an dem oder jenem Platze sind, thun gut, sich der Postanweisungen zu bedienen. Diese Anweisungen müssen den Vermerk „postlagernd" tragen. Wenn sie der Reisende in Empfang nehmen will, muß er sich auf irgend eine Art ausweisen. Stellt ihn ein bekannter Einwohner vor, so genügt das; am sichersten aber geht man, wenn man einen Paß vorlegt. In keinem Falle bleiben die Fragen: „Wer hat das Geld abgesandt? Wo wohnt er? Welchen Betrag erwarten Sie?" erspart. Diese Vorsicht darf man in anbetracht amerikanischer Verhältnisse nicht verübeln und sollte sich deshalb dem Postbeamten so entgegenkommend wie möglich zeigen. — Die Postanweisung muß außer dem Namen des Empfängers und der genauen Bezeichnung desselben seinen Vornamen oder mindestens die Anfangsbuchstaben seines

oder seiner Vornamen enthalten; bei Firmen genügt die gewöhnliche Bezeichnung der Firma. Dem Bestimmungsorte ist der Name des Staates (state, ßtēt) und wenn möglich auch des Kreises (county, kau'n-te) hinzuzufügen. Der Name und die Adresse des Absenders müssen angegeben werden.

Posträuber. In Kalifornien und noch in einigen anderen Gebirgsgegenden gibt es eine Sorte Räuber, welche nur Eilwagen beraubt — Posträuber werden sie genannt. Jeden andern Raub halten sie unter ihrer Würde. Sie haben es noch nicht gelernt, die Reisenden ins Gebirge zu entführen, um ein Lösegeld zu erpressen, sie töten auch nicht aus Mordlust, sondern nur dann, wenn sie Widerstand finden. Nicht das Leben, nur die Wertsachen fordern sie, und wenn man diese übergibt, mache man ein Gesicht, als ob das der glücklichste Moment des Lebens wäre. Häufig wird verlangt, mit den übrigen Passagieren eine Reihe zu bilden und die Hände in die Höhe zu halten. Wo Widerstand unnütz ist, mache man nicht den geringsten Versuch, zu opponieren. Man ergebe sich mit stoischer Ruhe in sein Schicksal und es wird einem kein Haar gekrümmt werden. Die Vorsicht gebietet, daß man in gefährlichen Gegenden nur die notwendigste Barschaft und keine kostbare Uhr bei sich führe. Das Geld, das man erst am Reiseziele braucht, sende man am besten mit der Post oder der Expreßkompagnie Wells, Fargo & Co. voraus, die beide im Verlustfalle dafür aufkommen müssen.

Pranger. In der Union finden wir den alten Pranger wieder erstanden, auch verschärft durch öffentliche Auspeitschung der Missethäter. Die Strafe des Schandpfahls besteht zur Zeit, und zwar in üppiger Blüte, in Delaware und Maryland. Das zu diesem Zwecke bestimmte einfache Gerüst befindet sich in der Regel auf einem öffentlichen Platze, und der Tag der Exekution, vom Volksmunde spottweise „der Tag Sankt Schandpfahls" benannt, ist ein wahrhafter Festtag für den Pöbel der Stadt und der Umgebung. Es gibt zweierlei Strafen am Schandpfahl. Die gelindere ist

das „am Pranger Stehen“ auf der Plattform, welche das Kreuz trägt, die schärfere ist das Auspeitschen. Und nicht etwa nur erwachsene Männer werden dieser barbarischen, grausamen Bestrafung unterworfen, sondern sogar Knaben von wenig mehr als 10 Jahren. Es vergeht kaum ein „St. Schandpfahlstag“, an dem nicht solche Knaben am Schandpfahl stehen oder gar ausgepeitscht werden.

Prärie. Mit Prärie bezeichnet man offene und baumlose, aber mit Gräsern bewachsene Flächen. In der nordamerikanischen Union faßt man als Prärie oder plains [plēns] im gewöhnlichen oder engeren Sinne jenes große Ländergebiet auf, welches sich westlich vom Mittellaufe des Mississippi nach dem Felsengebirge erstreckt, wobei als obere Grenze St. Anthony in Minnesota und als untere Memphis in Tennessee angenommen wird. Im Westen herrscht die wellige (rolling, rō'l-linᵍ) Prärie vor; die Höhenunterschiede der kleinen Unebenheiten betragen nicht über 15 m. Die meist feuchten Einsenkungen nennt man swales [ßwēls] und sloughs [ßlau̅s]. Die Flüsse bewegen sich meist zwischen niederen Ufern in breiten Betten. Zu einer regelmäßigen Schiffahrt sind diese Flüsse gänzlich ungeeignet und ihre Wassermenge ist eine sehr wechselnde. Ein Gewässer, auf welchem am Morgen ein kleines Dampfschiff fahren könnte, wird am Abend ohne Schwierigkeit durchwatet. Im Gegensatz zu dem höher gelegenen Land — upland [ŏ'p-länd] — nennt man die angeschwemmten Gebiete der breiten Flußthäler Bodenländer (bottoms, bŏ't-tᵒms). Diese tief in die terrassenförmigen Plateaus der Prärie eingeschnittenen Flüsse mit steil abfallenden, obwohl nicht sonderlich hohen Ufern verändern in keiner Weise die allgemeine Scenerie der Landschaft, ausgenommen etwa dadurch, daß sich wellenförmige Hügelketten, bluffs [blŏfß] genannt, längs ihren Ufern dahinzuziehen pflegen.

Präriehund. An der Spitze der Vierfüßler der Prärie steht der Präriehund, eine kleine Art Murmeltier von der Größe unseres Hauskaninchens und unstreitig eines der spaßhaftesten und possierlichsten Geschöpfe der Erde. Er wohnt überall da, wo die Prärie

ihm bequemen Boden zum Graben seines Baues bietet, also vorzugsweise im lehmigen Terrain; auf sandigem oder sumpfigem Grunde ist er nicht zu finden. Seine Baue liegen oft zu tausenden zusammen; man reitet Meilen und Meilen und sieht fortwährend in wenigen Schritten Entfernung von einander die kreisrunden, handgroßen Öffnungen der unterirdischen Wohnungen, um welche die ausgegrabene Erde kegelförmig aufgeschüttet ist. So lange rings umher Ruhe herrscht, sitzt auf jedem Baue aufrecht der Inhaber, oft mit seiner ganzen Familie, während einzelne ihren Nachbarn Besuche abstatten. Naht jedoch Gefahr, so ertönt sofort von allen Seiten ein scharfes kurzes Pfeifen, jeder drückt sich einen Augenblick am Eingange und fährt dann mit überaus possierlichem Kopfsprunge in die Röhre hinein, wobei die kurze Blume mit einem schnellen Ringel der Oberwelt Lebewohl zuwinkt. Ist die Störung vorüber, so erscheint nach Verlauf einer Viertelstunde ein Kopf nach dem andern im Freien, und nach einer Weile sitzt die ganze Kolonie wieder oben und freut sich ihres Lebens. Weiter als bis zu seinen nächsten Nachbarn entfernt sich der Präriehund nicht von seinem Bau, und wenn ihn eine Störung zufällig nicht bei seiner Behausung trifft, so ist es spaßhaft anzusehen, wie er in vollster Verzweiflung darauf zufährt, dabei oft in falsche Löcher gerät, aus denen er ohne Besinnen wieder herausspringt und nicht eher ruht, als bis er in seinem eigenen Hause geborgen ist. Wo regelmäßig Menschen verkehren, hat er übrigens viel von seiner Scheu abgelegt, und längs der Eisenbahnen bleibt die ganze Bewohnerschaft eines Dorfes in nächster Nähe sitzen und schaut neugierig dem vorübersausenden Zuge nach. Zur Nahrung dienen dem Präriehunde die Wurzeln der Gräser, Wasser scheint er außer dem Morgentau überhaupt nicht zu bedürfen. Er würde also ein sehr harmloses und unschädliches Geschöpf sein, wenn ihn sein Graben nicht dem Reiter in der Prärie unleidlich und selbst gefährlich machte. Bewohnte Kolonieen sind freilich leicht zu erkennen, da rings um die Baue das Gras durch das Abbeißen der Wurzeln ausgerottet ist; wo aber eine Kolonie ausgestorben oder sonst verlassen ist, bedeckt die

erste Regenzeit die Fläche wieder mit üppigstem Wuchse, und der Reiter muß es lediglich dem Scharfsinn seines Pferdes überlassen, die zahllosen unsichtbaren Löcher zu vermeiden. Obgleich ein Pferd, welches die Prärie kennt, selbst im schärfsten Galopp mit bewunderungswürdiger Sicherheit der verborgenen Gefahr ausweicht, so sind doch die Fälle nicht selten, daß Pferd und Reiter zu Schaden kommen. Der Mensch kann dem Präriehunde nicht viel anhaben; wird dieser nicht durch einen Schuß in den Kopf auf der Stelle getötet, so schleppt er sich noch bis zu seinem Bau und ist für den Jäger verloren; das Wildbret soll übrigens gut genießbar und dem des Eichhörnchens ähnlich sein. Dagegen hat er andere Feinde: Präriewölfe (siehe diesen Art.) und Raubvögel stellen ihm nach und die Klapperschlange entvölkert ganze Kolonieen. Der Präriehund beherbergt in seinem Bau nämlich die verschiedensten Gäste, drei gänzlich fremde Wesen nehmen von der Wohnung ungebeten Besitz: die Klapperschlange, eine Erdschildkröte und eine kleine Kauzeule. Die letztere scheint sich mit den Präriehunden gut zu vertragen; sie sitzt mitten unter ihnen, und wenn alles andere flüchtet, bleibt sie ruhig auf ihrem Flecke und begrüßt den Menschen durch eine lächerliche Verbeugung. Die Klapperschlange dagegen ist ihr erbitterter Feind, vorzüglich die Jungen werden sicher ihre Beute.

Präriestädte. Nichts Originelleres, nichts Anspruchsvolleres und doch Ursprünglicheres als eine Präriestadt. Eine Straße, doppelt oder dreifach so breit als die „Linden" in Berlin, pflegt eine doppelte Reihe einstöckiger Häuser zu trennen, deren Dächer nach vorn zu einer Art von primitiver Veranda vorspringen und deren Vorderfaçaden mit hochtönenden Geschäftsanzeigen wie „saloon" [ßä-lū'n] und dergleichen überdeckt sind. „Saloon" bedeutet hier soviel wie Bierschenke, und es mangelt daran auch im kleinsten Orte ebensowenig wie an einem Gasthofe, in dem freilich alle Gäste in einem einzigen Zimmer oder, wenn es gut kommt, doch „ohne Vorstellung" zu zweien in einem Bette zusammenschlafen müssen. Häufig kommt es vor, daß mitten in der Nacht noch ein verspäteter Gast in das Bett eines

Fremden steigt, ohne daß man erfährt oder sich auch nur danach erkundigt, wer der einmalige Schlafgenosse gewesen. Und trotz solch wenig verfeinerter Verhältnisse gelten diese Präriestädte als eine Goldgrube aller Kaufleute. Die Umsätze, die dort gemacht werden, sind erstaunlich, denn meilenweit kommen die Farmer und Viehknechte herbeigeritten, um etwa vierteljährlich ihre Vorräte zu erneuern. Pferde halten überall vor den Thüren, nicht selten mit Frauensätteln, denn das Buggy hat hier im Westen der Prärieen schon längst der allgemeinen Sitte des Reitens Platz machen müssen.

Präriewolf. Wölfe sind in der ganzen Prärie zu finden, ungleich häufiger jedoch als der große graue Wolf ist sein kleinerer Verwandter, der Präriewolf. Er wird gewöhnlich mit dem mexikanisch-spanischen Namen coyote bezeichnet, während man den großen Wolf im Süden vielfach nach seinem spanischen Namen lobo nennen hört. Dieser letztere ist im Sommer graubraun, im Winter heller gefärbt, auch gibt es eine gänzlich schwarze Spielart desselben; von weißen Wölfen, die man in Büchern häufig erwähnt findet, ist an Ort und Stelle jedoch weder etwas zu sehen, noch zu hören, wahrscheinlich ist hiermit das hellere graue Winterkleid gemeint. Der coyote ist gänzlich zu Unrecht mit dem Fuchs und dem Schakal verglichen worden; er besitzt mit keinem von beiden irgend welche nähere Ähnlichkeit, sondern ist ein echter, hochbeiniger Wolf von der Größe eines mittleren Hühnerhundes. Über Tags trollt er allein oder zu zweien in der Prärie umher; bei einem Aase oder hinter einem angeschossenen Wilde sieht man größere Mengen sich zusammenscharen; nachts führen Rudel derselben mit Vorliebe Konzerte um das Lager auf. Das Geheul gibt nicht gerade einen unangenehmen Klang, man kann Ähnlichkeit mit entferntem Gesange darin finden, ebenso wie das Geschrei der Wildgänse an Glockengeläut in der Ferne erinnert. Mit dem Aasgeier zusammen ist der coyote der Vertilger alles toten Getiers, doch geht er nicht gern an stinkendes Aas. Seine sichere Beute wird jeder angeschossene oder im Kampf mit seinesgleichen verwundete Büffel; sobald ein

solcher sich vor Schweißverlust erst einmal niedergethan hat, verendet er bald an den scharfen Bissen des Rudels. Für den Menschen ist sowohl der große Wolf, wie der coyote gänzlich ungefährlich, doch ist die Dreistigkeit des letzteren bei Nacht so groß, daß jedes Stück Fleisch und jeder geschmierte Stiefel im Lager wohl verwahrt werden muß.

Präsident. Für das Amt eines Präsidenten oder Vize-Präsidenten der Ver. Staaten sind nur Bürger, die in der nordamerikanischen Union geboren wurden, also keine Adoptivbürger, wählbar. Die Wahl selbst ist keine direkte, sondern eine indirekte; Versuche, sie zu einer direkten zu machen, sind bis dahin stets ohne Erfolg geblieben. Die Präsidenten-Wahlmänner oder Elektoren (electors, ĕ-lĕ′k-tŏrs) werden in den einzelnen Unionsstaaten durch allgemeine Volkswahlen und zwar an einem und demselben Tage gewählt; dieser Wahltermin ist nach den gegenwärtigen gesetzlichen Bestimmungen der auf den ersten Montag im November des Wahljahres folgende Dienstag. Jeder Unionsstaat hat das Recht, so viele Wahlmänner zu wählen, als die Gesamtzahl seiner Bundessenatoren und Repräsentanten im Kongreß zu Washington-City ausmacht; auch ist es jedem einzelnen Unionsstaate freigestellt, die Normen festzusetzen, nach welchen er die Wahlmänner gewählt haben will. Die nordamerikanische Union besteht zur Zeit aus 38 Staaten, welche zusammen 369 Wahlmänner wählen. Die Territorien beteiligen sich an der Elektorenwahl nicht. Die Amtsdauer des Präsidenten währt 4 Jahre; der neugewählte Präsident muß sein Amt am 4. März, wenn dieser auf einen Sonntag fällt, am 5. März des auf die Elektorenwahl folgenden Jahres antreten. — Zu einer giltigen Präsidentenwahl ist die absolute Mehrheit der Gesamtzahl aller Wahlmänner erforderlich. Die Regierungen der einzelnen Unionsstaaten erteilen den erwählten Wahlmännern die erforderliche Legitimation. Nach der Bundesverfassung und nach der 135. Sektion der revidierten Statuten der Ver. Staaten sollen die Wahlmänner sich in ihren respektiven Staaten am ersten Mittwoch des ihrer Erwählung oder Ernennung fol-

genden Monats Dezember an den dazu von den Staatsgesetzgebungen bezeichneten Orten (gewöhnlich am Sitze der Staatsregierung) versammeln und daselbst die Wahl des Präsidenten, bzw. des Vize-Präsidenten, mittels Stimmzettel vornehmen und zwar in der Weise, daß für jeden der beiden genannten Beamten, die jedoch nicht beide Einwohner eines und desselben Unionsstaates sein dürfen, durch besondere Stimmzettel abgestimmt wird. Sollte durch irgend einen Umstand eine Vakanz in der Elektoren- oder Wahlmännerzahl eintreten, so gilt in den meisten Unionsstaaten die Regel, daß die übrigen Elektoren diese Vakanz durch freie Wahl ausfüllen. Über das Ergebnis der Abstimmungen der Elektoren wird ein dreifaches Protokoll mit genauer Angabe der abgegebenen Stimmen ausgefertigt und mit der Unterschrift der Elektoren oder zum mindesten der Majorität derselben versehen; es werden davon zwei Exemplare versiegelt an den Präsidenten des Bundessenates in Washington befördert, nämlich eins sofort per Post und das andere bis spätestens zum ersten Mittwoch des darauf folgenden Januar durch einen besonderen, von den Wahlmännern dazu beauftragten Boten. Das dritte Protokoll endlich wird auf demjenigen Bundesbezirksgerichte niedergelegt, innerhalb dessen Gerichtsbarkeit die Abstimmung der Elektoren stattgefunden hat. — Es gilt als ausgemacht, daß die in den einzelnen Staaten gewählten Elektoren unfehlbar demjenigen Präsidentschafts-Kandidaten ihre Stimme geben, welcher von ihrer Partei nominiert worden ist. Es steht aber in der Macht eines jeden einzelnen Wahlmannes, seine Stimme für irgend einen beliebigen, also auch für den Kandidaten der Gegenpartei abzugeben. Nach der Konstitution würde eine solche Stimme unbedingt giltig sein und die von dem betreffenden Elektor betrogene Partei würde absolut keinen Regreß dagegen haben. — Am zweiten Mittwoch des auf die Elektorenwahl folgenden Februarmonats soll nach Vorschrift der Konstitution der jedesmalige Präsident des Bundessenates die an ihn eingegangenen Protokolle über das Elektoralvotum in Gegenwart des Senats und des Repräsentantenhauses öffnen, worauf die Zählung der

Stimmen zu beginnen hat. Ergibt sich dabei eine absolute Mehrheit der Elektoralstimmen für einen Kandidaten der Präsidentschaft bzw. Vizepräsidentschaft, so ist derselbe damit zum Präsidenten bzw. Vizepräsidenten erwählt und übernimmt die Funktionen dieses Amtes am nächstfolgenden 4. März. Von einem weiteren Mitwirken der beiden Kongreßhäuser bei der Präsidentenwahl in dem angegebenen Falle ist in der Konstitution nichts enthalten. Für den Fall dagegen, daß sich bei Zählung der Elektoralstimmen keine absolute Majorität für einen Kandidaten der Präsidentschaft oder Vizepräsidentschaft ergibt, hat nach der Bundesverfassung das Repräsentantenhaus des Kongresses das Recht, die Wahl des Präsidenten, und der Senat das Recht, die Wahl des Vizepräsidenten vorzunehmen. In beiden Häusern ist alsdann eine Zweidrittel-Majorität der Gesamtzahl ihrer Mitglieder zur Beschlußfähigkeit, und eine absolute Majorität derselben zu einer Wahl erforderlich. Das Repräsentantenhaus seinerseits wählt den Präsidenten nach Staaten, wobei jeder Staat nur zu einer Stimme berechtigt ist; so daß sich also die Abgeordneten der einzelnen Unionsstaaten unter sich auf einen Kandidaten einigen müssen, um die Stimme des Staats zur Geltung zu bringen. Können sich die Repräsentanten mit einer Majorität auf keinen der Kandidaten einigen, so fällt die Stimme des betreffenden Staates ganz aus. — Die Wahl des Vizepräsidenten im Bundessenat geschieht dagegen nicht nach Staaten, sondern nach der Kopfzahl der Senatoren. Der Vizepräsident muß den zwei Männern entnommen werden, welche bei der Abstimmung der Elektoren die Majorität hatten. —

Der Präsident bezieht ein Gehalt von 50 000 $. Vielfach wird angenommen, dies umfasse alles, was der Präsident dem Lande koste. Dies ist ein Irrtum. Alle Beamten und Diener im Weißen Hause und überhaupt die Gesamtkosten des Haushalts des Präsidenten werden aus der Bundeskasse bestritten, und gewöhnlich beläuft sich die Gesamtsumme auf 125 000 bis 150 000 $ für das Jahr. Außer dem Gehalte von 50 000 $ sind in der Bewilligungs-Bill für die Ausgaben des Präsidentenamtes folgende Posten vorgesehen: 36 046 $ für

die Saläre der Sekretäre und Amtsdiener des Präsidenten; der Privatsekretär erhält 4250 $, dessen Assistent 2250 $, der Stenograph 1800 $, 5 Boten je 1200 $, 1 Telegraphist und 4 Clerks beziehen ebenfalls je einen guten Gehalt, 2 ushers (ö'sch-ers, **Thürsteher**) erhalten resp. 1200 $ und 1400 $, 1 Nacht-usher 1200 $, 1 Wächter 900 $ und ein Mann, der die Feuerung besorgt, 864 $ für das Jahr; 8000 $ sind für andere Auslagen ausgeworfen, für Schreibmaterialien, Teppiche, Instandhaltung der Ställe, Pflege der Pferde u. s. w. In einer weiteren Rubrik sind 40000 $ ausgeworfen. Davon kommen 12500 $ auf Reparaturen im Weißen Hause und Mobiliar, 2500 $ sind für Heizmaterial bestimmt, 4000 $ für das Treibhaus, 15000 $ für Beleuchtung und andere notwendige Dinge. Man sieht also, daß Republiken mit ihrem Oberhaupte bez. des Kostenpunktes nicht ganz so gut fahren, wie unzufriedene Bürger einer Monarchie dies oft behaupten. — Vergl. den Art. **Verfassung**.

Predigten. Das Predigen ist in Amerika auch ein Geschäft, welches sich für diejenigen, die sich darauf verstehen, ebenso einträglich erweist, wie irgend ein anderes. — Der Besuch einer Predigt gleicht oft mehr einem Theaterbesuch, als einer kirchlichen Andachtspflege. Häufig werden auch die Predigten wirklich im Theater gehalten und freien Eintritt gibt es auch in der Kirche nicht. Man fährt in der Equipage zur Kirche und entrichtet am Eingange 1 $. In niederen Kirchen pflegt man ½ oder ¼ $ „Armengeschenk" zu geben und in den von Armen besuchten Kirchen beträgt das Eintrittsgeld einige Cents. — In New-York gibt es eine Anzahl fashionabler Kirchen, namentlich die Trinity-Kirche, die mit äußerster Pracht und Eleganz eingerichtet sind und jede Bequemlichkeit gewähren, welche die Raffinerie des modernen Geschmacks ersonnen hat, und aus denen jeder Gegenstand verbannt ist, der in allzu lebhafter Weise an die Bestimmung des Ortes erinnern könnte. Für den Gottesdienst sind Primadonnen und Künstler engagiert, die mit ihrem Gesange zur Unterhaltung der Versammlung dienen. Der Nachmittagsgottesdienst in

der Trinity-Kirche, jener fashionablesten der fashionablen Kirchen, ist wenig mehr, als ein hübsches Konzert. — Von dem an diesen Kirchen mit einem Jahresgehalt von 6—12000 $ angestellten Prediger verlangt man, daß sein Stil an Glätte und Ebenmäßigkeit mit der Glätte seiner Kravatte zu wetteifern im stande ist, daß er niemals seine Predigt über 20 Minuten ausdehnt und daß er es zu vermeiden versteht, allzu unsanft gegen die fashionablen Sünden des Tages zu Felde zu ziehen. — Vergl. den Art. **Kirche**.

Die **Presse** Nordamerika's ist in hohem Grade verschieden von dem, was man in Europa und besonders in Deutschland mit diesem Namen belegt. Eigentümlich und bedeutend in ihrer Art gibt sie den Charakter der amerikanischen Gesellschaft, ihre Bildung, Moral, ihre Forderungen, ihr Urteil in jeder Hinsicht ganz und gar getreu wieder. Die amerikanische Presse ist der Amerikanismus selbst. Äußerlich haben die amerikanischen Tagesblätter durch die geschickte Mache, vorzüglich was den Reichtum, die Mannigfaltigkeit und die möglichst abwechselnde Zurichtung des Stoffes anbelangt, ferner in dem Streben nach lebhafter, unterhaltender, selbst sensationeller Form am meisten Ähnlichkeit mit den Pariser und Wiener Durchschnittsblättern. An Reichhaltigkeit, an lebhafter, unterhaltender Schreibweise und manchmal auch an Gediegenheit des Inhalts stehen selbst die Lokalzeitungen, welche nur 1—3mal die Woche erscheinen, der entsprechenden deutschen Presse weit voran. Innigere Beziehung zu dem politischen Leben und zu den Parteien, außerordentlich weite Verbreitung, besonders nach der Tiefe der Volksmassen hin, Streben nach möglichst rascher Vermittelung und möglichst großer Menge der Neuigkeiten — dies sind die Hauptunterschiede derselben von der deutschen Presse; rasch zu sagen, was der Tag verlangt und was er bietet, ist ihr Ehrgeiz. Die Tagesblätter sind mit verschwindenden Ausnahmen Parteiorgane; einige vertreten Konfessionen oder Sekten, andere Nationalitäten, andere Klassen und Stände, andere sogar Rassen. Die Presse ist in Amerika die Schule aller Politiker. — Aber diesem Bilde fehlt auch

die düstere Kehrseite nicht. An Achtung, die man ihr zollt, steht die amerikanische Presse, bei aller Freiheit, deren sie genießt, und die man praktisch unbeschränkt nennen kann, thatsächlich weit tiefer als die deutsche, englische oder französische. Selbst unter den großen und einflußreichen Tagesblättern der Ver. Staaten sind nur wenige, von denen ein anständiger und nur einigermaßen gebildeter Mensch irgend eine Nummer mit voller Befriedigung lesen könnte. Keins stellt sich die Aufgabe, möglichst objektiv, wahrheitsgetreu und gründlich zu sein und in seiner Haltung eine gewisse Würde zu bewahren. Jedes dient rückhaltlos einer Partei. Die Korruption der Presse ist eine nicht minder komplizierte Erscheinung als die des ganzen politischen Lebens. Ihre Käuflichkeit, der Mangel an Anstand und Ehrgefühl ist in der Presse wie im ganzen politischen Leben die verdächtigste und häßlichste Erscheinung, und daß es dem Publikum so wohl behagt bei der Lektüre der Gemeinheiten, die ihm Tag für Tag geboten werden, macht diesen Mangel doppelt empfindlich. Allerdings machen die Wochenausgaben in der Regel einen besseren Eindruck als die Tagesausgaben. Einige politisch-litterarische Wochenblätter sind sehr gut und anständig geschrieben. Merkwürdig tief stehen die sogenannten Witzblätter. Die deutschamerikanische Presse steht in bezug auf selbständige Produktion weit hinter uns zurück. Die Gesetzgebung der Ver. Staaten gestattet ihr die rückhaltloseste Ausbeutung der Erzeugnisse der europäischen Presse und sie zögert nicht, diesen Vorteil in ausgedehntester Weise auszunutzen. Dadurch hält sie allerdings ihren Leserkreis leicht in beständigem Verkehr mit dem geistigen Leben Deutschlands. Und daß dies ihre Aufgabe sei, daß neben allen, das Wesen der reinen Tagespresse betreffenden Zugeständnissen an das amerikanische Leben und Treiben sie inmitten der überwältigenden Majorität einer andersprechenden Bevölkerung Leib und Seele der Muttersprache zu pflegen, zu erhalten und zu vererben habe, das hat die deutsche Presse Amerika's niemals vergessen. Einen Vergleich zwischen ihr und jener des alten Vaterlandes zu ziehen, ist mißlich. „Vor allen Dingen“, schreibt der Deutsch-Amerikaner Udo Brachvogel, „ist die deutsch-

amerikanische Presse in allem, was Politik und Gemeininteressen, sowie die Art ihrer Vertretung anbelangt, durchaus amerikanisch. Ihr Ton, ihre Haltung, ihre Kampfesweise und die Form, in welcher sie dem täglichen Lese- und Neuigkeitsbedürfnis des Publikums Rechnung trägt, sind ganz und gar durch das Muster ihrer mächtigen englischen Schwestern beeinflußt und bedingt. Nur dadurch wurde es möglich, neben dieser — zugänglich und maßgebend, wie sie ja sehr bald auch für den Eingewanderten werden muß — eine wirklich „deutsch"-amerikanische Presse zu zeitigen, in der sie uns heute mit ihren 447 (einschließlich der religiösen Zeitschriften 535) Publikationen (darunter 70 tägliche Blätter) entgegentritt." Die drei geschäftlich blühendsten Organe der täglichen deutschamerikanischen Presse sind die „New-Yorker Staatszeitung" in New-York, die „Illinois-Staatszeitung" in Chicago und der „Anzeiger des Westens" in St. Louis.

Privat-Detektiv-Agenturen, welche besonders in den großen Städten der Union blühen, sind eine Institution, welche in keinem einzigen Kulturlande der Welt in dieser Art vorkommen. Diese Agenturen sind, wie ihr Name andeutet, Geheimpolizeibüreaus, die von spekulativen Privatleuten geführt werden, welche mit der Regierung in absolut gar keinem offiziellen Verhältnis stehen und jedem Menschen dienen, der so unklug ist, ihre Dienste anzunehmen und sie dafür zu bezahlen. Würden diese offices von durch und durch ehrenhaften Männern geleitet und würden sie absolut kein anderes Ziel verfolgen, als Verbrechen zu verhüten, Verbrecher aufzusuchen, zu verfolgen und sie den Gerichten zu überliefern, so wäre gegen sie, bei den durch und durch korrupten inneren Verhältnissen, der bestechlichen, parteilichen Polizeiwirtschaft und Rechtspflege, sowie dem täglichen Überhandnehmen der Unsicherheit des Eigentums und der Person in der Union, gerade nichts besonderes einzuwenden; aber leider halten sie dieses Programm nicht ein, paktieren noch viel ärger, wie die offizielle Polizei, mit den Verbrechern, ja provozieren sogar Verbrechen, um sich dadurch einen Erwerb zu verschaffen.

und teilen die Beute des Raubes und Diebstahls mit den Verbrechern. Doch außer der Beschäftigung mit der Zurückerlangung des gestohlenen Guts finden die vortrefflichen Agenturen noch einen Hauptverdienst darin, daß jede eifersüchtige Frau, jede mit Heiratsplänen umgebende junge Dame, jeder nach Ehescheidung sich sehnende Gatte, jeder gegen seinen Kompagnon oder Geschäftsfreund mißtrauische Kaufmann u. s. w. in diese Privatagenturen eilt und sich dort für schweres Geld die Überwachung derjenigen Person erkaufen kann, über deren geheimstes Privatleben sie sich bis ins kleinste Aufschluß verschaffen wollen. Die Privatdetektiv-Agenturen, welche ihre Büreaus natürlich höchst ingeniös, auf möglichste Düpierung des Publikums berechnet, mit elektrischen Glocken, geheimen Thüren &c., kurz und gut mit allen möglichen Einrichtungen versehen haben, um ihnen den Nimbus des größtmöglichst Geheimnisvollen zu verleihen, ein Humbug, der einen der Hauptfaktoren bildet, damit sie überhaupt Geschäfte machen können, — nehmen natürlich bereitwilligst jeden noch so wunderlich und infam gearteten Auftrag an. Zur Durchführung des Geschäfts bedienen sie sich einer Schar geheimer männlicher und weiblicher Agenten, welche man in der Union „shadows“ (schä'd-ōs, Schatten) nennt, und die das arme Opfer der eifersüchtigen Frau u. s. w., überhaupt des Kunden ihres Büreaus, auf Schritt und Tritt verfolgen und dafür recht ansehnliche Honerare beziehen. Natürlich finden sie nicht immer, was sie suchen sollen und machen daher phantasiereiche, lügenhafte Berichte, wenn ihr Herr und Meister erkennt, daß die Sache sich keineswegs so herausstellt, wie es im Sinne des Auftraggebers ist, weil ja die Agentur besorgt sein muß, Sensationelles, Wichtiges zu liefern, um nicht die Kundschaft zu verlieren, da sich die vielen Agenturen aufs heftigste Konkurrenz machen. Manchmal kommt es vor, daß der Auftraggeber und der zu Bewachende, ohne daß der eine von dem andern etwas weiß, ein und derselben Agentur die Bestellung machen, sich gegenseitig zu bewachen; dann hat die Agentur freilich leichtes Spiel. — Diese erbärmlichen Agenturen sind infolge ihrer Rapporte die häufigste Veranlassung, daß glückliche Ehen auseinander-

gehen, daß das Familienleben gestört wird, daß das gegenseitige Mißtrauen in der Bevölkerung wächst, daß kein Mensch sicher ist, ob nicht ein bezahlter Spion ihm folgt und jeden Schritt und Tritt seines Privatlebens bewacht, und daß häufig diese Agenturen von ehrlosen Ehegatten dazu benutzt werden, sich Beweismaterial zu verschaffen, um durch die Gerichte von ihrer ihnen überdrüssigen Ehehälfte befreit zu werden.

prospector [prŏ-ßpĕ'k-tər]. Die Hauptfigur in einem neuen mining camp [mai'-ninᵍ kämp] ist der prospector, gewissermaßen der „ewige Jude" des Bergbaues. Von Hause aus ohne jede wissenschaftliche Ausbildung, ein gewöhnlicher Arbeiter, der durch seine Praxis als Bergmann die wichtigsten Erze dem Ansehen nach zu unterscheiden gelernt hat, durchzieht er, von glühendem Golddurst getrieben, der ihm sein fernes Ziel, ein Millionär zu werden, stetig vor Augen hält, die wilden Gegenden des fernen Westens. Oft ist sein einziger Begleiter das kluge Maultier, das neben dem aus ein paar Decken bestehenden Bett den Speck und das Mehl trägt, das die Hauptnahrung des prospector auf seinen langen prospecting trips [prŏ-ßpĕ'k-tinᵍ tripß] bildet. Weder weite Wüstenstrecken, noch hohe Gebirgskämme sind ein Hindernis für seine Wanderungen; heute verzehrt er seinen gebratenen Speck mit dem frischen, in einer eisernen Pfanne gebackenen Brot unter den mächtigen Tannen in den kalten Regionen von über 3000 Meter Seehöhe, morgen vielleicht schon tief unten in der von der Sonne ausgebrannten, vegetationslosen, sandigen Ebene. Findet er eine Sandablagerung im Gebirge, so nimmt er seine Schüssel zur Hand und fängt mit Spannung und Erwartung einen Abschlemmungsprozeß an. Die letzten Reste, die in der Schüssel bleiben, durchspäht er dann mit gieriger Sorgfalt nach gelben glänzenden Flittern, aber ach! in der Regel bleiben die goldenen Träume unerfüllt. Da Silbererze auch nicht zu verachten sind, so richtet er sein Augenmerk auch auf den meist silberführenden Bleiglanz und Cerussit, auf Hornsilber und Rotgüldigerz. Welche Aufregung, wenn schließlich eine legde [lĕdG] oder lode (lŏd, Schicht oder Minengang) ausspioniert ist! Häufig geben

sich die erzführenden Gänge durch äußere Merkmale leicht zu erkennen. Bei der ledge wird sofort ein Pfahl eingeschlagen, der Name des Entdeckers darauf notiert und die Ansprüche bei der nächsten Behörde, die freilich oft nicht unter mehreren Wochen zu erreichen ist, festgestellt. So leicht es ist, auf Grund eines Erzfundes einen claim [klem], das heißt den vorläufig geschützten Besitz eines Grubenfeldes von gewisser Ausdehnung zu erwerben (1500 Fuß längs des Erzganges und je 300 Fuß zu jeder Seite von dessen Mitte — im Gebirge eine sehr verzwickte Bestimmung), so schwer ist es, für dieses Grubenfeld einen clear title [klīr tāitl], also die regelrechte Mutung zu erlangen. Es sind nicht sowohl gesetzliche Vorschriften, welche es erschweren, denn diese verlangen nur gewisse Arbeiten am Fundorte, die Aufnahme einer Karte und eine mäßige Gebühr, sondern es sind die endlosen Schwierigkeiten, welche Konkurrenten und Nachbarn dem Finder in den Weg legen, oft nicht sowohl um vermeintliche eigene Ansprüche durchzusetzen, als vielmehr um seitens des Besitzers anständig abgefunden zu werden. Dieses System steht in allen industriellen Sphären der Ver. Staaten in hoher Blüte und ist unter dem Namen „black-mailing“ [blä'k-me'-ling] bekannt. Die Folge ist, daß von den weniger reichen Gruben die meisten und selbst von den bedeutendsten viele ohne regelrechte Mutung auf Grund des ersten claim betrieben werden; eine solche Praxis läuft selbstverständlich auf Raubbau hinaus, doch hat dies bei der Menge der allerwärts im fernen Westen auftauchenden neuen Minengebiete wenig zu bedeuten. — Hat der prospector nicht binnen zwei Jahren die Ausbeutung seiner Entdeckung in Angriff genommen, so verwirkt er seinen claim und ein anderer kann sich das Anrecht darauf bestätigen lassen. In den mining camps kommt es daher gar oft vor, daß manche den glücklichen Besitzer einer ledge scharf beobachten, die Tage genau abzählen, die er nicht daran gearbeitet hat, und dann mit dem Tage des Verfalls sich in den Besitz der Mine setzen; man nennt dieses Verfahren dort „jumping a mine“ [dschö'm-ping a māin]. In der Regel zieht eine Entdeckung Dutzende von weiteren in unmittelbarer Nähe nach sich, Streitigkeiten und Prozesse sind daher

häufige Vorkommnisse. Zuweilen allein, zuweilen als Teilnehmer einer größeren Gesellschaft, die man dann „prospecting party" [pāʳ'-tⁱ] nennt, durchziehen die prospectors entweder auf eigene Rechnung und Gefahr oder auf Veranlassung wohlhabender Leute, die ihnen die nötige Ausrüstung besorgen und ihnen einen Gewinnanteil an den zu machenden Entdeckungen zusichern, ohne Rücksicht auf Weg und Steg, Pfad und Straße kreuz und quer, hinauf bis zu den größten Höhen, die Thäler, Klüfte und Berge. Solche Touren sind in den menschenleeren wilden Gebirgsregionen, von denen vielleicht manche vorher nie von eines Weißen Fuß betreten gewesen waren, mit großen Gefahren verknüpft, und nur verhältnismäßig wenige, die als Neulinge oder, wie man sie in Colorado nennt, als „tender-feet" [tĕ'n-dᵒʳ-fīt] in diesen metallreichen Staat kommen, zeigen sich den von solchen Unternehmungen unzertrennlichen Mühen, Beschwerden und Strapazen gewachsen.

Q.

Die **Quäker** haben keinen Priester; sie versammeln sich Sonntags in ihren außen und innen vollkommen kahlen und schmucklosen Kirchen und warten auf den „heiligen Geist", der gewöhnlich so gnädig ist, innerhalb kurzer Frist eine oder die andere Person, Mann oder Frau, zu überschatten. Der Betreffende erhebt sich dann und gibt der versammelten Quäkergemeinde die Eingebungen des heiligen Geistes von seinem Platze aus kund. — Die Quäker gehen in neuerer Zeit einer radikalen Umwandlung ihres Lebens und ihrer Religionsformen entgegen. Die langweiligen grauen Quäkergestalten verschwinden allmählich aus dem Straßenleben und nur des Sonntags wird die alte Tracht zum Kirchgang angelegt. Die Frauen sind dann sämtlich in graue Gewänder ohne alle Verzierung gehüllt, während der Kopf unter großen, häßlichen Hauben verborgen ist. Die Männer tragen Frack und enge Beinkleider, Strümpfe und Schnallschuhe und einen niedrigen, breitkrämpigen Cylinderhut.

R.

Rauchwagen (smoking-car, ßmō′-king-kār). In jedem Personenzuge befindet sich ein besonderer Rauchwagen, welcher infolge der Zusammenstellung des Zuges auch im schnellsten Fahren leicht erreicht werden kann, und dessen Benutzung unentgeltlich gestattet ist; infolgedessen ist in den übrigen Wagen des Zuges das Rauchen auch bei Abwesenheit von Damen untersagt. Dieser Rauchwagen unterscheidet sich von den anderen Wagen nur durch einfachere Ausstattung und spärlichere Beleuchtung. Er ist in allen Zügen der erste zur Aufnahme von Reisenden bestimmte Wagen, daher auch leicht zu finden. Da merkwürdigerweise für Spucknäpfe (in Amerika spit-toons [ßpit-tū′nß] genannt) und Aschenbecher nicht gesorgt ist, so läßt das Innere des Wagens an Sauberkeit oft viel zu wünschen übrig; der Boden ist mit Tabaksjauche, Zigarren-Asche und -Stummeln, Pomeranzen-, Bananen-, Nuß- und Mandel-Schalen nach allen Richtungen hin bestreut. — Die beiden vordersten Bänke sind während der Tagesstunden nicht für das Publikum bestimmt, da dort der „News-Agent" [njū″ß-ē′-dschent] gegen Bezahlung einer Pauschalsumme sein Quartier aufschlägt, um die in zwei schweren hölzernen Kasten mitgebrachten amerikanischen Zeitungen (den obligaten „New-York Herald" obenan) und Zeitschriften, sowie die neuesten Romane, Novellen u. s. w. den Reisenden zum Kauf anzubieten. Im Westen Amerika's beschränkt sich dieser fahrende Buchhändler nicht auf den Verkauf geistiger Nahrung, er führt auch Kästchen, Kreuze, Zigarren, Kautabak, Süßigkeiten, Früchte, Sodawasser, Butterbrote, selbst Hosenträger und Plaidriemen mit sich. — Im Rauchwagen findet auch die Beförderung der Deserteure, Gefangenen und Verbrecher unter der nötigen Bedeckung statt.

Der **real-estate-agent** [rī′-el-eß-tē′t-ē′-dschent] oder Land- und Heimstätten-Verkaufs-Agent beschäftigt sich mit dem in der Regel äußerst lukrativen Geschäft, die Verkaufs-, Ankaufs- und Pachtvermittelung für Farmen, Plan-

tagen, Ländereien, Kolonisationsterrain und für Heimstätten-Baustellen zu betreiben. Nun sind durch den allgemeinen, in den Ver. Staaten betriebenen Raubbau und durch andere nachteilige Einflüsse die zum Verkauf ausgebotenen, für die Landwirtschaft geeigneten Ländereien in der Regel sehr entwertet oder beinahe gänzlich wertlos, und haben häufig Landspekulanten als Eigentümer. Da aber jeder Besitzer soviel wie möglich, selbst auf die unredlichste Weise, beim Verkauf herausschlagen will, wovon selbstredend das Renommee und der Verdienst des real-estate-agent abhängt, so stellt dieser natürlich soviel wie möglich seine Netze nach „Grünen", das sind landesunkundige Emigranten, bei denen er weiß, daß sie Geld mitgebracht haben, oder nach eingeborenen Gimpeln, die aber viel weniger zahlreich, viel schwieriger zu fangen sind. Hat er so einen armen Vogel ins Netz gelockt, dann kommt es darauf an, ihm soviel wie möglich Sand in die Augen zu streuen, um ihn zum Geschäft zu überreden, und das Talent besitzen diese vortrefflichen real-estate-agents im höchsten Grade. — Der von ihnen angewandte Humbug geht so weit, daß man zur Erntezeit die wirkliche, spärliche Garbenanzahl durch zu diesem Zwecke eigens angekaufte, geschickt aufgestellte andere Garben um vielfaches erhöht, um dem Käufer in spe betrügerisch vorzuspiegeln, der Ackerboden, auf dem die reichliche Garbenzahl steht, habe diese herrliche Ernte gebracht, müsse daher ganz vorzüglich rentabel sein. — Ja, man tauscht selbst die wirklichen Garben mit leeren oder höchst mageren Ähren gänzlich aus, schafft sie rechtzeitig fort und ersetzt sie durch möglichst zahlreiche Garben mit schweren Ähren, räumt auch die schlechte Frucht aus den Scheunen und füllt diese mit vorzüglichen Produkten, die man ebenso angekauft und nun als betrügerische Dekoration, als Lockspeise verwendet. — Dabei ist aber der Boden, der verkauft werden soll, so ausgesogen, daß er kaum als Weide für die Viehzucht lukrativ ist, während man ihn doch als Prima-Ackerboden zum Verkauf anbietet. — Außerdem wird dem unkundigen oder dummen Käufer in spe vorgeschwatzt und meisterhaft vorgerechnet, wie rapid sich die kleinen Landstädtchen der Nachbarschaft zu großen

Handels- und Industriestädten entwickeln werden, wie in kürzester Zeit große Verkehrsadern hier ihrer Erbauung entgegengehen, wie schnell die jetzt noch öde, von wenigen Farmern, Kolonisten oder bettelarmen, diebischen Negerfamilien bewohnte Nachbarschaft sich mit wohlhabenden Weißen, natürlich Leuten seiner Nationalität, Religion und politischen Partei anfüllen, wie er dadurch nicht nur angenehmste Nachbarschaft haben, sondern sich auch der Wert des zu kaufenden Grund und Bodens in kürzester Zeit enorm steigern, man sich um Erwerbung seines Besitzes förmlich reißen wird, er daher das Gut jetzt um einen Spottpreis erhält, die jetzigen ziemlich hohen Steuern, infolge Hochdrucks einer politischen Partei, natürlich derjenigen, welcher das arme Opfer angehört, im gesetzgebenden Körper, noch in wenigen Monaten herabgedrückt werden u. s. w. — kurz und gut, er kein besseres Geschäft auf der ganzen großen Welt machen kann, als so schnell wie möglich zuzugreifen, zu kaufen, damit ihm nicht ein anderer zuvorkommt, dieses große Glück zu erhaschen, für das er dem Agenten ewig dankbar sein werde. — Höchst traurigerweise befassen sich mit diesen real-estate-agent-Geschäften nicht etwa nur untergeordnete oder gar verkommene Subjekte, sondern sogenannte real-gentlemen [dschĕ'ntl-mĕn], höchst ehrenwerte Männer, Generale und Kolonels, über die man übrigens auf Schritt und Tritt in der Union in allen Ständen und Berufsarten stolpert; selbst den hochachtbaren Dienern der Kirche ist dieser Landverkaufsbetrug eine köstliche, lüsternmachende Frucht im Obstgarten des Herrn, die ihnen keineswegs zu hoch hängt, sondern ihre Speicher in Gestalt eines guten „Wertheimers" beständig füllt, die sie einheimsen in ihren Büreaus mit der Firma: „Gratis-Auskunftsbüreau für Emigranten evangelischer oder römisch-katholischer oder irgend einer andern Religion des Pastors X." — Derartige famose, mit dem Wimpel der seligmachenden Kirche gezierte offices, welche von Dienern der Kirche geleitet werden, die doch unmöglich betrügen können, sondern sich selbstverständlich ihrer Schäfchen auf die ehrenwerteste Art annehmen, machen natürlich die brillantesten Geschäfte und sind stets in der Nähe der Landungs-

plätze der verschiedenen Emigrantenhäfen, arbeiten in tausenden von acres jährlich, befördern unzählige neu angekommene Schafe, zu deren Hirten sie sich drängen, jährlich in ihre Spekulations-Kolonisationsterrains, und werfen eine recht respektable Revenue ab.

Rechtspflege. Die Rechtspflege der Ver. Staaten basiert hauptsächlich auf das altenglische common law [kŏ′m-mⁿn lā], welches jedoch mannigfache Abänderungen, hervorgerufen durch örtliche Verhältnisse, erfahren hat. Ja selbst in einigen Staaten, wie Florida und Neumexiko, gilt auch noch das spanische, in Louisiana das altfranzösische Recht. — Die Ausübung der Rechtspflege geschieht von den Unionsgerichten und von den eigenen Gerichten jedes Einzelstaates. Die Rechtsprechung der Unionsgerichte erstreckt sich auf alle Streitobjekte, welche laut der Unionsverfassung nach den Bundesgesetzen oder giltigen Verträgen zu beurteilen sind. Sie haben daher das Recht, die Verfassung auszulegen, insofern Rechtsverhältnisse in Frage kommen; alle Beschlüsse und Gesetze der Einzelstaaten oder des Kongresses, wenn diese mit der Bundesverfassung in Widerspruch stehen, für ungiltig zu erklären, weil die Bundesverfassung das höchste Gesetz des Landes ist; in allen Fällen, welche Gesandte, andere öffentliche Minister und Konsuln betreffen; in bezug auf Admiralitäts- und Seegerichtsbarkeit; in Prozessen, wo die Ver. Staaten Partei sind; in Streitigkeiten verschiedener Staaten untereinander; in Klagen, die ein Staat gegen Bürger eines andern Staates anhängig macht u. s. w. — Der oberste Gerichtshof (Supreme Court, ßjü-prī′m kō′t) ist oberste Appellationsinstanz in allen Kompetenzfällen der Bundesgerichte; er entscheidet in allen Fällen, die sich auf Gesandte oder andere öffentliche Minister und Konsuln beziehen, oder in welchen ein Staat Partei ist. — Die Kreisgerichte (Circuit Courts, ßö′-kⁱt kō′tß) sprechen Recht in allen Fällen, wo die Ver. Staaten Kläger sind, oder ein Ausländer Partei ist, oder die Klage zwischen dem Bürger eines Staates und dem eines andern schwebt, sowie in den Fällen, die unter das allgemeine Landrecht (common law) oder in die Kategorie der Billig-

keitsklage gehören, wenn der streitige Gegenstand außer den Gerichtskosten die Summe oder den Wert von 500 $ übersteigt; in bezug auf alle Verbrechen und Vergehen, die unter die Autorität der Ver. Staaten fallen; überdies sind sie auch Berufungsinstanzen für Dekrete und Urteile, die von den Distriktsgerichten erlassen wurden und in welchen die streitige Summe den Wert von 50 $ überschreitet. — Die Kompetenz der Distriktsgerichte erstreckt sich auf alle Verbrechen und Vergehen, welche der Gerichtsbarkeit der Bundesgerichte unterliegen, innerhalb des betreffenden Bezirks oder auf hoher See begangen wurden und bei denen kein höheres Strafmaß gesetzlich auferlegt werden darf, als Auspeitschen mit 30 Hieben, oder eine Geldstrafe von 100 $ oder Gefängnis bis zu 6 Monaten. Zu ihrer Kompetenz gehören alle Civilklagen, die unter die Admiralitäts- und Seejurisdiktion fallen u. s. w. Vom Distriktsgericht appelliert man an den Circuit Court, wenn der streitige Gegenstand den Wert von 50 $ übersteigt, von diesem an den Supreme Court, wenn er mehr als 2000 $ beträgt. Alle Kompetenzstreitigkeiten zwischen den Unionsgerichten und den Gerichtshöfen der Einzelstaaten entscheidet der Kongreß. — Die Aufgabe des Court of Claims [klems] besteht darin, alle gegen die Staaten erhobenen zivilrechtlichen Ansprüche zu entscheiden; doch ist sein Urteil keineswegs endgiltig, berechtigt aber nur die gewinnende Partei, den Kongreß um Entscheidung zu bitten, weil die Bundesregierung keinem Privaten ein Klagerecht gegen sich einräumt, und in Übereinstimmung mit dem unverkürzt übernommenen englischen Feudalrecht, der Staat in seiner vermögensrechtlichen Eigenschaft als Fiskus in den Ver. Staaten überhaupt nicht existiert, weshalb man ihn als obersten Lehnsherrn nur zu bitten, aber gerichtlich nicht zu belangen vermag.

Die eigenen Gerichte jedes Einzelstaates gliedern sich in ein besonderes Obergericht, in Circuit-Gerichte, in Court of common Plees und Friedensrichter. — Alle hier funktionierenden Richter bekleiden ihr Amt, zu dem sie teils durch den gesetzgebenden Körper, teils vom Gouverneur, teils durch das Volk gewählt werden, auf eine bestimmte Reihe von Jahren, die in den verschiedenen

Staaten wieder verschieden ist. Bei der Rechtspflege dieser Gerichte der Einzelstaaten waltet der Grundsatz ob, daß der Einzelstaat in allen Fällen, die nicht zur Kompetenz der Unionsgerichte gehören, seine Rechtspflege ganz nach eigenem Belieben ordnet und regelt. Äußerst wichtige Befugnisse üben die Friedensrichter aus, denen auch in vielen Gegenden die Polizeigewalt übertragen ist. — Sämtliche Verbrechen, ausgenommen Anklagen, die zur Kompetenz des Senates gehören, gelangen vor Schwurgerichte. — Infolge der Verschiedenheit in den Strafgesetzen und anderer Gesetzesbestimmungen, ist die Rechtspflege in den Ver. Staaten, obwohl dieses Reich sonst so mannigfach durch und durch praktische Institutionen aufweist, leider im höchsten Grade verwickelt, schleppend, kostspielig und ganz besonders in großen Städten, wo die Richter durch das allgemeine Stimmrecht gewählt werden, vielfach bestechlich, ja sogar häufig vollkommen unwirksam. — Eine hauptsächliche Ursache der Korruption und Bestechlichkeit des gesamten Richterstandes der Union liegt darin, daß diese Stellungen vorherrschend in den Händen der Professionspolitiker ruhen, die, auf ihre eigenen materiellen Interessen bedacht, natürlich der besitzenden Klasse ihren ganzen Einfluß zuwenden. Dieses Paktieren der Richter mit der besitzenden Klasse zum Nachteil der Nichtshabenden oder zur Verfolgung der Sonderinteressen der Richter geht so weit, daß sie bei größeren Diebstählen mit dem Verbrecher oder dessen Stellvertreter einen Pakt eingehen, einen beträchtlichen Teil des gestohlenen Gutes in ihre bodenlose Tasche schieben, einen Teil dem Bestohlenen geben, damit er nicht zuviel Lärm schlägt, und den Rest dem Diebe lassen, wobei sie ihm zugleich Straflosigkeit gewähren. — Hat ein Verbrecher Geld genug, so vermag er, selbst wenn die schwerste Schuld auf ihm lastet, durch beständige Prozeßumstoßung und Appellation seinen Prozeß, seine endliche Aburteilung, derart hinauszuschleppen, bis es endlich seinem Advokaten und dem bestochenen Richter gelingt, ohne der ziemlich unempfindlichen öffentlichen Meinung allzusehr vor den Kopf zu stoßen, entweder durch eine glücklich zusammengesetzte Jury eine Freisprechung des Delinquenten zu erlangen,

oder ihm zur Flucht zu verhelfen, oder den Prozeß gänzlich in den Sand verlaufen zu lassen und dadurch auch für den Verbrecher Freilassung zu bewirken. Hat der Verbrecher aber kein Geld, so verfällt er der ganzen Wucht der Strafgesetze.

Regierung. Die Verwaltung wird durch folgende Staatsämter ausgeübt: das Staatsamt, Ministerium des Innern, Schatzamt, Kriegsamt, Marineamt, Postamt.

Das Staatsamt (State Department, ßtet dᵉ-pä'ʳt-mᵉnt), an dessen Spitze der Staatssekretär steht, welcher nächst dem Präsidenten der höchste Beamte der Exekutive ist, entspricht unserem Auswärtigen Amt. Zum Ressort desselben gehören die auswärtigen Angelegenheiten, ferner die Ausfertigung und Registrierung der offiziellen Vollmachten, der Bestallungspatente, der Exequaturen, das Paßwesen ꝛc. Ein Beamter desselben (clerk of appointments and commissions, klärk ow äp-põ'nt-mᵉntß änd kᵉm-mi'sch-ᵉnſ) hat das Staatssiegel unter seiner Obhut.

Das Inlandamt (Department of the Interior, in-ti'-rᵉ-ᵉr) hat folgende Stellen unter sich: das Landamt, Vermessung, Verwaltung, Verkauf der Staatsländereien (General Land Office, dGe'n-ᵉ-röl länd o'f-fiß), Pension Bureau [pe'n-schᵉn bjū'-rō], Indian [i'n-dᵉ-ᵉn] Office, das Unterrichtsamt (Bureau of Education, ĕd-jū-ke''-schᵉn), Patent Office und das Ackerbauamt (Department of Agriculture, ă'g-rᵉ-kŏ''l-tschᵉr). Das Landamt, welches die öffentlichen Ländereien zu verwalten und den Verkauf derselben zu leiten hat, ist eines der wichtigsten.

Das Schatzamt (Treasury [trĕ'G-ᵉ-rᵉ] Department) hat außer den Geldsachen des Bundes auch die Angelegenheiten des Handels, der Schiffahrt, der Küstenaufnahme und -Beleuchtung unter sich.

Das Kriegsamt hat an seiner Spitze den Secretary of War [ße'k-rᵉ-tᵉ-rᵉ ᵒw wāʳ], welcher in der Regel kein Militär ist. Es umfaßt folgende Hauptstellen: Office of the Commanding [kᵉm-mă'n-dinᵍ] General in St. Louis, Office of the Adjutant [ă'd-dGū-tᵉnt] General: Musterrolle der Armee, Korrespondenz mit anderen Ver-

waltungszweigen; Quartermaster [kwâʳʺ-tᵒʳ-maʹß-tᵒʳ] General's Office: Ausrüstung und Transport der Truppen; Commissary [köʹm-miß-ßᵒ-rᵉ] General's Office: Verpflegung; Paymaster [peʺ-maʹß-tᵒʳ] General's Office: Löhnung; Ordonance-Bureau [öʹʳd-nᵒnß]: Waffen und Munition; Engineer's [ĕʹn-dɢᵉ-nīʺʳſ] Office: Landesverteidigung; Surgeon [ßöʳʹ-dɢᵒn] General's Office: Militär-Medizinalwesen; Bureau of Military-Justice [miʹl-ᵉ-tᵒ-rᵉ dɢöʹß-tiß].

Das Marineamt (Navy [neʹ-wᵉ] Department). An der Spitze dieses Amtes steht der Secretary of the Navy, der in der Regel kein Seemann ist. Die Hauptstellen sind ähnlich wie im Kriegsamt verteilt. Die Kriegsflotte der Ver. Staaten ist seit dem Bürgerkriege, wo sie eine so hervorragende, ehrenvolle Rolle spielte, auffallend vernachlässigt worden.

Reichtum. Auf äußeren Pomp wird in Amerika destoweniger Wert gelegt, je höher man in der Stufenleiter der amerikanischen Gesellschaft emporsteigt. Nur der reich gewordene Viehhändler und Mineur, und jene Emporkömmlinge (codfish- und shoddy-Aristokratie, köʹd-fisch, schoʹd-dᵉ), denen die wahre Bildung fehlt, zeigen sich protzig mit ihrem Reichtum. Der wahrhaft große, hochstehende Bürger ist schlicht und einfach in seinem Wesen.

Reisepaß. Reisepässe werden nur an amerikanische Bürger gegeben. Auf Grund des einzusendenden Bürgerscheines und gegen Erlegung von 5 $ fertigt das State Department [ßtēt dᵉ-pāʳt-mᵉnt] in Washington den Paß aus, welcher durch den betreffenden amerikanischen Gesandten erneuert werden kann. Ein Reisepaß, der für Deutschland bestimmt ist, sollte vom deutschen General-Konsul beglaubigt sein. Auch eine Frauensperson, die sich längere Zeit in Deutschland aufzuhalten gedenkt, sollte sich mit einem Reisepasse versehen. Den nach Europa reisenden Deutsch-Amerikanern ist dringend zu raten, sich mit einem Passe von der Ver. Staaten-Regierung zu versehen, denn wenn sie vielleicht auch (mit Ausnahme von Rußland und unter Umständen Frankreich) nirgends nach einer Legitimation gefragt werden,

so ist derselbe doch für Deutschland notwendig, da ein Reisender bei seiner Abreise aus Deutschland in einem Seehafen in große Widerwärtigkeiten geraten kann. In Hamburg z. B. wird ihm der Paß abverlangt, ehe er den Dampfer besteigt, und wenn man sich nicht legitimieren kann, dann ist die Polizei befugt, den Reisenden an der Abreise zu verhindern. Ein Bürgerschein kann den Reisepaß nicht ersetzen, ebensowenig kann ein sogenanntes „erstes Papier“ (siehe den Art. **Bürgerrecht**), noch der Taufschein in Deutschland als Paß oder Legitimationspapier respektiert werden.

Reisezeit. Nach Feststellung des Reiseplanes tritt die Frage in den Vordergrund: Welche Jahreszeit verdient den Vorzug? Für Amerika ist die Antwort wichtiger, als sie für Europa sein würde. Zu beachten ist zunächst, daß sich der Winter in Nordamerika länger ins Jahr hineinzieht, wie in Europa. Es gibt in Nordamerika keinen „wunderschönen Monat Mai“, es gibt überhaupt, streng genommen, keinen Frühling. Der Sommer verdrängt den Winter in diesem großen Gebiete natürlich nicht zu gleicher Zeit. Von Philadelphia nördlich kann man den Eintritt des Sommers von Anfang bis Mitte Mai erwarten. Er tritt sofort mit seiner ganzen Macht auf und bewahrt sich bis Mitte August. Eine Reise in diesem Zeitraume ist nichts weniger wie ein Genuß; die Sonne brennt unbarmherzig, und in den Großstädten, wo kein Luftzug die dumpfe Atmosphäre reinigt, werden an heißen Tagen die Fälle von Sonnenstichen nach vielen Dutzenden gezählt. Die Nächte sind warm, oft wärmer wie die Tage, und bringen den Schläfern keine Erquickung. Heftige atmosphärische Störungen sind zu erwarten: Orkane, Wirbelwinde, schwere Gewitter und Hagelschläge, oft mit verderblichen Überschwemmungen im Gefolge. Genug, der Sommer kann nicht zum Reisen empfohlen werden. Wer nicht weitläufige Pläne entworfen hat, sollte vor Mitte August die Reise nicht antreten, und bis Anfang September sollte er warten, wenn sein Plan nur zwei Monate umfaßt, damit seine Reise voll und ganz in den „indianischen Sommer“ fällt, der bis Ende

Oktober, in südlicheren Gegenden bis Mitte November währt. Das ist eine köstliche, prächtige Zeit; die Luft ist so klar, erquickend und würzig, selten nur zieht eine Wolke am Himmel; und dann die wunderbare Farbenpracht der Wälder, sie findet auf Erden ihresgleichen nicht. Wenn die verschiedenen Ahorne, Sumpfeichen, Sassafras u. s. w. ihr Herbstkleid angelegt haben, dann sieht man Farben, die man vergeblich auf der Palette eines Malers sucht; wenn an schönen Tagen eine wunderbare elastische, durchsichtige Luft Thal und Berg umschwebt, dann erglänzen die bunten Laubdächer im goldenen Sonnenlicht in märchenhafter Pracht, die zu sehen allein eine Reise nach Nordamerika wert ist. Um diesen Genuß nach Möglichkeit zu verlängern, sollte man bis Ende Oktober an den Ufern der großen Seeen oder in dem parkähnlichen Neu-England weilen und dann südlich wandern, wenn möglich bis Florida, dieser Riviera Nordamerika's.

Reklame. Amerika ist das Land der Reklame, und kein Geschäft wird hier reüssieren, das nicht auf dem Wege der Reklame sich seinen Platz sichert. Die Häuser sind demnach mit den auffälligsten Aushängeschildern bedeckt und jede Ecke, jeder Winkel ist mit einer Annonce versehen, Mauern, Säulen, das Innere der Wagen, die Gänge der öffentlichen Gebäude sind mit Plakaten tapeziert. In den höchsten Stockwerken der Häuser sind Drahtseile quer über die Straße gespannt und auf ihnen hängen die ungeheuersten Reklamen. An den elenden, offenen Bretterzäunen längs der Eisenbahnen auf der ganzen Strecke von New-York bis Chicago laufen in immerwährender Wiederholung: der „Blutreiniger", „Honigkautabak", „Barnums weißer Elephant", „Mike Caliban, der Boxerfürst", „Materna, Skaria und Winkelman" unermüdlich entlang. Die Yankees thun alles mögliche, den Anblick ihres Landes unleidlich und lächerlich zu machen. An hoher, einsamer Felsenwand, inmitten eines Wasserfalles, womöglich in der Nähe des majestätischen Niagara, sind unzählige mit dicker roter, grüner, gelber Ölfarbe hingemalte Annoncen, oft der verfänglichsten Art, allüberall zu finden. In den Zeitungen ist das

Anzeigenwesen zu einer Massenhaftigkeit und gleichzeitig einer fast wissenschaftlichen Gliederung und Methodik entwickelt, wie selbst in England nicht.

Rekrutierung. Die Armee der Ver. Staaten setzt sich aus geworbenen Freiwilligen zusammen. Das Engagement erfolgt auf die Dauer von fünf Jahren. Grundsätzlich kann jedermann, dessen Moralität anerkannt ist, der die reglementarisch vorgeschriebene physische Qualifikation und eine hinreichende Kenntnis der englischen Sprache besitzt, von seinem 16. bis zum 35. Lebensjahre sich in die Armee der Ver. Staaten einreiben lassen. Die Eigenschaft als amerikanischer Staatsbürger wird nicht gefordert. Die Altersgrenze von 35 Jahren hat keine Anwendung auf ehemalige Soldaten, die schon in der Armee gedient haben und sich mit einer befriedigenden Qualifikationsliste ausweisen können. Junge Leute, welche noch nicht majorenn (21 Jahre alt) sind, können sich nur mit Einwilligung ihres Vaters oder Vormundes einreiben lassen; die im Alter von 16 bis 18 Jahren stehenden können nur als Musiker oder mit besonderer Bewilligung der militärischen Autorität eingereiht werden. Verheiratete und Väter unmündiger Kinder können nur mit Genehmigung des General-Adjutanten engagiert oder reengagiert werden. Deserteure, Verbrecher und Ausländer, auf welche ein Auslieferungsvertrag anwendbar ist, werden in die Armee der Ver. Staaten nicht aufgenommen. — Die Rekruten können sich entweder in den Rekruten-Sammelstationen, oder in den Depots, in gewissen Fällen auch bei den Regimentern einreihen lassen, bei denen sie dienen wollen. Nach der ärztlichen Untersuchung und vor der Unterzeichnung des Engagements-Aktes muß der Rekrutierungs-Offizier den Rekruten über die Natur des Dienstes, der ihn erwartet, aufklären, ihn an die Dauer der Dienstzeit erinnern und ihm die Höhe der Löhnung und seiner sonstigen Gebührnisse mitteilen. Darauf hat der zu Engagierende eine Erklärung zu unterschreiben, es werden ihm die Kriegsartikel, welche sich auf Desertion beziehen, zur Lektüre gegeben. Nachdem der Einzureihende über die wichtigsten Prinzipien des Soldatenstandes unterrichtet ist, läßt

man noch einige, gewöhnlich 6 Tage, bis zur Ableistung des Eides verstreichen, um dem Manne Zeit zur Erwägung der schweren Verpflichtungen zu lassen, die er auf sich zu laden im Begriffe ist. Hierauf wird er vereidet und eingestellt.

Religiosität. In keinem Lande der Erde wird mehr „gebetet" und mehr die Kirche besucht, als in den Vereinigten Staaten. Dieser häufige Kirchenbesuch entspringt teils wirklich tiefer Religiosität, teils aber auch egoistischer Heuchelei, weil alle religiösen Sekten mehr oder minder mit den großen politischen Parteien des Reiches oder mit Logen, Gewerkvereinen oder anderen Verbindungen und Geheimbunden zusammenhängen, woraus hervorgeht, daß jedem einzelnen Individuum, welches sich einer religiösen Sekte angeschlossen hat, aus diesem Anschluß auch indirekt rein geschäftliche Vorteile und eine Förderung und Sicherung der Lebensexistenz geboten werden. — Ja, diese materiellen Vorteile haben bereits solche Wichtigkeit erlangt, daß jeder Mensch, der in den Ver. Staaten überhaupt angenehm, gesichert existieren und geschäftlich mit Aussicht auf Erfolg thätig sein will, sich einer oder der andern der vielfachen Religionsgenossenschaften anschließen muß, sonst hängt er vollkommen in der Luft. — Die „Firma" Religion, aber nicht die wahre Religiosität, hat sich tief in das gesamte Volksleben der Ver. Staaten eingenistet, hängt innigst mit den wichtigsten inneren Fragen des Reiches, wie der Neger-Emanzipation, dem Indianerdepartement, den Wahlagitationen, der Stimmbeeinflussung u. s. w. zusammen. — Der zahlreiche Kirchenbesuch, das viele Beten, diese anscheinend so hoch entwickelte Religiosität, welche schon in das Extrem der Bigotterie ausartet, ist vielfach eine geheuchelte. Diese religiöse Heuchelei findet man besonders bei einem großen Teile der Männer, die sich über die äußerst streng in der Union gehaltene Sabbathfeier lustig machen, selbst während des Kirchenganges durch eine Hinterthüre in die von außen dicht verschlossene barroom [bāʳ'-rūm] schlüpfen, oder wo auch dieses Hinterthürchen versperrt ist, das Ausschankverbot dadurch umgehen, daß sie beim „Apotheker" Sonntags sich ihren drink [drinᵍk]

gegen Vorzeigung eines fingierten oder vom Arzte fälschlich ausgestellten Krankheitszeugnisses erkaufen. — Ein anderer Teil der angeblich tiefen Religiosität, welcher sich hauptsächlich auf die Frauenwelt bezieht, basiert auf Reizung des zerrütteten Nervensystems durch Kultusübungen oder auf Zerstreuung in der Monotonie des herzlich langweiligen Lebens in den Ver. Staaten; Zerstreuung durch Kirchgang, Zeigen und Ansehen von Toiletten, Zusammentreffen mit Bekannten vor und nach dem Kirchgange und das dabei übliche Geklatsch. — Was den Reiz des Nervensystems durch Ausübung des religiösen Kultus betrifft, so kann man sich von der Wahrheit dieser Behauptung den besten Beweis verschaffen, wenn man die Religionsübungen einer großen Zahl religiöser Sekten besucht. Was wird da alles aufgeboten, um durch Musik, Geschrei, Gesang, Gesten, Reden u. s. w. die Menschen durch eine auf die höchste Potenz gesteigerte Reizung des Nervensystems zu fanatisieren. Derartige Kultusübungen sind häufig für den kühlen, ruhigen Beschauer ein reines Theater der eigentümlichsten Art, welches ihm zuletzt im höchsten Grade widerlich wird, so daß er sich förmlich in ein Narrenhaus versetzt glaubt. Ein äußerst geringer Teil der Bevölkerung der Union gehört auch der wahren tief empfindenden religiösen Richtung an.

reporter [rᵉ-pō̆r'-tᵉr]. Die absonderliche Blüte und zwar spezifisch amerikanische Blüte, welche die Eigentümlichkeit der amerikanischen Presse, täglich nur Neuigkeiten zu bringen, getrieben hat, ist der reporter oder Berichterstatter. Ohren, welche fast Ungesprochenes hören, Augen, die nahezu durch Mauern sehen und schließlich Beine mit unsichtbaren Meilenstiefeln, bilden das Handwerkszeug des Reporters; mit ihnen ausgerüstet, stürzt er sich täglich hinein in den Strudel des öffentlichen Lebens, von welchem er allerdings auch manchmal, wenn er nicht geschickt zu steuern weiß, ergriffen und in den Abgrund gerissen wird. Mancher Bericht fand seinen Abschluß mit dem Begräbnis des Schreibers. — Die amerikanische Zeitung — auch die deutsche Zeitung in Amerika — hat ihren eigenen Stab von Reportern. Der Lokalredakteur sitzt an seinem Pulte und entwirft früh morgens den Schlacht-

plan für den ganzen Tag. Auf ein volles Jahr hinaus ist jedes bevorstehende Ereignis, auch das kleinste, soweit man von seinem Stattfinden Kenntnis erhält, in einem Tageskalender eingetragen, so daß man genau darüber unterrichtet ist, welche Dinge sich abspielen werden. Aus der Reihe seiner Reporter, die sich bei nennenswerten Blättern englischer Sprache selten unter fünfzehn beziffert, wählt er dann für jede Berichterstattung den ihm am geeignetsten erscheinenden aus. Für die Dinge aber, welche sich nicht angemeldet haben, schickt er eine Anzahl anderer Reporter aus. — Dem Berichterstatter ist das Arbeiten im großen und ganzen allerdings leicht gemacht. Er steht mit dem Publikum auf dem besten Fuße; denn er ist ein einflußreicher Mann. Wo das, worüber er zu berichten hat, nicht absolut heimlich gehalten werden soll, bringt man es ihm fast entgegen, und mit Routine und Arbeitskraft kommt er durch. In Versammlungen findet er einen Tisch und gute Schreibmaterialien neben der Rednerbühne; Beschlüsse überreicht man ihm fast immer in sauberer Abschrift. Bei einem Festessen ist sein Couvert so gelegt, daß er alles überblicken kann. Seine Karte öffnet ihm unter normalen Verhältnissen jede Thür. Jedes Schloß springt vor ihm auf. Selbst der Präsident läßt sich nicht verleugnen und mancher Bankpräsident ist schon spät nachts aus dem Schlafe geklingelt worden, um durch den Reporter eine Frage an sich gerichtet zu sehen. Der Allgefürchtete geht durch die städtischen und Staatsbüreaus, unterbricht die Beamten in ihrer Arbeit, spricht mit ihnen, liest die auf dem Pulte liegenden Papiere und schnüffelt in den Büchern, wenn sie nicht schnell genug vor ihm versteckt werden. Er ist als kriegführende Macht anerkannt; man weiß, daß er auf Raub ausgeht, und man verübelt ihm nicht nur nicht, wenn er alle Mittel in Bewegung setzt, Neuigkeiten zu erhaschen, sondern lobt ihn noch, etwa mit Ausnahme desjenigen, den er überrumpelte. — Er ist also schlau und — es sei ein Ausdruck gestattet, der bezeichnend ist — „unverfroren.“ — Wie die Rücksichtslosigkeit gegen andere, so ist dem Reporter auch die gegen sich selbst in Fleisch und Blut übergegangen. Gleichviel welche Motive zu außerordentlichen Thaten veranlassen, — oft ist es nur die Absicht,

„Sensation“ zu machen, oft liegen andere Gründe vor — so viel steht fest, daß durch den Reporter schon sehr viel Gutes geschaffen wurde neben manchem Bösen, was seine Rücksichtslosigkeit herbeiführte. Der echte Reporter ist gewandt. Er beschreibt morgens eine Dampfmaschine, mittags die Blumenausstellung, berichtet nachmittags über eine politische Versammlung und kritisiert abends die italienische Oper. Tief geht sein Wissen natürlich nicht, aber so wenig er auch von dem einen oder andern Dinge versteht, er besitzt doch die Fähigkeit, sich über alles schnell und leichthin zu informieren. So lange er im Dienst ist — und er ist immer im Dienst, — gibt es für ihn nur das eine Wort: Neuigkeiten. Allerdings setzt ihn die Zeitung, für die er arbeitet, in die Lage, Neuigkeiten zu erhaschen. Vor Kosten, und seien sie noch so bedeutend, ist eine amerikanische Zeitung noch nie zurückgeschreckt, wenn es gilt, etwas Interessantes zu erfahren. Der bedeutendste Vorzug des amerikanischen Reporters ist aber, daß er zu schreiben versteht. Dem unbedeutendsten Dinge weiß er eine interessante Fassung zu geben. Oft liefert ein amerikanischer Bericht ein kleines Genrebild, das oft ein längeres Leben verdient, als den Augenblick, für den es ursprünglich bestimmt war. Gesinnung irgend welcher Art wird man bei einem amerikanischen Reporter vergebens suchen, es sei denn, daß er sich schon einen Namen gemacht hat. — Und was wird aus dem Reporter? Oft ein hervorragender Politiker; häufig arbeitet er sich in der Presse bis zum Sessel des Chefredakteurs hinauf. Man begegnet ihm als dem Geschäftsführer bei Theatergesellschaften, im Cirkus und bei verwandten Unternehmungen, weil seine Bekanntschaft mit der Presse ihn wertvoll macht. Die Zahl derer, welche in andere Berufskreise übergehen, ist nicht sehr groß. Nicht gering aber sind diejenigen vertreten, denen die aufreibende, Körper und Geist ermüdende und anstrengende Thätigkeit ein frühes Grab bereitet. Man macht nicht ungestraft zehn Jahre lang die Nacht zum Tage und den Tag zur Nacht, besonders nicht, wenn einem die Gelegenheit zur Befriedigung der nationalen Neigung zu geistigen Getränken so leicht und so kostenfrei geboten wird, wie dem amerikanischen Reporter.

Repräsentantenhaus. Die Sitze in der hall of representatives [hål ᵒw rĕ'p-rᵉ-ſĕ''n-tă-tiwſ], deren 302 sind, sind fächerartig in Gruppen mit zahlreichen Passagen; sie konvergieren nach dem erhöhten Sitze des Sprechers, vor welchem die Tische des Sekretärs und der Berichterstatter stehen. Ähnlich ist die Anordnung in der senate's chamber [ßĕ'n-ätß tſchē'm-bᵒʳ], jedoch haben die Senatoren, deren nur 77 sind, mehr Raum zur Bewegung; jeder Stuhl, mit einem Pulttische verbunden, steht einzeln. Sehr geräumig sind die Galerieen für die Zuhörer, die etwa 1000 Personen fassen. Daß es reservierte Plätze for ladies [fōʳ lē'-dᵒſ] mit allen üblichen Bequemlichkeiten, wie toilets [tŏi'-lᵉtß] u. ſ. w. gibt, ist ebenso selbstverständlich, wie die Rücksicht, welche gegen die Vertreter der Presse in Gewährung bequemer Plätze und ausreichender Hilfsräume geübt wird; nicht weniger als 74 von ihnen sind auf der Journalistentribüne zugelassen. — Bemerkenswert groß ist das Beamtenkorps beider Körperschaften; ein Büreau neben dem Präsidenten, aus Mitgliedern des Parlaments gewählt, wie dies bei uns üblich ist, besteht nicht. Jedes der beiden Häuser hat einen besoldeten Beamten als acting secretary [ă'k-tinᵍ ßĕ'k-rᵒ-tᵒ-rᵉ] mit einem zahlreichen Stabe; selbst jedes der Komitees hat seinen besonderen clerk [klāʳk]. Zur Abfassung der Berichte über die Verhandlungen sind besondere reporters [rᵒ-pōʳ'-tᵒʳſ] angestellt; jedes der Häuser hat seinen Kaplan und seinen Postmeister, jeder der Präsidenten seinen Privatsekretär. Die Komitees, welche zur Vorbereitung der Beschlüsse gebildet werden, sind teils ständige, deren der Senat 30, das Haus der Repräsentanten 43 hat, teils select committees [ßᵒ-lĕ'kt kᵒm-mi't-tiſ], welche für besondere Angelegenheiten gewählt werden; daneben gibt es noch eine Anzahl Komitees beider Körperschaften für gemeinschaftliche Angelegenheiten. — In der senate's chamber ist zur Rechten des Präsidenten der doorkeeper (dōʳ''-kī'-pᵒʳ, Thürhüter), auf seiner Linken der sergeant at arms (ßāʳ'-dGᵒnt ăt āʳmſ, Stabträger) postiert. Der letztere ist der bewaffnete Arm der Körperschaft, dem auch deren Mitglieder sich zu fügen haben. So kann, im Falle die gesetzliche Majorität nicht er-

reicht wird, die Mehrheit der anwesenden Mitglieder durch Beschluß ohne Debatte den sergeant at arms anweisen, die fehlenden Mitglieder, selbst unter Anwendung von Gewalt, herbeizuschaffen. — Harmloser ist die Einrichtung des Botendienstes innerhalb des Sitzungssaales, der von den sogenannten Pagen wahrgenommen wird, Jungens von 12—16 Jahren, die, in eine Art Uniform gekleidet, auf den Stufen des Büreau sitzen oder zwischen den Sitzen der Senatoren herumhuschen, auf jeden Wink bereit, etwas zu holen oder zu überbringen. Sie werden mit 75 $ per Monat bezahlt; die Stellen sind daher sehr gesucht und es bedarf der Protektion, um sie zu erhalten. Man sagt, daß die Pagen nicht ohne allen Einfluß und im ganzen recht verdorbene Schlingel seien; doch versehen sie ihren Dienst flink und gewandt.

Restante-Briefe. Die Adressen der eingelangten und nicht abgeholten Restante-Briefe werden täglich, von der Postbehörde nach der Nationalität der Adressaten geordnet, in den Hauptzeitungen veröffentlicht.

Retour- und Rundreise-Fahrkarten. Die in Deutschland so beliebten Retour- und Rundreise-Fahrkarten sind im Osten der Ver. Staaten so gut wie unbekannt; nur ausnahmsweise werden im Sommer aus ganz besonderen Anlässen bei Reisen nach bestimmten Festorten u. s. w. für die Hin- und Rückfahrt sechs bis acht Tage giltige sogenannte Exkursions-Fahrkarten zu sehr billigen Preisen ausgegeben. Dagegen finden westlich vom Missouri die Retour- und Rundreise-Fahrkarten in der Zeit vom 1. Mai bis 31. Oktober mehr und mehr Eingang. — Rundreise- und Exkursionskarten, welche zu ermäßigten Preisen verkauft werden, sind ungiltig nach Ablauf der ausbedungenen Zeit. Sie sind auch unübertragbar, wenn diese Bedingung aufgedruckt ist, und ein Schaffner kann eine solche Karte auf der Rückreise zurückweisen, wenn sie auf der Hinreise von einer andern Person vorgezeigt wurde.

revival [rᵉ-wai′-wᵊl] nennt man eine Art moralischer Wiedergeburt durch plötzliche Inspirationen des heiligen Geistes, durch welche die protestantischen Sekten

Amerika's ihre Mission betreiben. Die revivals sind nach den protestantischen Theologen sichtbare Manifestationen der göttlichen Gnade, Ausgießungen des heiligen Geistes, die auf die Bitten einer Stadt oder eines Volkes während der eindringlichen Rede eines Predigers gewährt werden. Sie stimmen die schuldigen Herzen zur Reue und erwecken in ihnen die Furcht vor der Vergeltung, die ihnen droht.

Riesenfarmen. Auf den Großfarmen des Westens (von mehr als 1000 acres) ist der Mais- und Weizenbau ein fabrikmäßiger geworden. Es bleibt kaum eine Arbeit, die nicht mit Maschinen besorgt würde. Da der dortige Prärieboden für eine solche Bearbeitung die günstigsten Bedingungen bietet, läßt sich ein weiteres Anwachsen dieser Großfarmen voraussehen. — In Dakotah, namentlich im Red-Riverthal reiht sich eine Riesenfarm an die andere. Unweit Fargo existiert eine Farm von 48000 acres, wovon im Herbst 1880 36000 acres mit Weizen und 12000 acres mit Hafer bestellt waren. Hier kommen die größten und vorzüglichsten Maschinen zur Anwendung und die Produktion findet fabrikmäßig, im großen Stil statt. In einer billigen Bretterhütte haust ein einzelner Mann, der nur zur Bestell- und Erntezeit Hilfskräfte mietet. Natürlich kann sich hier kein Dorf, kein Gemeinwesen bilden; auch sind keine Schulen, Kirchen, Wege, Brücken, keine Institutionen irgend welcher Art notwendig, und deshalb auch die Steuern gering. Thatsächlich besteht die Großfarm solches Besitzers aus vielen Kleinfarmen, die jener aber ganz im Sacke hat. Die Eigentümer dieser letzteren überlassen ihm ihr Land und ihre Arbeit, zu gutem Preise veranschlagt, und sind mit 8 pCt. vom Kapitalwerte ihrer Forderung zufrieden. Sie treten ihm zudem eine Hälfte ihres Landes unentgeltlich ab, wenn ihr Anteil am Gewinn dem Kaufwerte gleichkommt. — Der ganze Betrieb auf solchen Großfarmen ist der vollendete Raubbau, der schließlich zur Vernichtung der Produktion führen muß. — Wie alles übrige, so betreibt auch der Kalifornier den Anbau des Weizens, des Hauptstapelartikels seines Landes, in großartigem

Stile. Es gibt Grundbesitzer, welche ihre 1000 bis 20000 acres in einem Stück mit Weizen bestellen; ja der Farmer Glenn, der große Weizenzüchter der Erde, hat in einem Jahre ungefähr eine Million acres (= 150000 Morgen) mit Weizen angesäet. Sein Ernteergebnis verschifft er auf eigene Rechnung nach England und chartert zu diesem Zwecke eine kleine Flotte. Der Besitzer solcher Güter lebt gewöhnlich in einer benachbarten Stadt oder in San Francisco. Die Gebäude bestehen nur aus mit Kalkwasser angestrichenen Bretterschuppen. Naht die Säezeit heran, die mit dem im November eintretenden Regen beginnt, so werden in Wirtshäusern, auf der Straße oder mit Hilfe eines Stellenvermittelungsbüreaus in San Francisco Arbeiter engagiert, gewöhnlich zum Lohne von 8—10 Mark mit Beköstigung pro Tag. Die Thätigkeit beginnt gewöhnlich mit dem Einfangen der Maultiere, die man nach der letzten Ernte einfach ins Gebirge gejagt hatte. Sechs Maultiere ziehen einen Gangpflug, der mit 6—8 Scharen zugleich arbeitet und in der Regel gleichzeitig eine Säemaschine trägt. Ein anderes Gespann besorgt das Eggen, was oft, namentlich bei leichtem Boden, ganz unterbleibt. Von einem Pfluge wird als Durchschnitts-Tagearbeit erwartet, daß er 12 acres pflüge und besäe. Da die großen Güter mit 15—20 solcher Gangpflüge arbeiten, ist die Bestellung meist in vier Wochen beendet, worauf die Maultiere wieder ins Gebirge gejagt und sämtliche Arbeiter entlassen werden, so daß der Verwalter mutterseelenallein auf dem großen Gute, wo nicht ein einziges Stück Vieh gehalten wird, zurückbleibt. Im Mai, wenn das unabsehbare Weizenfeld anfängt zu reifen, werden die Vorbereitungen zur Ernte getroffen, welche die zehnfachen Arbeitskräfte erfordert, von denen San Francisco die Mehrzahl liefern muß. Leute aller Länder und Nationen, lauter heterogene Elemente, unter denen ein friedliches Zusammenleben nicht immer vorherrschend ist, kommen hier zusammen. Für eine große Anzahl ist die als Arbeiterwohnung dienende Bretterhütte selten geräumig genug und die meisten, in manchen Fällen sogar alle Arbeiter, müssen im Freien schlafen. — An einem großen Feld-

kessel werden durch einen Chinesen die Speisen bereitet, die von erschreckender Eintönigkeit sind, und täglich dreimal eingenommen werden. — Schweinefleisch und Kartoffeln, Weißbrot mit Kaffee ohne Milch, das ist der unabänderliche Speisezettel, der für jede Mahlzeit, für jeden Tag, für die ganze Woche gilt — ohne Whisky, ohne Bier oder Wein bei schwerer Arbeit und brennender Hitze. — Bevor die eigentlichen Erntearbeiten beginnen, müssen die Maultiere eingefangen, die headers (hĕ'd-ᵊrs, Mähmaschinen) in Ordnung gebracht und die engagierten Dampfdreschmaschinen aufgestellt werden. — Die Ähren werden nur mit 3 oder 4 Zoll langem Stroh (welches keinen Wert hat) abgeschnitten und mittels eines Elevators in einen nebenher fahrenden Kastenwagen geschüttet. Die headers können, je nach ihrer Größe, 18—24 acres täglich schneiden. Gedroschen wird auf freiem Felde; der Weizen, der gleich gereinigt in einen angehefteten Sack fließt, ist gewöhnlich eine Woche später auf dem Transport nach Europa. Unmittelbar nach Beendigung der Erntearbeiten werden sämtliche Arbeiter entlassen und auf der Farm tritt wieder die alte Totenstille ein, die keine Unterbrechung erleidet, bis im Spätherbst die Saatbestellung aufs neue ihren Anfang nimmt.

round [Raund], single round, round for two, Beischüsseln für einen, für zwei Mann, in den Speisehäusern des Goldlandes. Zu dem round gehören z. B. Kartoffeln, Ragout, warmes Brot, Zwiebeln, Radies und die gewöhnlichen Gemüsearten, was alles nichts kostet und gratis auf den Tisch gestellt wird.

rowdies [Rau'-dēs], desperados [dĕ'ß-pᵊ-Rē''-dōs], **loafers** [lō'-fᵊrs], hoodlums [hŭ'd-lŏms], tramps [tRămpß], cranks [kRănᵍkß], boarder-ruffians [bōᵊr'-dᵊr-Rŏ'f-fē-ᵊns], Strolche, Hochstapler und falsche Spieler, desperate Charaktere und Abenteurer der gefährlichsten Art, Menschen, deren Schild der Ehre arg mit Flecken aller Art überzogen ist, heimatlose, katilinarische und problematische Existenzen, kurzum eine verworfene Menschenklasse ist es, welche sich nebst Viehhändlern, Viehtreibern, Fuhrleuten und Büffeljägern in den Städten des fernen Westens, gleichsam wie auf Verabredung, ein Stelldich-

ein gibt in der Hoffnung, in der einen oder andern Weise, sei es auf redliche, sei es auf unehrliche Weise, Geld zu verdienen. Unter dieser Sorte von Menschen herrscht ein ganz eigentümlicher Faust- und Gewaltkomment, der zwar auch sein Anziehendes haben mag, dessen genaue Kenntnis aber gar mancher sich im wahren Sinne des Wortes „blutig" erkaufen muß. — In Dodge City z. B. reiht sich Wirtshaus, Billard- und Tanzsalon, Tingeltangel, Musikhalle, Schenkstube, Spielhölle, sozusagen, eine an die andere. Welches Gift wird in diesen, zuweilen nicht ohne Eleganz eingerichteten Lokalen unter dem Namen Whisky verkauft, um so mehr, als ein solcher Trunk 10 Cents = 42 Pfennige kostet, wogegen man für ein Glas allerdings sehr guten Bieres 15 Cents = 64 Pf. zu zahlen hat! Da dieser an und für sich hohen Preise ungeachtet viel getrunken wird, so ist eine Wirtschaft natürlich sehr gewinnbringend. Wie geht's in den Spielsälen zu? Wie der Indianer dem Weißen, der ihm unvorsichtig naht, die Kopfhaut abzieht, so nehmen ihm hier die routinierten Spieler, wenn er in ihr Garn gerät, all sein bares Geld ab. Fast allgemein wird unter dem Namen „Monte" das in einzelnen Teilen Deutschlands als „Kümmelblättchen" bezeichnete Hazard gespielt, zu dessen erfolgreicher oder, richtiger gesagt, betrügerischer Durchführung es von seiten des Bankhalters einer nicht geringen Fingerfertigkeit bedarf. Hier, aber namentlich in den Lasterhöhlen, wo sich die Unzucht vielfach ganz offen in der schamlosesten Weise breit macht, ist auch die Stätte, von wo aus vorzugsweise Streit, Raufereien und blutige Gewaltthaten, wie Schießereien und Stechereien hervorgehen. Wer bei solchen Gelegenheiten nur die geringste Bewegung macht, die vermuten läßt, daß er eine Waffe hervorholen wolle, den kann nicht nur sein Gegner, sondern auch irgend ein anderer, der schneller als er seinen Revolver zur Hand hat, sofort niederschießen; jedes amerikanische Geschworenengericht würde ihn unter der Voraussetzung, daß er im Zustande der Selbstverteidigung gehandelt habe, ohne weiteres freisprechen. Allerdings ist nunmehr das Tragen von Waffen innerhalb der Stadtgrenzen bei einer Strafe von 50 $ verboten, eine Maßregel, die

man den der Mehrzahl nach überwiegenden städtischen Beamten deutscher Abkunft verdankt, die sich aber leider mit aller Strenge ebensowenig durchführen läßt, wie jene, laut welcher jeder sofort eingesteckt wird, der sich ohne Beschäftigung in der Stadt herumtreibt und keine Existenzmittel aufweisen kann. Auch haben sich gar manche der bedeutendsten Viehzüchter im südwestlichen Kansas in letzter Zeit dahin geeinigt, nur solche Hirten und Treiber (cowboys, kau͡'-bōis) bei ihren Herden anzustellen, die sich verpflichten, keine Revolver zu führen. — Aber all dieser Vorkehrungen ungeachtet, ist doch noch immer eine, wenn auch an Zahl nicht sehr große, so doch an Macht nicht zu unterschätzende Bande von rohen, wüsten Gesellen in Dodge City anzutreffen; sie im Zaume zu halten, wäre geradezu unmöglich, würde nicht das Lynchgesetz hier, wie überhaupt in ganz Kansas und in allen von der Santa Fé-Bahn durchzogenen Staaten und Territorien Geltung haben. An vielen Orten besteht ein Sicherheitsausschuß, ein sogenanntes Vigilanzkomitee (vigilance-committee, wĭ'dG-ĕ-lĕnß-kŏm-mĭ't-tī), das Ruhe und Ordnung aufrecht erhält und die Schuldigen mit unerbittlicher Strenge bestraft. Händel-, zank- und streitsüchtige Individuen, Rauf- und Trunkenbolde und falsche Spieler werden von den Mitgliedern dieses Ausschusses, die sich auch häufig „Regulatoren der Gesellschaft" nennen, keineswegs jedoch öffentlich mit Namen bekannt sind, sondern nach Art der früheren deutschen Vehmgerichte ihre Thätigkeit in geheimnisvolles Dunkel hüllen, kurzweg ausgewiesen, Räuber, Mörder, Einbrecher und ähnliches Gesindel ohne weitere Umstände und viel Federlesen kunstgerecht aufgehängt. Ganz gefahrlos ist übrigens der Versuch der Gutgesinnten, die Ordnung aufrecht zu erhalten und Ruhe zu schaffen, für dieselben keineswegs; seit der Gründung von Dodge City, nämlich vom August 1872 bis Herbst 1883 sind z. B. in dieser Stadt allein mehr als dreißig Beamte oder Bürger, welche geregelte Zustände schaffen wollten, verwundet oder erschossen worden, ohne daß während dieser ganzen Zeit auch nur ein einziges Todesurteil vom Gericht verhängt worden wäre.

runners [rö'n-n'rs] werden die Agenten der Gasthöfe genannt, welche bei Ankunft eines jeden Dampfers und Bahnzuges am Platze sein müssen, um ihrem Hause Reisende zuzuführen. Sie thun das, indem sie den Namen ihres Gasthofes unausgesetzt laut ausrufen und so viele Reisende, als sie nur finden können, in unverschämter Weise drangsalieren, ihnen zu folgen. Je weiter man nach Westen kommt, je frecher wird diese Bande und in San Francisco erreicht das Unwesen den Höhepunkt. — Fest und entschlossen muß man sich diese runners vom Leibe halten, wenn, was der Fall sein sollte, man bereits einen Gasthof weiß, in welchem man absteigen will. Wenn man mehrmals den Namen desselben ausruft, sobald die runners herbeistürzen, wird der betreffende runner oder Kutscher — beide müssen Hand in Hand arbeiten — zur Stelle sein, den Omnibus zeigen und das Gepäck herbeischaffen.

S.

Schaffner. Zu grellem Gegensatz zu dem hilfebereiten, rücksichtsvollen Benehmen der Reisenden auf nordamerikanischen Eisenbahnen steht das Auftreten der Schaffner, von welchen 75 Prozent ausgewachsene Grobiane sind, und von diesen Grobianen sind 75 Prozent Irländer; dies ist eine der dunkelsten Schattenseiten des amerikanischen Eisenbahnwesens. Eine andere Schattenseite ist, daß weder die Schaffner, noch die anderen Beamten Abzeichen tragen, man also erst Umfrage halten muß, wenn man Auskunft oder Hilfe sucht. Der Umstand, daß die Mehrzahl der Bahnbeamten aus groben Irländern besteht, erklärt sich zunächst durch die politischen Verhältnisse des Landes. Die Bahngesellschaften wollen in den gesetzgebenden Körperschaften Einfluß gewinnen, sie brauchen daher Wahlstimmen für ihre Freunde und Kreaturen, und besseres Stimmvieh, wie die Irländer, gibt es nicht auf der weiten Erde; außerdem sind sie auch die unverschämtesten Ämtersucher. — Es gibt ein einfaches Mittel, diese Grobiane zu anstandsvollem Benehmen zu zwingen: ruhiges, aber festes Auftreten. Der Irländer ist, wie jedes Großmaul, im Grunde seines

Herzens eine Memme, die vor wahrem Mute scheu zurückweicht. Wenn man sich in dem Nationalitätengemisch Nordamerika's nur ganz oberflächlich zurechtgefunden hat, kann man den Irländer erkennen. Vor allem an seiner eigentümlichen Aussprache, die sich aber nicht schildern läßt, sodann an seinem grobknochigen, brutalen Whiskygesicht, und wenn er einen lohfarbigen Bart trägt, ist er Vollblut.

Die **Scheinheiligkeit** hat in der Quäkerstadt Philadelphia einen fast krankhaften Charakter angenommen, die so weit geht, daß es Kaffeehäusern, Restaurants, Theatern u. s. w. absolut nicht möglich wäre, ohne die deutsche Bevölkerung zu bestehen, und es gibt deren in der Millionenstadt auch kaum mehr als in einem deutschen Provinzialstädtchen. Freilich ist es nur der Schein, der gewahrt wird, und ungeachtet der zahllosen Kirchen und Wohlthätigkeitsanstalten und religiösen Gemeinden gibt es hier mehr verborgene Sünde und Elend, als in anderen Großstädten.

Schlafwagen. Jeder Personen- oder Schnellzug, der größere Strecken zu durchfahren hat, führt je nach Bedürfnis einen oder mehrere Schlafwagen (sleeping-cars, ßlī′-pinᵍ-kāʳs, kurzweg auch sleepers, ßlī′-pöʳs, genannt), die wie die Schiffe besondere Namen tragen und sich durch Pracht und Bequemlichkeit auszeichnen. In einem solchen Wagen können bequem 40 bis 50 Personen in Betten schlafen, welche den Betten in einem guten Hotel um nichts nachstehen. Am Ende der Fahrt bleibt der Wagen den Reisenden bis 8 Uhr morgens zur Verfügung, wenn der Zug seinen Bestimmungsort auch schon um 4 bis 5 Uhr morgens erreicht hat, und wird zu diesem Zweck auf ein Nebengeleise geschoben. Ebenso kann der Wagen an der Abgangsstation schon um 9 Uhr abends bestiegen werden, selbst wenn der Zug auch erst um Mitternacht oder später abfährt. Die Betten sind, wie in den Kajüten der Schiffe, übereinander angebracht, aber viel breiter und bequemer; auch können sie durch eine sinnreiche Vorrichtung beliebig in Sitze umgewandelt werden. Als Schmuck dienen Teppiche, an den Wänden geschmackvolle Vertäfelungen und Spiegel in großer

Anzahl. Gut schließende Doppelfenster und Jalousieen verhindern das Eindringen von Staub und Zugluft und schützen vor den lästigen Sonnenstrahlen, während eine vortrefflich angelegte Ventilation fortwährend für frische Luft sorgt. — Eine Scheidung der Geschlechter gibt es in den Schlafwaggons nicht; doch kann Frau oder Mädchen jede Fahrt allein unternehmen, ohne irgendwie Zudringlichkeiten ausgesetzt zu sein. Niemand wird sie belästigen, denn sie steht unter dem Schutze des gesamten mitreisenden Publikums. — Wenn sich die Gesellschaft zum Schlafengeben anschickt, so warten fremde, namentlich deutsche Damen, die zum ersten Male in einer sleeping-car fahren, wohl schüchtern, um zu sehen, wie ihre amerikanischen Schwestern es machen würden. Diese aber entledigen sich ohne viel Genierens der nicht geradezu notwendigen Kleidungsstücke; die übrige Nachttoilette wird dann in den Betten selbst besorgt, und binnen einer weiteren halben Stunde verkünden nur etwa die tieferen Atemzüge hinter der doppelten Reihe weißer Bettvorhänge, daß der Herr Abteilungsgenosse, die Frau Nachbarin oder das Fräulein von vis-a-vis sich eines gesegneten Schlafes erfreuen. Gegen 7 oder 8 Uhr pflegt man aufzustehen, wobei es die konventionelle, aber nicht immer beobachtete Sitte erfordert, daß die Herren sich zuerst entfernen. Das mit Seife, Kämmen und Bürsten ausgestattete Waschzimmer der Herren liegt am einen, das der Damen am andern Ende des Waggons, und am Frühstückstisch pflegt man sich nach einiger Zeit wiederzusehen. — Die Bezahlung der Schlafwagenpreise (für ein Bett während einer Nacht 1½ bis 2 $) berechtigt auch am Tage zum Benutzen des Schlafwagens, dann als Salonwagen — parlor-car, pā′-lᵊr-kā′ —, in welchem dann die Betten in bequeme Sitze umgewandelt sind. Daß die Schlafwagen in dem Lande der größten Entfernungen eine wirkliche Notwendigkeit sind und in der ausgedehntesten Weise benutzt werden, ist selbstverständlich. Amerika besitzt drei Schlafwagen-Kompagnieen, von denen die Pullmansche Kompagnie die älteste und größte ist und alle Eisenbahnen des Westens befährt. Die Schlafwagen der Wagnerschen Kompagnie sind auf den nordöstlichen, die der Woodruffschen Kompagnie auf den südlichen Bahnen

vorherrschend. — Viele Prozesse sind aus Eigentumsverlusten entstanden, welche Reisende in Schlafwagen erlitten, die meisten Entscheidungen aber sind dahin ergangen, daß die Gesellschaften für die Gegenstände, welche die Reisenden bei sich führten, nicht verantwortlich seien.

Schubkarrenwetten finden in den Ver. Staaten nach jeder Präsidentenwahl statt. So sind auch im Jahre 1884 wieder mehrere zum Austrag gekommen. Der Verlierende verpflichtet sich, den Gewinner auf einem Schubkarren eine gewisse Zeit durch die Straßen der Stadt zu fahren. Voran schreitet ein Detachement Polizisten, dann folgt eine Musikbande in groteskem Aufputz, dieser folgt der neuangestrichene Schubkarren, auf welchem, munter jauchzend, der fröhliche Gewinner, von dem sich mühsam plagenden Verlierer gefahren, thront und den Schluß des seltsamen Zuges bildeten letzthin Mengen von Parteigenossen mit neuen Besen und Fahnen.

Schuhputzer. An jeder Straßenecke, in jedem Thorweg und Hotel New-Yorks und anderer Städte lauern dem Fußgänger Schuhputzerjungen — shoe-blacks, schū′-bläkß, genannt — auf, die keinen ungeputzten Stiefel in den Straßen dulden und den Unglücklichen, der in diesen Stiefeln steckt, so lange verfolgen und ihn so handgreiflich auf den zweifelhaften Zustand seiner Fußbekleidung aufmerksam machen, bis er sich an irgend eine Mauer lehnend, oder in einen Thorweg tretend, seine Stiefel putzen läßt. Einige Cents — jedoch niemals weniger als fünf — bilden die Bezahlung. — Im allgemeinen gilt es in Amerika als höchster Ruhm, sich aus kleinen Anfängen zu Großem emporgeschwungen zu haben; jede Arbeit wird daher als ehrenvoll betrachtet, mit alleiniger seltsamer Ausnahme derjenigen des Stiefelputzens, weshalb dies an sich sehr einträgliche Geschäft in der Regel nur von Negern ausgeübt wird.

Schuldotation. Durch einen Akt des Kongresses der Ver. Staaten vom 2. Juli 1862 sind allen Staaten Bewilligungen (grants, gräntß) von public lands [pö′blik länds] zu gunsten von Schuleinrichtungen gemacht worden. Das Gesetz bestimmt, daß den einzelnen Staaten

öffentliche Ländereien überlassen werden sollen in einem Umfange von sovielmal 30000 acres, wie der Staat Senatoren und Repräsentanten im Kongresse hat. Alle Kosten der Verwaltung und Beaufsichtigung der Ländereien, sowie die davon zu entrichtenden Steuern trägt der betreffende Staat, derart, daß der Erlös aus dem Verkauf des Landes den Schulzwecken unverkürzt gewidmet wird. Der Erlös ist in Obligationen der Ver. Staaten und der Einzelstaaten oder in anderen sicheren Papieren, die nicht weniger als 5 Prozent bringen, anzulegen und bildet einen eisernen Fond, dessen Zinsen ausschließlich zur Errichtung und Unterhaltung eines college [kŏ′l-l^edG] verwendet werden sollen, in welchem, ohne Ausschluß anderer naturwissenschaftlichen oder klassischen Studien nach näherer Bestimmung der Landesgesetzgebung, in solchen Gegenständen unterrichtet werden soll, welche auf Ackerbau und Maschinenkunde Bezug haben. Etwaige Verluste an Kapital ist der Staat zu ersetzen verpflichtet. Bis zu 10 Prozent dürfen auf Erwerb von Grundstücken zum Zweck landwirtschaftlicher Versuchsstationen mit Genehmigung der Legislatur ausgegeben, dagegen darf nichts davon für Kauf, Errichtung oder Erhaltung von Gebäuden verwendet werden. Ein solches college wenigstens muß binnen fünf Jahren errichtet werden bei Verlust des Anspruches auf die Bewilligung.

Schulwesen. Der Vorstand des Unterrichtswesens, commissioner of education [k^em-mĭ′sch-^en-^er ^ew ĕ′d-jŭ-kē″-sch^en], bildet kein selbständiges Ministerium, sondern steht unter dem Ministerium des Innern. Er hat keinerlei Exekutivgewalt, sondern im wesentlichen eine akademische Stellung, da die Schule nicht Sache des Bundes ist, sondern der einzelnen Staaten bzw. Gemeinden; auch besteht kein allgemeines Schulgesetz und danach für die Bundesregierung weder ein Recht zur Leitung, noch ein Anlaß zur Kontrolle der Schule. Die Aufgabe des commissioner besteht vielmehr nur darin, anregend und belehrend zu wirken, indem er alles, was auf dem Gebiete des Unterrichtswesens in den einzelnen Staaten der Union vorgeht, beobachtet und zusammen-

stellt und andererseits das der Beachtung und Nachahmung Werte in anderen Ländern aufsucht und mitteilt. Obwohl ein Zwang nicht geübt werden kann, kommen doch alle Staaten und Gemeinden dem Ersuchen, ihre Schulberichte und Statistiken dem commissioner einzureichen, vollständig und pünktlich nach, so daß er im stande ist, ein Gesamtbild des Schulwesens in den Ver. Staaten jährlich in einem umfassenden report [rᵉ-pö'ʳt] zu veröffentlichen. Dieser Bericht weist nach, daß in den Ver. Staaten über 360 Anstalten sich befinden, die Universitätsdienste zu leisten versuchen. „Die Folge davon ist", sagt White in seinem „Neu-Deutschland", „daß eine große Anzahl von Anstalten vorhanden ist, die etwas zu leisten behaupten, wozu ihnen die Mittel fehlen." — Diese Anstalten, welche sich Universitäten, Colleges, Akademieen nennen, sollen unsere Hochschulen vertreten, die Zahl der Studierenden ist noch einmal so groß als in Deutschland, die meisten dieser 360 Institute weisen jedoch nur eine kleine Zahl von Studierenden auf. Sie dürfen sich nicht mit deutschen Universitäten und Polytechniken vergleichen, stehen nicht auf der wissenschaftlichen Höhe dieser, entsprechen vielmehr nur unseren Gymnasien und Realschulen mit angehängten Fachstudien und Exerzitien. Doch nicht allein aus dem geringen Umfang der Studien resultiert der beschränkte Bildungsgrad der studierten Amerikaner. Ein einzig auf die Verwertung der Wissenschaften als Geschäft gerichteter Sinn lähmt die geistige Entwickelung Amerika's; zugleich wird die Tiefe des Wissens unerreichbar gemacht durch eine in Deutschland ungeahnte Unfreiheit der Wissenschaft, welche der puritanisch-amerikanische Geist, ein Doppelgänger des Jesuitismus, beschränkt und verfälscht. — Die vorwiegende Wahl und scharfsinnige Verwendung der Naturwissenschaften zu technischen Vervollkommnungen, d. h. in letzter Linie zum Geldgewinn, zeigt eben, daß der Amerikaner anderen Gebieten der Wissenschaft aus eigener Neigung fern bleibt und in seinem Materialismus fern bleiben wird. — Wohin man auch immer in den Ver. Staaten auf alles, was Unterricht heißt, blicken mag, allerwärts finden sich die Spuren von des Löwen Klauen,

nämlich die deutsche Wissenschaft und die deutsche Schule. Deutsche geben sich direkt zu Lehrern der Yankees her, deutsche wissenschaftliche Werke werden benutzt, geplündert, wörtlich übersetzt, wenn sie es vermögen. Ein Verzeichnis amerikanischer Schulbücher zeigt Hunderte von deutschen, englisch bearbeiteten Werken auf. Deutsche Ausgaben der alten Klassiker werden nachgedruckt, die Noten und Kommentare ins Englische übertragen — oft durch Deutsche — und sind dann amerikanische Original-Editionen. — Unsere Universitäten sind in gastfreiester Weise Jahr aus Jahr ein zahlreichen Amerikanern geöffnet, welche sie, nach ihren eigenen Versicherungen, geradezu aufsuchen müssen, um sich die Subtilitäten der medizinischen Wissenschaft und die Einführung in ein vorgeschrittenes philologisches Studium zu verschaffen. — Sechsundneunzig Prozent der Menschen in den nordamerikanischen Freistaaten sind mit ihrer Bildung auf die Volksschule angewiesen. Diese leistet wenig genug. Sie steht nicht, wie die deutschen Partisane des Yankeeismus von Zeit zu Zeit mit der Miene der Kennerschaft verkünden, über der Deutschen Schule. Eine gute Handschrift, die vier Spezies, eine fragliche Orthographie und eine dürftige Kenntnis der amerikanischen Geschichte und Gesetzgebung sind das höchste, was sie erzielt. Die Geographie zeigt gar keine Erfolge, der Amerikaner bringt als Geographie ein konfuses Gewäsch zu Tage. Naturkunde, Gesang, Zeichnen, Handarbeiten, Leibesübungen fehlen nahezu allen Schulen, man sieht sie hier und da versuchsweise und schwächlich gehandhabt. Der gesamte Unterricht zielt unter einer leidigen katechesierenden Methode auf mechanische Abrichtung für den dringendsten Bedarf. — Da nun das Unterrichtswesen eine munizipale Angelegenheit ist, die Regierungen einen unmittelbaren Anteil an der Leitung und Aufsicht nicht haben, so gestaltet sich dasselbe in den verschiedenen Gemeinden auch verschiedenartig; es sollen daher hier nur noch die Schuleinrichtungen in St. Louis und in Boston als Beispiele erwähnt werden. In St. Louis besorgt die oberste Verwaltung ein Board of President and Directors of Public Schools [bōᵊd ᵊw prĕ'ſ-ᵊ-dĕnt änd dᵊ-rĕ'k-tᵊrſ ᵊw pŏ'b-lik ßkūlſ], eine

Behörde, deren Mitglieder jährlich im Oktober bezirksweise von den Steuerzahlern der Bezirke (wards, wā'ds) aus ihrer Mitte mit relativer Stimmenmehrheit gewählt werden. Sie verwalten ihr Amt unentgeltlich und werden auf Erfüllung ihrer Pflichten desselben vereidet. Der board wählt aus seinen Mitgliedern einen Präsidenten, Vizepräsidenten und die erforderlichen Beamten, wie Sekretäre, Schatzmeister, Anwalt u. s. w. auf die Dauer eines Jahres. Die technische Leitung, zugleich die spezielle Kontrolle der Schulen, liegt in den Händen eines superintendent [ßjū'-pör-in-tĕ"n-dənt], den der board gleichfalls nur auf ein Jahr wählt. In den Schulrollen werden die jungen Leute zwischen 6 und 20 Jahren geführt. — Die Schulen stufen sich in Distriktschulen (primary schools, prai'-mə-rə ßkūls) oder Elementarschulen, die high [hai] schools, eine Art Mittelschule, welche die Fortsetzung der Distriktschulen bilden und die normal [nōr'-məl] school, die Schule für Ausbildung von Lehrerinnen. Fast die Hälfte der Distriktschulen haben einen Kindergarten nach Fröbelschem System als Vorschule. Die Aufnahme der Kindergärten in den Unterrichtsgang hat unter Beibehaltung des deutschen Namens, wie anderwärts in den Ver. Staaten, so in St. Louis viel Beifall gefunden. — Die Distriktschulen sind auf 8 Jahreskurse angelegt, deren Aufgabe die Beibringung der Elementarkenntnisse ist, doch werden auch Geschichte und Verfassung der Ver. Staaten, sowie allgemeine Geschichte und Naturkunde gelehrt. Die Erlernung der deutschen Sprache ist fakultativ in den vom board bezeichneten Schulen. — Die Aufnahme der Kinder in den Kindergarten geschieht mit dem vollendeten fünften Lebensjahre, in die primary school nach dem vollendeten achten Lebensjahre; Kinder unter sieben Jahren werden nur aufgenommen, wenn alle älteren angemeldeten untergebracht sind. Im Jahre sind 200 Schultage. Das Schuljahr beginnt mit dem ersten September und dauert von da ab mit einer Unterbrechung durch die Weihnachtsfeiertage 40 Wochen, welche in 4 Abteilungen von je 10 Wochen geteilt werden. Der tägliche Unterricht fällt in die Stunden von 9 bis 12 Uhr vormittags mit einer Zwischenpause von 15 Mi-

nuten und von $1^1/_2 - 3^3/_4$ Uhr nachmittags mit einer Erholungspause von 10 Minuten für die jüngeren Kinder; in den Kindergärten beschränkt er sich auf den Vormittag. Der Schulbesuch ist sehr regelmäßig, obwohl kein Schulzwang besteht. Eine öffentliche Prüfung findet vor Beendigung des Schuljahres in allen Schulen statt; in den oberen Klassen der Distriktschulen am Ende jedes ersten Schulsemesters auch eine schriftliche Prüfung. Die high school, welche einen Teil des öffentlichen Schulwesens bildet, hat 4 Jahreskurse; das Aufnahmealter ist auf 12 Jahre als Minimum bestimmt. Sie wird von Knaben und Mädchen besucht. Den Kern des obligatorischen Unterrichts darin bilden in den ersten beiden Kursen Mathematik, Rhetorik (was in unserer Sprachweise mit Grammatik wiederzugeben sein möchte), Zeichnen; im dritten Kursus Chemie und allgemeine Geschichte; im vierten englische Litteraturgeschichte und Verfassung der Ver. Staaten. Bemerkenswert ist die Freiheit der Wahl, welche den Schülern, insbesondere des dritten und vierten Kursus zwischen verschiedenen Unterrichtsgegenständen gelassen ist, so zwischen Latein, Französisch und Deutsch, zwischen Buchhalten und Physik, zwischen gewerblichem Zeichnen und Griechisch, zwischen höherer Mathematik und Psychologie u. s. w. Die Selbständigkeit des jugendlichen Menschen, die ein typischer Zug amerikanischen Wesens ist, kommt hierbei wieder sehr zur Geltung. Am Schlusse jeden Schulhalbjahres finden Prüfungen statt, sowie eine Abgangsprüfung bei der Graduation. — Die normal school endlich, die zur Vorbildung von Lehrerinnen für die Volksschule bestimmt ist, hat einen Kursus von einjähriger Dauer. Die Aufnahme ist durch Absolvierung der high school oder ein besonderes Examen bedingt. Die Zöglinge der Normalschule müssen sich verpflichten, in der Schule bis zur Graduation zu bleiben, sofern nicht unfreiwillige Entlassung erfolgt, und nach ihrem Abgang von der Schule wenigstens zwei Jahre hindurch im öffentlichen Schuldienste von St. Louis thätig zu sein. — Was die innere Organisation der einzelnen Schulen und die Verhältnisse der Lehrer anlangt, so steht an der Spitze jeder Schule ein Prinzipal; ihm sind Hilfslehrer

(assistants, ăß-ßĭ'ß-tᵒ̆ntß) verschiedener Grade beigegeben, deren Zahl sich nach dem Umfange des Schulbezirks und der Menge der aus demselben der Schule zugeteilten Kinder richtet. Nach der dadurch bedingten Zahl der Lehrer werden die Schulen in sieben Klassen geteilt, deren erste von den Schulen gebildet wird, welche 18 oder mehr Hilfslehrer haben, und deren siebenter die Schulen mit weniger als 4 Lehrern angehören. Als Arbeitsmaß der Lehrer gilt, daß ein Hilfslehrer notwendig ist für je 20 Schüler der normal school, für 30 der high school, für je 50 in den vier oberen und für je 60 in den vier unteren Klassen der Distriktschulen. Die assistants werden in head [hĕd] assistants, welchen die Vertretung des principal [pʀĭ'n-ßᵉ̆-pᵒ̆l] obliegt, und in assistants 1., 2. und 3. Grades unterschieden. Sie werden durch Majoritätsbeschluß des board stets auf ein Jahr gewählt, sind aber bei Vernachlässigung ihrer Pflichten auch in der Zwischenzeit absetzbar. Ihrerseits haben sie das Recht, ihre Stelle mit vierzehntägiger Kündigung zu verlassen. Die Gehälter der Lehrer bewegen sich zwischen 125 und 2600 $. Im Fall der Erkrankung wird das halbe Gehalt, aber nur auf die Dauer von 5 Wochen gewährt. Die Kosten, welche die Schulen verursachen, werden zum Teil aus den Revenüen der Schulländereien und einem Staatszuschuß, in der Hauptsache aber aus dem Ertrage einer Schulsteuer bestritten. Schulgeld wird in keiner Schule von den Schülern bezahlt, welche der Stadt St. Louis angehören; auswärtige dagegen zahlen 20 $ jährlich in den Distriktschulen und 50 $ in der high school.

Das System der Schulen in Boston ist im allgemeinen dem von St. Louis ähnlich; es baut sich aus Elementar- und grammar- [gʀă'm-mᵒ̆r] oder Mittelschulen auf, über denen noch die höheren Anstalten der latin- und high schools stehen. Durch eine normal school (Seminar) ist für die Ausbildung von Lehrerinnen Sorge getragen. Außer diesen Schulen bestehen noch mehrere Spezial- und Abendschulen. In den Elementarschulen, welche die Kinder bis zum 9. Jahre behalten, und in den grammar schools, welche von ihnen bis zu 16 und 17 Jahren besucht werden, ist der Unterricht für Knaben und Mäd-

chen gesondert; in den letzteren sind mehr als 8 Prozent über 15 Jahre alt. Auch von den höheren Lehranstalten sind je zwei für Knaben und für Mädchen, wogegen in den übrigen die Kinder gemeinschaftlich den Unterricht empfangen. In den gemischten high schools überwiegen die Mädchen der Zahl nach. Die Neigung, den Mädchen höhere Geistesbildung zu gewähren, spricht sich nicht bloß in der Zahl der Schüler, sondern auch in der Dauer des Unterrichts aus; in den girls [gö'lß] high schools ist das Durchschnittsalter $16^2/_3$ Jahre, während es für alle high schools sich auf $15^1/_4$ Jahre stellt; in der Normalschule sind alle Schülerinnen über 18 Jahre alt. — Vielleicht hängt damit der Ruf zusammen, welchen die Bostonerinnen wegen ihres Wissens und ihrer guten Haltung überall in den Ver. Staaten genießen; man erkenne sie, wird gesagt, schon an der Erscheinung. Ungeachtet der Trennung der Geschlechter in den Schulen überwiegen unter den Lehrern die Frauen, vornehmlich an den Elementar- und Mittelschulen, während an den höheren Lehranstalten, wenigstens der Knaben, nur Männer lehren. — Sehr praktisch sind überall die äußeren Einrichtungen; keine Überfüllung der Räume, 30—40 Kinder in einer Klasse, für jeden Schüler ein verschließbares freistehendes Pult mit festem Stuhle, Licht von beiden Seiten. Die Kinder, auch in den Elementarschulen, welche zum Teil niederen Ständen angehören, durchweg sauber; manche farbige sind darunter. Der Verkehr zwischen Lehrern und Schülern ist freundlich; die Antworten werden meist frisch und sicher gegeben. Um zu erreichen, daß alle Schüler daran kommen, sind ihre Namen auf Karten geschrieben, welche der Lehrer oder ein als Famulus neben ihm sitzender Schüler zieht, den gezogenen Namen ausrufend.

Schwurgerichtsverfahren. Unter dem Prozeßverfahren vor einem amerikanischen Schwurgerichte darf man sich nicht eine bloße feierliche Schlußverhandlung wie vor einem deutschen Geschworenengerichte vorstellen, welche nur die Ergebnisse einer erschöpfenden Voruntersuchung vor einem Untersuchungsrichter zusammenfaßt und den Geschworenen vorführt. Der englische und

amerikanische Kriminalprozeß vor dem Geschworenengericht (trial by jury, tʀai'-ᵊl bai dGū'-ʀᵉ) ist selbst die eigentliche erschöpfende Untersuchung, und es ist derselben ein kurzes, einseitiges Verhör vor den Großgeschworenen (grand jury, gʀănd dGū'-ʀᵉ) vorausgegangen. Das Verfahren vor der grand jury ist „ex parte“, d. h. der öffentliche Ankläger bringt in einer geheimen Sitzung, ohne daß der Angeklagte gehört wird oder auch nur anwesend ist, die Beweise für die Anklage vor. Wenn dieselben für genügend erachtet werden, um den Beschuldigten in den Anklagezustand zu versetzen, so erläßt die grand jury, die gewöhnlich aus 23 Mitgliedern besteht, mit Stimmenmehrheit die Anklageakte (indictment, in-dai't-mᵉnt). Hierdurch erklärt sich einigermaßen die oft lange Dauer der englischen und amerikanischen Kriminalprozesse; sie umfassen beides, die Voruntersuchung und das Schlußverfahren. Nachdem der Fall zur Verhandlung aufgerufen ist, wird mit der Auswahl der Geschworenen begonnen. Nach dem Gesetze steht der Staatsanwaltschaft sowohl, als dem Angeklagten das Recht zu, fünf Geschworene peremptorisch ohne Angabe eines Grundes zurückzuweisen. Die Zurückweisungen auf gute Gründe hin (for cause, fōʳ kāſ) sind dagegen unbeschränkt. Die Fragen, welche jedem, der aus der Urne gezogen wird, vom Richter vorgelegt werden müssen, sind: 1) Haben Sie sich bereits eine bestimmte Ansicht über den Fall gebildet? 2) Ist diese Ansicht so fest begründet, daß das Beweisverfahren Sie nicht beeinflussen könnte? 3) Haben Sie Gewissensskrupel in bezug auf die Anwendung der Todesstrafe? — Sind diese Fragen von dem zum Geschworenendienst Geladenen zur Zufriedenheit des Richters beantwortet, so unterwirft der Verteidiger den betreffenden Mann einem strengen Verhör.

Es ist eine schwere Bürgerpflicht, als Geschworener in einem Mordprozesse in den Ver. Staaten zu dienen, besonders in einem Prozesse, der voraussichtlich viele Wochen in Anspruch nimmt. Sobald die Bank besetzt ist und die zwölf Geschworenen den Eid geleistet haben, einen den Gesetzen und den Beweisen angemessenen gerechten Wahrspruch zu finden, sind die Geschworenen ihrer persönlichen Freiheit beraubt, von ihren Familien,

von ihrem Geschäft, von der ganzen Welt abgeschlossen, sie dürfen keine Zeitung lesen, in welcher ein Bericht über die Prozeßverhandlungen enthalten ist, sie dürfen nur mit Bewilligung des Richters und nur in Gegenwart eines Gerichtsbeamten Besuche empfangen, weil jede Besprechung des Prozesses verhindert werden soll, kurz, sie sind bis zu dem Augenblicke, wo sie sich über einen Wahrspruch, der in jedem Falle einstimmig sein muß, geeinigt, denselben dem Gericht überreicht haben und ihres Amtes entlassen worden sind, thatsächlich Gefangene. Es versteht sich von selbst, daß der Staat für ihre Wohnung und Beköstigung in der anständigsten Weise zu sorgen hat; selbstverständlich dürfen die Geschworenen aber nicht an der Wirtstafel speisen, sondern müssen ihre Mahlzeiten in ihrem parlor [pāᵉʳ-lᵊʳ] unter Aufsicht von Gerichtsbeamten einnehmen. Unter Begleitung von Gerichtsbeamten begeben sich die Geschworenen in den Gerichtssaal und wieder zurück. Zu ihrer Erholung dürfen die Geschworenen täglich einmal oder zweimal, je nach dem Wetter, spazieren gehen oder fahren. Der Tod oder die Erkrankung eines Geschworenen hat zur Folge, daß die ganze Prozedur vor einer neuen Jury wiederholt werden muß, da man das Verfahren, Ersatzgeschworene beizuziehen, nicht kennt. In Amerika wird niemand gezwungen, in einem Prozesse wegen Mordes als Geschworener thätig zu sein, welcher sich für einen grundsätzlichen Gegner der Todesstrafe erklärt. Wer schuldig des Mordes im ersten Grade gesprochen wird, muß zum Tode verurteilt werden. Weil man nun annimmt, es könnten sich die Gegner der Todesstrafe, trotz des geschworenen Eides bestimmen lassen, einen Mörder freizusprechen, weil sie zu einem Todesurteile nicht mitwirken wollen, so wird, wie oben erwähnt, jeder Bürger, wenn er als Geschworener aufgerufen wird, gefragt, ob er Gewissensbedenken habe gegen die Vollstreckung der Todesstrafe. Beantwortet er die Frage mit Ja, so wird er ohne weiteres zurückgewiesen. Die Folge dieser Praxis ist, daß viele sich von der in einzelnen Fällen oft sehr lästigen Geschworenenpflicht freimachen, indem sie sich gegen die Todesstrafe aussprechen. — Es gilt in den Ver. Staaten leider

nicht für unehrenhaft, unerlaubte Mittel anzuwenden, um politische Zwecke zu erreichen, namentlich bei den Wahlen zu siegen. Man wirbt um Stimmen, besticht die Wähler, und die Wähler lassen sich bestechen. Hierdurch ist eine große Demoralisation entstanden und man hat schon längst auch Geschworene zu erkaufen gesucht und käuflich gefunden. — Allgemein wird geklagt über den Mangel an Intelligenz. Viele Geschworene sind nicht im stande, dem Gange der Verhandlungen zu folgen, die Advokatenkniffe, das Gewebe von Täuschungen und Lügen zu durchschauen, sie lassen sich blenden und irreführen durch das Pathos und die Redekunst der Verteidiger. — Es fehlt aber auch an Pflichtgefühl. Die zum Geschworenendienst berufenen Männer werden müde, insonderheit wenn ein Prozeß wochenlang dauert, sie treiben fremdartige Dinge und behandeln die Sache nicht mit dem Ernste und der Gewissenhaftigkeit, welche die Entscheidung über Leben und Tod fordert. — Die wunderliche Bestimmung, daß niemand Geschworener sein darf, welcher sich eine vorläufige Meinung über den Prozeß gebildet, z. B. Zeitungsberichte darüber gelesen hat, schließt ohne weiteres eine Menge intelligenter Bürger aus, und gibt jedem, der nicht Lust hat, Geschworener zu werden, ein einfaches, unfehlbares Mittel in die Hand, sich von diesem Dienste zu befreien. Wenn ein schweres Verbrechen in einem county [kau͡′n-tᵉ] begangen worden ist, so bringen die öffentlichen Blätter genaue und ausführliche Berichte. Jedermann liest Zeitungen und somit ist es gerade in den Kapitalfällen oft ganz unmöglich, gebildete Menschen zu finden, die über den Prozeß noch nichts gelesen und aus dem, was sie gehört und gelesen, noch keine Ansicht über die Sache gewonnen haben. Die Richter sind übrigens auch sehr bereit, angesehene Bürger, Gewerbtreibende, Kaufleute, Ärzte u. s. w. wegen dringender Geschäfte zu dispensieren, und so rekrutiert sich die Jury nur zu oft aus der weniger befähigten Klasse der Gesellschaft. Ja, die Aufstellung der Liste und die Auswahl der Geschworenen, welche einem einzigen Mann, dem commissioner of jurors [kᵒ̆m-mĭ′sch-ᵒ̆n-ᵒ̆r ᵒ̆w dGū′-Rᵒ̆rs] oder dem sheriff [schĕ′R-Rĭf] überlassen ist, beweist, daß in manchen Distrik-

ten aus dem Jurydienste ein Gewerbe gemacht wird. Um der dafür gezahlten Gebühren willen sitzen Leute, die oft am wenigsten tauglich dazu sind, jahrein jahraus auf der Geschworenenbank, während andere niemals zum Dienst einberufen werden. — Auch die gesetzliche Vorschrift, daß das Verdikt ein einstimmiges sein muß, hat ihre großen Bedenken. Ein einziger Mann, der eigensinnig oder ein Querkopf ist, kann durch zähes Festhalten an seiner Meinung bewirken, daß der Prozeß resultatlos bleibt. Denn es muß jedesmal, wenn es nicht zu einer Einigung kommt, ein neuer Prozeß vor einer andern Jury stattfinden. — Die aus der Gesetzgebung über die Geschworenengerichte entspringenden Unzuträglichkeiten sind so fühlbar, daß sie bereits fast in der ganzen Union zur Einrichtung von Spezialjuries, sogenannten „struck juries“ [ßtrök dʒū'-rʼs] geführt haben. In einer Sache von Bedeutung hat alsdann die Anklage oder die Verteidigung das Recht, die Einberufung einer struck jury zu fordern. Der Gerichtspräsident richtet hierauf Vorladungen an die wichtigsten und angesehensten Persönlichkeiten der Stadt, aus deren Mitte man alsdann die Geschworenen durchs Loos bestimmt. Es ist somit in die Hände des Präsidenten eine außerordentliche und leicht gefährliche Befugnis gelegt.

Nach einer Bestimmung der der Verfassung angehängten Grundrechte kann kein Angeklagter gezwungen werden, gegen sich selbst Zeugnis abzugeben; er kann daher nur gefragt werden, ob er sich für schuldig oder nicht schuldig erkläre. Auf sein Verlangen kann aber jeder Angeklagte als Zeuge in eigener Sache vernommen und sogar beeidigt werden. Wenn er dies verlangt, muß er sich wie jeder andere Zeuge dem Kreuzverhör unterwerfen. Einem Angeklagten darf erst dann ein schlechter Leumund nachgewiesen werden, wenn er selbst seinen guten Leumund zu beweisen versucht. In solchem Falle ist die Staatsanwaltschaft berechtigt, im Wege des direkten Gegenbeweises das Vorleben des Angeklagten zum Gegenstande der Erörterung zu machen. In Deutschland und in Frankreich wird ein Angeklagter, welcher durch seine Aufführung im Gerichtssaale die Verhand-

lung stört, auf Befehl des Präsidenten entfernt, und man setzt das Verfahren in seiner Abwesenheit fort. In den Ver. Staaten hingegen muß jeder Zeuge dem Angeklagten gegenübergestellt werden, und es gilt in Kriminalfällen, bei denen es sich um Kapitalverbrechen handelt, als ein feststehender Grundsatz, daß die Verhandlungen nur in Gegenwart des Angeklagten stattfinden dürfen. Ja, in solchen Prozessen, wo auf Tod erkannt werden kann, ist der Angeklagte nicht einmal befugt, auf irgendein ihm durch die Verfassung oder das Gesetz gewährleistetes Recht zu verzichten. — Der amerikanische Richter besitzt zwar im allgemeinen eine sehr große diskretionäre Gewalt — er kann z. B. jeden Zuhörer, der sich eines Ungehorsams oder einer Unbotmäßigkeit schuldig macht, in das Gefängnis schicken, — aber gerade dem Angeklagten gegenüber ist er fast machtlos. — In den amerikanischen Gerichtssälen gibt es keine Anklagebank, wie es in Deutschland und Frankreich gebräuchlich ist, sondern einen „dock" [dɔk], einen abgegrenzten Raum, eine Art Kasten, in welchem der Angeklagte seinen Platz haben soll. Gewöhnlich wird ihm aber gestattet, an der Seite seiner Anwälte sich niederzulassen. — Nach der in Washington und im Distrikt Columbia herrschenden Gerichtspraxis findet das Plaidoyer vor den Geschworenen erst statt, nachdem die Parteien sich über die gesetzlichen Bestimmungen, welche ihrer Meinung nach in Anwendung kommen müssen, vor dem Richter ausgesprochen haben. — Der Staatsanwaltschaft steht nach dem amerikanischen Gesetz in Kriminalfällen das letzte Wort zu. — Nach der in Amerika geltenden Kriminalpraxis hat der von den Geschworenen für schuldig erklärte Angeklagte vier Tage Zeit, um seinen Antrag auf Umstoß des Verdikts und Bewilligung eines neuen Prozeßverfahrens zu stellen und zu begründen. —

scouts [ßkautß] nehmen eine der amerikanischen Armee eigentümliche Mittelstellung zwischen Militär und Civil ein. An und für sich ist das Wort unübersetzbar, denn es bezeichnet sowohl eine Rekognoszierung, einen Patrouillengang, die Patrouille selbst, als schließlich alle zu ähnlichen Aufträgen, Überbringung von Meldungen

und Spionage angeworbenen Personen. Jedem Truppenbefehlshaber im Westen stehen eine Anzahl solcher scouts zur Verfügung. Mit Vorliebe werden hierzu als zuverlässig bekannte Indianer benutzt, welche wegen ihrer eigenen und ihrer Ponies unglaublichen Zähigkeit und Ausdauer bei Entsendung auf weite Entfernungen durch keinen Soldaten ersetzt werden können. Diese scouts beziehen den Sold eines gemeinen Soldaten und erhalten eine meist aus beschädigten Stücken der Regimentskammern zusammengestellte Uniform; sie sind jedoch nicht streng militärisch organisiert, reiten ihre eigenen Ponies und leben unter ihren Zelten ganz indianisch. Die Weißen, welche sich als scouts anwerben lassen und die in den Indianerkriegen eine nicht unwichtige Rolle spielen, sind häufig verwilderte und verwegene Gesellen; einzelne von ihnen, wie Kit Carson, haben es zu einer legendenhaften Berühmtheit gebracht.

security safe deposit vaults [ßᵉ-kjū′-rᵉ-tᵉ ßēf dᵉ-po′ſ-it wāltß], Depots zur feuer- und diebessicheren Verwahrung von Geld- und Wertsachen, welche von Bankiers für ihre Kunden und in besonderer Vollendung von einer zu diesem Zwecke gebildeten Aktiengesellschaft in dem sogenannten Equitable Building [e′k-wᵉ-tᵉbl bi′l-dinᵍ] in Boston gehalten werden. Für die Sicherheit der Depots ist alles gethan, was die Geschicklichkeit des Baumeisters und des Schlossers vereint für den Zweck leisten kann. Das safe ist im Erdgeschoß des ganz massiven Hauses von dicken Hausteinen aufgeführt, durch einen schmalen Gang ringsum isoliert und gegen Durchbrechung von dem Nachbargebäude aus noch besonders geschützt. Es wird durch massive eiserne Doppelthüren geschlossen, welche außer mit Schlüsselschlössern noch mit Kombinationsschlössern verschlossen werden, derart, daß nur mehrere Personen, die gleichzeitig agieren müssen, sie öffnen können; außerdem sind sog. Chronometer- oder time locks [tai′m lökß] an der Innenseite der Thüren angebracht, die nur zu bestimmten Zeiten innerhalb der Geschäftsstunden aufgeschlossen werden können. Der Zugang zu dem safe ist durch starke eiserne Gitter abgeschieden, welche ebenfalls verschlossen gehal-

ten werden und vor denen beständig bewaffnete Wächter patrouillieren, deren Wachsamkeit durch elektrische Uhren kontrolliert wird. Direkte telegraphische Verbindung mit der nächsten Polizeistation und besondere elektrische Alarmsignale verstärken den Schutz gegen gewaltsame Angriffe. Das Gewölbe in dem Equitable Building besteht aus zwei Etagen, deren untere für Wertsachen bestimmt, auf dem Fundamente des Hauses steht und von Granitblöcken hergestellt ist, die durch schmiedeeiserne Querriegel verbunden sind. Darüber ist das zweite Gewölbe, dessen Wände aus wechselnden Lagen von Stahl und Eisen von großer Dicke bestehen, zusammengehalten durch von innen vernietete Stahlbolzen. In dem Gewölbe sind safes von allen Größen, welche vermietet werden; in diese werden Kisten (boxes, bŏ'kß-ᵉſ) von Zink geschoben, in welche der Mieter seine Wertpapiere legen kann; er allein hat dazu den Schlüssel und während der Geschäftsstunden jederzeit Zutritt. Sie werden auch von Geschäftsleuten benutzt, welche ihre baren Bestände zur Nachtzeit nicht in ihren offices lassen wollen. — In der Nähe der safes befindet sich eine Reihe verschließbarer Räume, wie Badezellen neben einander, in welchen die Kunden ihre boxes öffnen, Papiere einlegen und herausnehmen, Koupons abschneiden können u. s. w., und in denen sie völlig abgeschlossen und ungestört sind. Diese boxes sind mit Schreibpult, Beleuchtung und Schreibgerät bequem ausgestattet, für Ladies in besonderer Abteilung. Daß Wasch- und Toilettenräume dabei nicht fehlen, ist selbstverständlich. Die jährliche Miete für ein safe beträgt nach der Größe desselben 10—100 $. Für die Verwahrung von Silber, Diamanten, Uhren, Gemälden, Statuen, wertvollen Büchern und Kleidungsstücken, welche in verschlossenen Koffern oder Kisten angenommen werden, wird eine Gebühr von 1 Prozent des Wertes nach der Schätzung des Eigentümers berechnet. Die Equitable Building's Company bietet ihren Kunden außer diesen Leistungen in ihrem Hause noch die Benutzung eines Leseraumes und anderer Räume, welche für Versammlungen, Besprechungen, zum Schreiben u. s. w. eingerichtet sind.

Seebäder. Die Seebäder finden sich hauptsächlich an jenen Küsten, welche den großen Städten am nächsten gelegen sind, und so ist denn auch die atlantische Küste Nordamerika's von Boston herab bis nach Cape-May, an der Mündung des Delaware, ein einziges Seebad. Newport ist der Rendezvousplatz der amerikanischen Aristokratie, Long-Branch ist die Favorite der New-Yorker eleganten Welt, Atlantic City ist das Seebad von Philadelphia. Die amerikanischen Seebäder sind von denen Europa's sehr verschieden und können einen Vergleich mit den letzteren nicht aushalten. Es fehlt die Geselligkeit, die freundliche Unterhaltung, das wahre Vergnügen. — Long-Branch ist das Prototyp des amerikanischen Seebades. Seine geringe Entfernung (30 Meilen) von der Metropole des Kontinents hat es zum beliebtesten und bekanntesten Badeort der transatlantischen Seeküste gemacht. Eine unendlich lange Reihe von großartigen Hotel- oder besser Kasernenbauten und kleinen, eleganten Landhäuschen in Reih und Glied, auf kahlem, gelbem Sande stehend, die Front dem Meere zugewendet, das ist Long-Branch. Alles Tannenholz und Ölfarbe, grüne Fensterläden und breite Verandas um das Haus und hohe Fahnenstangen auf dem Dache. Hier ist der Sitz der New-Yorker Codfish-Aristokratie. Das Westend ist der fashionable Teil von Long-Branch und man ist wirklich überrascht von der Pracht der Toiletten, der Schönheit der Equipagen und Pferde, vom Reichtum der Hotel-Parlors oder „Salons". Das größte Leben findet man am Fuße der Klippen, unmittelbar an der Küste. Beide Geschlechter baden hier lustig und ungeniert untereinander, ja noch mehr, es ist sogar Pflicht der Herren, irgend eine oder zwei Damen unter ihren persönlichen Schutz zu nehmen, sie ins Wasser zu geleiten, sie über den Wellen zu halten und sie bei ihren Schwimmversuchen zu unterstützen. Im Wasser wird bald Freundschaft geschlossen und, selbst wenn man sich zu Lande in den Salons kaum anblickt, verkehrt man im Wasser mit einander ohne Scheu. Im Wasser und am Strande wird alles zum Kinde — Frauen, Männer und Mädchen, alles ist im tollen Durcheinander, lacht und schäkert

und spielt. Man bleibt in Amerika während des Vormittags stundenlang im Wasser oder zum wenigsten im Badeanzuge, indem man die Zeit zwischen Land und Wasser teilt. Aber die Badeanzüge! Nichts ist schrecklicher als diese dunkelblauen, weiten, schmucklosen Flanellsäcke, die bei Herren und Damen vom Halse bis an die Knöchel reichen. Die Badehäuser sind sehr bequem eingerichtet. Jedes Hotel, ja jedes größere Landhäuschen hat sein eigenes Badehaus am Strande. Aber dennoch lassen viele es sich nicht nehmen, schon in ihren Häusern Toilette zu machen und in dem häßlichen Kostüm durch die Straßen nach dem Meere zu wandern. Außer den Bädern ist der abendliche Tanz in den Hotelsalons und der damit verbundene Klatsch das einzige gesellige Vergnügen. Den Nachmittag pflegt man durch Fahren und Reiten auf der Grande-Promenade zuzubringen, wenn man Wagen und Pferde besitzt. Der Rest der Badegäste promeniert am Strande oder ruht unter den, amerikanischen Hotels eigentümlichen Verandas — hier Piazzas genannt — auf den obligaten Schaukelstühlen, halb ein Opfer der Konzertproduktionen der Hotelorchester, halb in Morpheus Armen sich wiegend. Bootfahrten sind hier weniger beliebt, wozu wohl auch die immer unruhige, wellenbewegte See beitragen mag. Dagegen werden alljährlich in der Nähe von Long-Branch die berühmtesten Pferde-Rennen Amerika's, die Monmouth-Park-Races abgehalten, die dem fashionablen Badeorte dann für einige Wochen ungewöhnliches Leben verleihen. — Newport, Rhode-Island, ist ein zweites vornehmes Seebad Amerika's, auf der kleinen Insel Aquidnee gelegen. Es ist der Rendezvousplatz der Millionäre Amerika's, aber dabei ist es gleichzeitig auch einer der wenigen Orte Amerika's, in welchem Geist und Adel die gleichen gesellschaftlichen Vorrechte besitzen, wie Geld. Man findet hier weder die großartigen Hotelbauten amerikanischer Bäder, noch die prächtigen, dem Meere zugewandten Straßenfronten. An Stelle derselben besitzt Newport eine Legion von Privatresidenzen, die mit der größten Eleganz ausgestattet sind. Kaum die Hälfte dieser Villen, deren Baukosten sich auf 100 000 bis 250 000 $ belaufen,

wird während der zwei Monate dauernden Saison von ihren Besitzern bewohnt; denn ein großer Teil dieser Millionäre von Hartford, Boston und Providence befindet sich den Sommer über auf Reisen oder in irgend einem europäischen Bade. Dafür werden sie um 5000 bis 10 000 $ die Saison über an andere vermietet, auch von den amerikanischen Reichen mit desto größerer Vorliebe aufgesucht, als sich Newport sozusagen im Mittelpunkte einer an Naturschönheiten sehr reichen Seeküste befindet. — Atlantic-City, das spottweise, aber mit gutem Recht, „the Knaker-City on the Sea" genannt wird, vereinigt in sich all die Eigenschaften, welche dieser Name andeutet. Dieselbe massenhafte Ausdehnung, dieselbe Unzahl von Straßen mit Privatresidenzen, dieselbe Scheinheiligkeit und dieselbe Langweiligkeit, — dazu fußtiefer Staub in den Straßen und eine Armee von Fliegen in den Häusern und Hotels. Atlantic-City ist nahezu ausschließlich im Besitz von Philadelphiern, von denen mindestens die Hälfte das Bad alljährlich einmal besucht. Obwohl es dem herrlich angelegten Orte demzufolge nicht an Zuspruch fehlt, so fehlt es ihm doch am Leben. Keine Equipagen, keine Spaziergänger. Das einzige rege Leben am Strande entwickelt sich an den Abenden der Samstage, wo die Zeit den Männern gestattet, von Philadelphia aus ihre Familien zu besuchen. — Cape-May ist als Badeort nicht ganz so fashionable als Long-Branch. Der Strand bietet hier ein sehr bewegtes lebensvolles Bild während der regelmäßigen Badezeit von 11 bis 1 Uhr Mittags. Die zwei „leitenden" Hotels der Stadt, das „Stockton-Hotel" und die „Congress-Hall" sind wahre Paläste und die um sie angelegten Galerieen die fashionable Promenade während der heißen Tageszeit. Zwischen der Haupt-Avenue und dem Meere ist ein breites hölzernes Trottoir angebracht, dies ist die Grande-Promenade von Cape-May, das Rendezvous aller Senatoren und Kongreßmänner von Washington, aller Geldaristokratie von Baltimore und Philadelphia. Hier kann man in einem Viertelstündchen die schönsten Frauen Amerika's sehen. Der Uferboden ist mit festem Sande bedeckt und seine spiegelglatte Fläche ist mit Equipagen

und Spaziergängern besäet. Ebbe und Flut ist in Cape-May sehr gering. — Minder Wohlhabende der Bewohner New-Yorks begnügen sich mit zeitweiligen Ausflügen nach Coney-Island, einem jahrmarktähnlichen Seebade, das, binnen einer Stunde von New-York erreichbar, in seiner Art wohl einzig dastehen mag. Welche Gesellschaft übrigens zuweilen dort zusammenkommen mag, ist daraus ersichtlich, daß Tischtücher, Servietten und Bettwäsche einiger Gasthöfe querdurch mit den Worten gezeichnet sind: „Stolen from Hotel ....“

Die **Seekrankheit** ergreift mit wenigen Ausnahmen alle, welche sich zuerst der See anvertrauen; zumeist sind allerdings Frauen und junge, schwache Personen derselben unterworfen. Meist gewöhnt man sich nach einigen Tagen an die Bewegung des Schiffes, und das Übel verschwindet; in anderen Fällen dauert die Krankheit so lange, als man sich auf offenem Meere befindet. Zerstreuung, große Aufmerksamkeit auf einen bestimmten Gegenstand, starker Wille, Aufenthalt auf dem Verdeck u. s. w. lindern das Übelbefinden des Kranken. Nach der Seekrankheit stellen sich Vermehrung des Appetits, kräftigere Verdauung, erhöhte Lebenslust ein. Zur Verhütung oder schnellen Beseitigung der Seekrankheit kennt man kein Mittel. Die gegen das Übel vielfach empfohlenen und kostspieligen Geheimmittel haben sich noch nie bewährt. Durch häufiges Trinken werden die krankhaften Bewegungen des Magens weniger schmerzhaft. — Aber auch die schlimmste Seekrankheit geht vorüber, wenn Amerika in Sicht kommt und die Schiffsmannschaft den Dampfer für Landung seiner Passagiere im Hafen von New-York „klar“ macht.

Sektenwesen. In keinem Lande der Erde, selbst nicht in Rußland, gibt es ein solches Kunterbunt der verschiedensten Religionen und religiösen Sekten, wie in der Union. Es existieren in der Union ungefähr fünfzig christliche Religionen. Kirchen finden wir über 65 000 und das gesamte Kirchenvermögen hat ungefähr einen Wert von 360 000 000 $. Am zahlreichsten unter

den christlichen Sekten, die man in der Union mit dem Namen „dominations“ [dŏ'm-ĕ-ne''-schᵊni] bezeichnet, sind die Methodisten, nach diesen kommen die Baptisten mit ihren verschiedenen Sekten. Ihnen folgt die englische Episkopalkirche, welche über alle Staaten verbreitet ist, dann die Quäker, letztere hauptsächlich in Pennsylvanien. Reformierte und Lutheraner finden wir in allen Staaten, wo Deutsche wohnen. Erstere haben eine höhere theologische Lehranstalt in Mareersburg, letztere eine solche in Gattysburg in Pennsylvanien. Einer großen, rapid sich steigernden Verbreitung erfreut sich die katholische Kirche mit gegenwärtig ungefähr 8 Millionen Anhängern und von einer sowohl der Anzahl wie der Bedeutung nach ansehnlichen Hierarchie geleitet. Die katholische Kirche besitzt in der Union bereits über 7000 Bethäuser und ein Kirchenvermögen von ungefähr 160 000 000 $. Die Katholiken haben sich durch die starke Einwanderung aus Irland und den katholischen Teilen Deutschlands derartig stetig vermehrt, daß sie nach den Methodisten die reichste Religionssekte der Ver. Staaten bilden. Die römisch-katholische Kirche hat mehrere Erzbischöfe, Bischöfe, sowie höhere Lehranstalten, worunter die Universität St. Louis die bedeutendste ist. Eine merkwürdige Sekte sind die Mormonen, die „Heiligen vom jüngsten Tage“, welche sich in Utah ein theokratisch-demokratisches Staatswesen eingerichtet haben. — Die vollständige Religionsfreiheit, welche die Verfassung allen Bürgern gewährleistet, hat die Ver. Staaten zu einem Versuchsfelde für alle religiösen, sozialen und philosophischen Ideeen und Systeme gemacht; Amerika ist dadurch zu einem Sicherheitsventil für die ganze Menschheit geworden. Die Toleranz der Regierung hat die wohlthätige Folge gehabt, daß sich bereits eine Reihe jener Religions- und Weltverbesserungs-Systeme praktisch unmöglich gemacht hat. Der Amerikaner wechselt nicht nur aus Überzeugung und Neuerungsdrang, sondern auch aus pekuniärem Interesse, aus Geschäftsrücksichten mit der größten Leichtigkeit seine Religion. Leute, die drei- oder viermal die Sekte gewechselt haben, sind ebenso häufig, wie Familien, in denen jedes Kind einer andern Sekte angehört.

shaker [sche'-kör]. Die amerikanischen shakers besitzen jetzt achtzehn Gesellschaften, welche in sieben Staaten zerstreut sind. Jede einzelne derselben besteht aus mehreren Familien und jede Familie bildet wieder eine eigene Kommune. Jede shaker-Gemeinde zerfällt in zwei Teile: Novizen und den „church-order“ [tschö"rtsch-o'r-dör]; letztere vermeiden jede Berührung mit der Außenwelt, streben nach dem höchsten spiritualistischen Leben und verkehren nur mit den zu ihrem engeren Verbande Gehörenden. — Jede shaker-Familie wohnt in einem großen Hause mit Zimmern für 4 bis 8 Personen, welche höchst einfach, aber anständig eingerichtet sind. Hängematten vertreten die Stelle von Betten. Die Schlafzimmer der Männer sind von denen der Frauen durch einen großen Saal getrennt. Die Küche, Vorratskammern und der gemeinsame Speisesaal befinden sich im ersten Stock. Das Familienhaus wird umringt von den verschiedenen Wirtschaftsgebäuden, zu denen das Schwesternhaus, in dem Körbe geflochten werden und geschneidert wird, und das Brüderhaus, in welchem man männliche Arbeiten betreibt, gehören. Neben diesen Gebäuden befinden sich das Waschhaus, die Ställe und die verschiedenen Schuppen für Holz, landwirtschaftliche Maschinen u. s. w. Alles befindet sich in einer Anordnung, die vielfache Ähnlichkeit mit den Einrichtungen der deutschen Herrnhuter hat. Sämtliche Gebäude werden auf das peinlichste rein gehalten und diese Reinlichkeit treiben die shakers so ins Extrem, daß sie ihre Wände nicht nur deshalb nicht mit Bildern versehen, weil ihre Religionsthesen jede Zier strengstens verbieten, sondern weil sich an den Bilderrahmen Staub ansammelt. Eine jede Gemeinde hat ihren Geistlichen, der zeitweise, zur Verkündigung ihrer Lehren, in die Welt geschickt wird. Die Leitung einer jeden Familie in geistlichen Angelegenheiten besorgen zwei Älteste, ein Mann und eine Frau, während Diakonen und Diakonissen die Beziehungen der Familie mit der Außenwelt vermitteln und die verschiedenen Berufszweige anordnen; diesen Diakonen sind wieder „caretakers“ (kä'r"-te'-körs, Sorgetrager) unterstellt. Die Oberen werden nicht von den Mitgliedern gewählt, sondern sie wählen selbst ihre Nachfolger. Die Hauptverpflichtung

jedes Mitgliedes besteht in der Wahrung der gemeinsamen Interessen und deren Förderung durch eigene Händearbeit. Die Oberen beschäftigen sich in ihrer freien Zeit mit der Korbflechterei, wozu ihnen ein eigenes Gebäude in der Nähe der Kirche zur Verfügung steht; sie essen apart und halten sich im allgemeinen etwas abgesondert von den Mitgliedern. Eine jede Kommune verwaltet ihr Eigentum für sich und besorgt auch selbst ihre wirtschaftlichen Geschäfte. Aufgestanden wird im Sommer um halb fünf Uhr, im Winter eine halbe Stunde später, dann folgt um sechs Uhr das Frühstück, um zwölf das Mittagsmahl und um sechs Uhr die Abendsuppe; um neun oder halb zehn Uhr erlöschen die Lichter und alles begibt sich dann zur Ruhe. Bei den gemeinsam eingenommenen Mahlzeiten essen Frauen, Männer und Kinder je an besonderen Tischen, wobei kein Mensch spricht, nur vor und nach Tische wird auf den Knieen gebetet. Zur Besorgung der Wäsche, zur Instandhaltung der Garderobe und zur Beaufsichtigung eines propren Äußern ist jedem Bruder eine Schwester zugewiesen, welche ihn auch tadelt, wenn er nicht immer ordentlich und reinlich aussieht. Den Schwestern liegt es außerdem ob, abwechselnd zu kochen und den jüngeren überdies noch, zu waschen. Einfach, aber reichlich ist die Kost, wobei Schweinefleisch verboten ist, ja, ein großer Teil der shakers genießt überhaupt nicht einmal Fleisch und viele verwerfen sogar Milch, Butter und Eier. Infolgedessen werden in vielen shaker-Gemeinden zwei Tische gedeckt, einer für die Fleischesser, der andere für die Pflanzenkostesser (Vegetarianer). Das Bestreben der shakers ist darauf gerichtet, soviel wie möglich ihre Bedürfnisse selbst zu produzieren, daher weben sie eigenhändig einen Teil ihrer Kleider, verfertigen Schuhe, errichten selbst ihre Häuser und bauen alles zu ihrer Nahrung Erforderliche, wobei ihre vortreffliche Obstzucht eine große Rolle spielt. Doch arbeiten sie keineswegs angestrengt, da sie dem Grundsatze huldigen, nicht reich werden zu wollen und daß man bei richtiger Sparsamkeit absolut nicht gezwungen sei, bis zur Ermüdung zu arbeiten. Infolgedessen arbeiten die Frauen auch gar nicht auf den Feldern, sondern pflücken höchstens Beeren.

Ihre Scheuern sind aber trotzdem gut gefüllt und ihre Häuser befinden sich stets in gutem Zustande. Die Ersparnisse, welche sie machen, verwenden sie meistens dazu, Ländereien anzukaufen, welche häufig außerhalb ihrer Gemeinden liegen und die dann von gut bezahlten Lohnarbeitern bewirtschaftet werden. Bei all ihren Geschäften erfreuen sie sich des Rufes gediegener Ehrlichkeit. Nicht wenig stolz sind sie auf ihre eigene Litteratur. Sie vertreten nämlich ihre religiösen Anschauungen und genossenschaftlichen Interessen in den Journalen „Shaker and Shakeress“ und dem „Oneida Circular“.

shoddy [schŏ'd-de] =Aristokratie, in Amerika vom Glück begünstigte Emporkömmlinge, Millionäre, die in New-York ihren Sitz besonders in der Fifth Avenue haben.

shopping [schŏ'p-pĭns] heißt die Gewohnheit der amerikanischen — wie auch der englischen — Damen, zu Fuß ihre Einkäufe selbst zu besorgen, wobei sie den ganzen Laden umzukehren und jedes Stück desselben kennen zu lernen bestrebt sind. Auf diesem Wege drängt sich das ganze weibliche New-York. Hier mischen sich alle Klassen, hier kreuzen sich Eleganz und vulgärer Putz, Achtbarkeit und Abenteuerlichkeit, ja selbst das Verbrechen findet sich ein. Der weibliche shop-lifter (schŏ"p-lĭ'f-tŏr, Ladendieb) ist allgegenwärtig und es wird beständig auf ihn gefahndet. Von Zeit zu Zeit wird auch eine respektable Dame auf grundlosen Verdacht hin in einem Warenmagazin verhaftet, und vor dem Polizeirichter spielt dann eine der peinlichen Scenen ab, wie selbst das an absonderlichen Gerichtsvorgängen reiche New-Yorker Leben nur periodisch bringt. Es hat auch seine Schattenseiten, das ungemein populäre amerikanische shopping. Diese Einrichtung, von den Modegeschäften selbst geschaffen durch das außerordentliche Entgegenkommen, womit sie die Kauflust der Damen zu reizen suchen, ist zu einem Grade entwickelt, den man in keinem andern Lande kennt. Aufs freundlichste wird der schöneren Hälfte des verehrten Publikums Tag für Tag in hundert Magazinen erklärt, daß man durchaus nicht erwarte, jede Besucherin solle auch Käuferin sein. In vielen Magazinen wird sogar durch Plakate erklärt,

man betrachte es keinesfalls als Belästigung, Waren in beliebiger Menge zu zeigen. Wozu wären denn die großen Scharen Verkäufer und Verkäuferinnen da? Sollen sie müßig dastehen und einander angähnen? Die Damenwelt sagt ihrerseits „Ansehen kostet nichts“, und so wird denn von der gütigen Erlaubnis in ausgedehntestem Maße Gebrauch gemacht. Neben den Hunderten, die nur kommen, um anzusehen, in der ehrlichen Absicht, später einmal zu kaufen, finden sich vielleicht ebenso viele in der ebenso ehrlichen Absicht ein, weder jetzt noch später zu kaufen, sondern lediglich die Zeit totzuschlagen. Eine beträchtliche Anzahl mag auch der unwiderstehliche Hang, wenigstens im Anblicke der prächtigen Dinge, die ihnen unerreichbar sind, zu schwelgen, herbeiführen. So treiben sich denn allenthalben große Schwärme Schaulustiger herum, deren Kaufkraft weit hinter ihrer Kauflust zurückbleibt, und es ist längst bekannt, daß aus der Menschenmenge, die in solchen Magazinen ein- und ausströmt, nicht auf die Größe des Umsatzes geschlossen werden darf. Die Geschäftsleute dieses Zweiges haben sich in der That eine schwere Plage geschaffen, gegen welche anzukämpfen kein einzelner wagt. Was sie aus Klugheit dem stets hochgeschätzten Damenpublikum im allgemeinen mit der größten Bereitwilligkeit einräumen, wird minder bereitwillig geleistet, wenn es sich um die hundert besonderen Fälle handelt. Der Höflichkeit für alle entspricht nicht immer die Höflichkeit für die einzelnen — zumal da sich unter die Menge auch unlautere Elemente mischen. Hart neben dem Backfisch, der bloß aus Langeweile einige hinter dem counter (kau͡'n-tər, Ladentisch) stehende Bürschlein in Bewegung erhält, sitzt vielleicht eine Abenteuerin, und neben der achtbaren Frau von schwer zu befriedigendem Geschmacke vielleicht die Spitzbübin, welche auf eine günstige Gelegenheit lauert. Wer alle Welt zu sich geladen, der kann des Auges der Polizei nicht entbehren, und so gesellt sich denn zur großen Zuvorkommenheit gegen alle auch die strenge Überwachung der einzelnen. Solch ein riesiges Warenlager mit seinen zahlreichen Abteilungen und zahllosen Bediensteten, mit seinen verschiedenen Arten des Absatzes und der Kontrolle ist thatsächlich ein Polizeistaat im kleinen.

skunk [ßkönˢk]. Ein Vierfüßler ist es vor allem, der sich tapfer gegen die Yankees hält und ungescheut bis in die äußeren Häuserkomplexe selbst der größten amerikanischen Städte dringt. Es ist der Skunk, das Stinktier (Mephitus Americanus). Er ist ein Vetter des Iltis, lebt wie dieser am liebsten von Eiern und jungen Vögeln, und nistet sich in der Nähe von Gehöften, wo viel Geflügel gehalten wird, ein. Wildverwachsene Dickichte, mit Felsblöcken und alten Baumwurzeln ausgestattet, sind sein Lieblingsaufenthalt; dort gräbt er sich ein. Es ist ein Tier von der Größe eines vollkommen ausgewachsenen Marders, jedoch mit mehr dachsartigem Körper und Kopf, Grabefüßen und einem Schwanze wie der eines Eichhörnchens mit braunem Pelz, welchen zwei reinweiße Streifen zieren, die an der Nase beginnen und über den ganzen Körper verlaufen. Aus einer Drüse am Ende seines Körpers spritzt er eine entsetzlich stinkende Flüssigkeit auf seine Feinde oder auf seine Beute, diese dadurch betäubend. Menschen, welche seinen Segnungen verfielen, haben sich oft an Ort und Stelle ihrer durchfeuchteten Kleider entledigt und sind im bloßen Hemde nach einem Hause geeilt, um dem Gestank zu entfliehen und menschliche Wohnstätten nicht zu verpesten. Man muß die bespritzten Kleider vergraben oder verbrennen, da es kein Mittel gibt, den gräßlichen Geruch aus ihnen zu entfernen. Der Skunk, welchen, wenn er noch unsichtbar, sein Geruch verrät, ist sich seiner gefürchteten Kapazität wohl bewußt, und so lange er sich nicht verschossen hat, weicht er selbst dem Bären und Panther nicht. Am allerwenigsten dem Menschen. Er kauert sich vielmehr bei seinen Nachtwanderungen ruhig mitten auf den Boden hin, wenn er einen Menschen nahen hört, und gibt ihm erst die Ladung, ehe er entspringt. Führt einen der Weg bei nächtlicher Weile daher durch ein Gebäude, wo „Skunk“ zu vermuten ist, und man sieht im bleichen Lichte des amerikanischen Mondes oder der Sterne einen niedrigen Vierfüßler langsam dahinschreiten, so bleibt man festgebannt stehen, bis die Erscheinung ganz verschwunden ist, und läßt so die Gefahr vorübergehen. Der Skunk ist ein Schrecken der Menschen, und es ist erklärlich, daß selbst ein Meeting amerikanischer Stimm-

rechtlerinnen unter wildem Geschrei auseinanderstob, als ein ebenso furchtloser als böser Bube einen, in einem Sack gefangenen, jungen Skunk mitten in den Versammlungssaal der Ladies hineinschleuderte.

smart [ßmä'rt]. Man bezeichnet sehr oft Amerikaner als „smart", was in England soviel gilt, wie spitzfindig, scharf. Etwas ganz anderes bedeutet das Wort in Amerika. Ein Mann, der das Glück hat, „smart" genannt zu werden, muß sehr viel Geist, sehr viel Phantasie, etwas Geniales und zu alledem auch noch etwas Humor besitzen, welch letzterer in kühnen Formen auftreten muß. So hat sehr viel Anlage dazu, a smart fellow zu werden, der Verfasser der nachfolgenden Annonce, welche zur Zeit des großen amerikanischen Finanzkrachs 1884 in den gelesensten New-Yorker Tagesblättern zu finden war: „Zu verkaufen: Aktien und Obligationen der Marinebank und anderer fallliter Anstalten und Eisenbahnen. Als Aktiva zu gebrauchen. Billig zu haben bei ....." (folgt genaue Adresse). — Nur wie naiv würde jeder Amerikaner denjenigen halten, der noch fragen wollte, wozu man Papiere fallliter Anstalten brauchen konnte, und sogar noch als „Aktiva". Dem Manne, der da seine Ware anzeigte, dürfte nicht ein Stück derselben übriggeblieben sein, falls er sie wirklich billig genug fortgegeben hat, denn es ist für einen Falliten, etwa für einen solchen, der sich zu einem Falliment erst vorbereitet, weit leichter, dem Gerichte, das von ihm Rechenschaft fordert, zu sagen: „Ich habe das Unglück gehabt, mich in die unselige Spekulation mit Marineaktien einzulassen, für die ich vor zwölf Monaten das Stück 150 $ bezahlte, und die, meine Herren, heute wertlos sind"; — viel leichter ist es, dies zu sagen, als offen einzugestehen, daß man das Geld der Gläubiger fortgetragen hat.

Soldier's Home [ßo'l-dʃ'r hōm] oder mit seinem eigentlichen Titel „The Northwestern National Asylum for disabled Soldiers", ein Militär-Invalidenhaus, wird von der Union unterhalten und ist für Invaliden aus den Kriegen der Ver. Staaten bestimmt, während die regulären Invaliden der Armee in einem besonderen

Hause in Washington Aufnahme finden. Die Stadt Milwaukee, von der es etwa 3 miles [māīls] entfernt ist, hat zu den Kosten der Errichtung einen Beitrag von 120 000 $ gegeben. Das Asyl liegt inmitten eines Naturparks auf hügeligem Terrain und zeigt sich als ein schloßartiger Bau, von Türmen mit Mansardendächern an den Ecken flankiert und mit einem hohen, gleichartigen Turme über dem Eingange, von welchem das Sternenbanner weht. Das Haus hat etwas über 600 inmates (ĭn-mētß, Insassen), welche nach Alter und Krankheit in mehrere Kompagnieen von verschiedener Kopfstärke geschieden sind. Einrichtung und Ausstattung scheinen reichlich; die Schlafzimmer sind rein und luftig; jeder der inmates hat neben seinem Bett, deren 9—16 in einem Saale stehen, einen verschließbaren Schrank. Im Souterrain befindet sich ein Billard- und ein Rauchzimmer, auch eine Bibliothek und ein Lesezimmer mit vielen, darunter auch deutschen Zeitungen. Ein größerer Saal ist für Versammlungen und Aufführungen bestimmt. Außerdem sorgt für Unterhaltung ein Musikkorps, das im Sommer im Park außerhalb konzertiert, der dadurch zu einem beliebten Ziele der Spaziergänger von Milwaukee geworden ist. Die Nahrung ist nach amerikanischen Begriffen einfach, aber ausreichend. Zweimal mindestens gibt es täglich Fleisch, früh Kaffee, mittags und abends Thee, dazu gutes Weißbrot in so reichlichen Portionen, daß es in der Regel nicht aufgezehrt wird. Die Invaliden bekommen außer Wohnung und Kost auch noch die volle Militärpension; für die häuslichen Arbeiten, an welchen sie sich beteiligen, werden sie außerdem noch besonders bezahlt. Sie sind zu keiner Arbeit verbunden, können Besuche empfangen und sich frei bewegen; weder zum Tragen der Uniform besteht eine Verpflichtung, noch scheint sonst militärische Zucht gehandhabt zu werden. Gleichwohl erzählt man, daß die inmates immer unzufrieden sind und sich aus dem Asyl wegsehnen.

Sommer in New-York. Zwischen dem sommerlichen und winterlichen New-York ist ein so starker Unterschied, wie ihn kaum eine der europäischen Haupt-

städte — Petersburg und Moskau vielleicht ausgenommen — aufzuweisen hat. Wer die Tropenländer nicht gesehen hat, bekommt im sommerlichen New-York ein Vorgefühl jener lichtreinen, wunderbaren Welt. Das reine Blau des Himmels, die unvergleichliche Schönheit der Abendröten, die Glühwärme der Sonne, die Kolibris, die Feuerfliegen — das alles sagt ihm, wie es im Süden ist. Auch Kleidung, Lebensweise und Gebräuche der Menschen tragen einen südlichen Charakter. Es gewährt einen eigentümlichen Anblick, Männer, Frauen, Kinder fast ohne Ausnahme mit dem Palmfächer einhergehen, eine ganze Bevölkerung in den Häusern und auf den Straßen fächeln zu sehen. Der Bankier auf dem bequemen Sofa in seinem Office, die mit Brillanten geschmückte Dame in der Kutsche, der Gast in den Salons, die Dame in ihrem Armstuhl, der Spaziergänger auf dem Broadway, der Fuhrmann, der Stiefelputzer an der Straßenecke — sie alle wehen sich Kühlung zu mit dem Palmfächer. Am Abend sind alle Häusertreppen mit weißgekleideten Damen und Kindern besetzt — die alle fächeln. Ganze Familien flüchten vor der Hitze der Häuser nachts hinauf auf die Dächer und erst mit ihrem Schlummer hat der Palmfächer Ruhe. In den Kirchen, den Theatern, den Eisenbahnwagen, den Wagen und Omnibussen sieht man eine ganze Fächermasse. — Auch die Unzahl der mannigfaltigen Tropenfrüchte, die in den Läden und an allen Straßenecken zum Verkauf ausgestellt sind, spricht uns deutlich von den warmen Himmelsstrichen, denen die Sonne mit immer gleicher Freundlichkeit lacht. An allen Straßenecken stehen Buden, reich beladen mit der milden, süßen Frucht der Banane, mit Citronen und Pomeranzen, Melonen und Pfirsichen, Ananas und Kokosnüssen. Die Beerenverkäufer ziehen vor jedem Hause den Mund sich schief und schreien gewaltig; ganze Wagen mit Pomeranzen ziehen an uns vorüber. Die Billigkeit der südlichen Früchte ist groß und macht es jedem möglich, seinen Teil davon zu genießen. Alle Augenblicke sehen wir einen Vorüberwandernden mit einem riesigen Stück einer Wassermelone am Munde, und die Straßenjungen saugen das süße Wasser der kühlenden Frucht aus Stücken, deren

Größe geradezu eine erstaunliche ist. Eis und Frucht ist die Losung, Eis und Frucht der eigentliche Wille des Volkes. Überall wandern Sorbethändler, an den Straßenecken stehen Trinkstände und die bar-rooms der vielen Kneipen bieten ihre Kühlung und Labe. Die Trinksalons, die glänzenden Konditoreien und die kühlen Gasthofhallen werden gar nicht leer. Man kann hier seine Zeit zubringen, ohne etwas zu genießen und ohne im mindesten von Kellnern und Dienern gefragt zu werden. Ja man kann sich gemütlich auf ein Sofa legen und, wenn es einen freuen sollte, sich in einen Lehnstuhl zurücklegen und die Füße zum Fenster hinausstrecken. Darum werden die Hallen der Gasthöfe nie leer und sie sehen neben den wechselnden Besuchern eine ständige Bevölkerung, zu welcher Müßiggänger aller Art, vom reichen Spekulanten bis herab zum beschäftigungslosen Arbeiter und den Spielern, Dieben und Gaunern das Material liefern.

southerners [ßö′*dh*-ᵒʳ-nᵒʳß]. Die Angloamerikaner ziehen innerhalb ihrer Rasse eine scharfe gegenseitige Grenzlinie zwischen den Yankees [jä′nᵉ-kᵉß] des Nordens und den southerners, den Südlichen, in den ehemaligen Sklavenstaaten. Beide hassen sich in der That gründlich und machen nur gemeinschaftliche Sache, wo der spezielle Amerikanismus gereizt wird. Der Süden ist in dem blutigen Kampfe für die Befreiung der Sklaven besiegt und unterworfen, aber nicht moralisch überzeugt und gebessert worden. Unter der Asche glüht die Wut über die erlittene Niederlage weiter, und hofft fort und fort auf eine Wendung der Dinge „zu gunsten der gerechten Sache", wie die Wiederherstellung der Sklaverei und die Trennung vom Norden dort allgemein genannt wird. Wie über die föderativen Nordstaaten sich ein Netz von Kriegervereinen, die Veteranen aus dem Bürgerkriege umschließend, breitet, so auch im Süden, wo die ehemaligen Soldaten der konföderierten Heere eine gleiche Organisation aufrecht erhalten. Zusammenkünfte, Erinnerungstage an die Schlachten, welche sie den „Yank's" lieferten, fachen die Kriegs- und Rachewut immer wieder aufs neue an, und der Geist des Südens macht sich bei

solchen Anlässen regelmäßig in blutigen Reden und jenem greulichen, schrillen Kriegsgeschrei Luft, welches die Konföderierten auf den Schlachtfeldern markdurchdringend auszustoßen pflegten.

Soziale Zustände. Kein Mangel eines Stammbaumes hindert den ärmsten, geringsten Nordamerikaner, hoch in der Achtung seiner Mitbürger emporzusteigen, ihm wirft niemand vor, daß sein Vater die Schweine gehütet oder seine Mutter eine Taglöhnerin war; für ihn ist es kein Hindernis des Emporkommens, daß er nicht „aus guter Familie“ ist, oder daß er von der alleruntersten Stufe aufwärts zu klimmen begann. Nur nach seinem inneren Werte wird der Mann beurteilt, und je tiefer die Stufe ist, von der er sich aus eigener Kraft heraufgearbeitet, eine um so höhere Achtung bringen ihm seine Mitbürger entgegen.

Speisestationen. Auf allen größeren westlichen Bahnen, sowie auf allen Bahnen in Kalifornien sind in geeigneten Zwischenräumen Speisestationen (eating-houses, ī″-tin͵-hau′-ses) eingerichtet, um den Reisenden wenigstens dreimal täglich die Möglichkeit zu geben, während eines Aufenthaltes von 20 bis 30 Minuten in schönen, hohen und luftigen Speisesälen eine ordentliche Mahlzeit einzunehmen. Diese Eisenbahnmahlzeiten, sei es nun „breakfast“ [bré′k-faßt], „dinner“ [di′n-nör] oder „supper“ [ßö′p-pör], werden stets mit 1 $ oder 75 Cents bezahlt, aber dafür steht es dem Reisenden auch frei, zu essen, was und wieviel er will. Das „Menu“ bietet überall dieselben Speisen dar. Kannen mit vorzüglicher Milch und Eiswasser stehen zur freien Verfügung. Wem seine Gesundheit lieb ist, der darf nicht zuviel von dem Eiswasser trinken, ebenso wolle man die Milch nie ohne Zugabe einer kleinen Dosis Salz genießen; die Unterlassung dieser Vorsicht könnte mit mehrstündigem Bauchgrimmen bestraft werden. — Auf der Station sind bereits eine Anzahl von Tischen gedeckt und mit dampfenden Speisen überladen, sobald der Zug in die Station einfährt. Die Passagiere strömen in den Speisesaal und wählen sich nach Belieben ihre Plätze und sobald sie ihren Hunger gestillt, verlassen sie den Saal, an dessen

Ausgangsthüre sie dann ihren Dollar bezahlen. Es gibt auf den Stationen jedoch auch meistens Gelegenheit zu billigerem Essen. Für eine längere Eisenbahnfahrt sollte der **Einwanderer**, namentlich wenn er in Gesellschaft von Weib und Kind reist, einen Proviantkorb mitnehmen. Wenn er an den Stationen auch zu essen und zu trinken bekommen kann, so sind doch die Preise für Speisen und Getränke in der Eisenbahn-Restauration ziemlich hoch.

Spieler und Spielhöllen (gamblers and gambling hells, gă′m-blörs ănd gă′m-blins hĕls). San Francisco ist unter allen Städten der Ver. Staaten wohl die sittenloseste; eine Folge des Zusammenströmens der heterogensten Elemente. Es gibt in San Francisco eine ungemein große Zahl von Beschäftigungslosen ohne Existenzmittel, die sich auf den Hauptstraßen, an den Thoren der Magazine oder vor den bar-rooms [bār′-rūms] herumtreiben. Eine Hauptrolle spielen darunter die gamblers, d. i. gewerbsmäßige Spieler. Diese Menschenklasse übt in Kalifornien ohne Scheu, öffentlich und unbehindert ihre raffinierten, frechen Betrügereien und Prellereien. Der gambler ist selbstverständlich in allen Spielen erfahren und wird auch geschickt dem Glücke nachhelfen, wenn seine Mitspieler es ihm ermöglichen; häufiger gibt es dabei eine Balgerei, bei welcher die Revolver mitspielen. Die Polizei muß übrigens aus politischem Interesse die Spielhäuser mit ihren zahlreichen gamblers und noch weit zahlreicheren Spielern gewöhnlicher Art schonen, denn bei den Wahlen der Polizeichefs fallen ihre Stimmen bedeutend ins Gewicht. Eine solche Stelle ist mit einem Gehalte von 4000 $ dotiert und muß noch ansehnliche Nebenemolumente haben, da dieselbe bei den Wahlen eine Ausgabe von 20000 bis 25000 $ zum Erkaufen von Stimmen erfordert, aber trotzdem nach Ablauf der vierjährigen Amtsdauer dem Inhaber gestattet, mit einem kleinen Vermögen abzutreten. Ähnlich geht es mit den Stellen der „supervisors“ (ßjū′-pör-wai″-förs, Stadträte), der Deputierten u. s. w. — In den Minenstädten gibt es öffentliche Spielhöllen zu Dutzenden. Der Spielsaal ist gedrängt voll

von Besuchern. Fast jeder der Anwesenden raucht eine feine Zigarre, die hier 1/4 $ = 1 M. kostet, und erquickt sich etwa alle 20 Minuten an der bar, gleichfalls zu 1/4 $ das Gläschen. Im allgemeinen bewegt sich das Publikum in den Grenzen des Anstandes; nur wenn gelegentlich eine Schlägerei oder Schießerei im Lokal entsteht, ist es da drinnen nicht geheuer. Von verzweifelten Mienen wegen erlittener Spielverluste ist bei keinem der Anwesenden eine Spur zu bemerken; die mit lächerlicher Eleganz aufgeputzten Stutzer und Spieler von Profession harmonieren mit den hinterwäldlerisch gekleideten Minern ganz vortrefflich. Rings an den mit schauderhaften Bildern behängten Wänden stehen Spieltische, an denen die Besucher ihr Glück im Karten- und Würfelspiel versuchen. Namentlich faro übt auf die Gäste eine große Anziehungskraft aus und die langen Tische mit den festgeklebten unsauberen Karten darauf sind stets dicht belagert. Und welche Bankhalter! Ein Priemchen Tabak im Munde, kauend und spuckend, in Hemdsärmeln, den Hut auf dem Kopfe, die Finger voll von Ringen, mit riesigen Diamant-Brustnadeln, fingerdicken Goldketten und geschmückt mit Manschettenknöpfen so groß wie deutsche Fünfmarkstücke, einen oder gar zwei fußlange geladene Revolver an den Hüften, rufen sie ihr Jargon mit monotoner Stimme aus, klappern fortwährend mit den Gold- und Silbermünzen, äußern gelegentlich einen Fluch und halten das Spiel im Gange. In einer Ecke des saloon sitzt auf einem erhabenen Tritt vor einem hackbrettartigen Instrumente ein wild aussehender Pianospieler und trommelt in Begleitung einer Violine schreckliche Melodieen ab. Auch auf dem Klavier liegt für eventuelle Fälle ein geladener Revolver. Namentlich beim Beginn des Monats, wenn die Minenarbeiter ihren Monatslohn erhalten haben, geht es in diesen saloons wild her. — In New-Orleans ist die Zahl der Spielhöllen Legion, obgleich die Verfassung des Staates Louisiana, ebenso wie der Charter der Stadt, das Halten von Spielhöllen mit Zuchthaus bedroht. Trotz dieses Verbotes haben die Stadträter eine Verordnung erlassen, wonach einem jeden, der — je nach der Zahl der Tische, die er aufstellt — monatlich 25 bis 500 $ ent-

richtet, das Privilegium erteilt wird, eine Spielbank halten zu dürfen. Ein großer Teil der Lokale befindet sich auf ebener Erde, die Thüren stehen offen, wie alle Thüren in der Stadt, und das ganze Geschäft vollzieht sich daher hier mit einer Offenheit, wie z. B. in Monaco.

Spitzbuben. Das Spitzbubenmetier ist in den Ver. Staaten zu einer eigenen Kunst erhoben worden und seine Jünger setzen ihre ganze Standesehre darein, sich in der Ausübung ihres Berufes möglichst zu vervollkommnen. Es ist nichts Seltenes, daß z. B. ein Bankraub jahrelang vorbereitet wird und alle Hilfsmittel der Technik in Anwendung gebracht werden, um einen sicheren Erfolg zu verbürgen. Ein amerikanischer Einbrecher, der auf seinen guten Namen etwas hält, wird sich nie an einem Unternehmen beteiligen, das mit leichter Mühe in Scene gesetzt werden kann. Mit einer gewissen souveränen Verachtung sieht er auf die kleinen Gelegenheitsdiebe herab, die ein zufällig offenstehendes Fenster zum Einsteigen benutzen, ja er schämt sich ihrer, weil sie die Kunst in Verruf bringen. Und er hat dabei den großen Haufen auf seiner Seite. Denn dem Yankee ist nichts so verhaßt, als ein Pfuscher in seinem Berufe, und sollte er selbst einmal ausgeraubt werden, so tröstet er sich mit dem Gedanken, daß er wenigstens nicht auf dumme Weise zum Opfer geworden ist.

Sprachen. Die Kenntnis fremder Sprachen unter den Amerikanern ist sehr selten. Die meisten der bisherigen Präsidenten der Republik waren keiner andern Sprache mächtig, als der englischen; und selbst unter den Mitgliedern des Senates und Kongresses wird man äußerst wenige Sprachenkundige finden. Dagegen sprechen die meisten Amerikanerinnen der gebildeten Stände deutsch und französisch. Der Kampf um den Dollar und die geringe Zeit, die dem Amerikaner zu seiner Ausbildung bleibt, wird den nächstliegenden Fachstudien gewidmet, so daß für das Studium von Sprachen und bildenden Wissenschaften nichts übrigbleibt. Dabei machen sich aber die Amerikaner in ihrer höhnenden Manier über alle europäischen Sprachen lustig, am häufigsten über das Englisch der Engländer. Mit eiserner Stirn be-

haupten sie, eine sprachenkundige und sprachgewandte Nation zu sein. Doch da ist kaum ein einziger Mensch, der, mit dem Stempel des Amerikanismus geprägt, eine andere, moderne fremde Sprache auch nur in ganz mittelmäßiger Weise beherrschte, geschweige der im stande wäre, eine deutsche, französische, spanische Rede zu halten oder einen fehlerfreien Artikel in diesen Sprachen zu schreiben. Auch vermeiden sie die akademischen Reden in alten Sprachen. — Trotzdem, und gerade weil, ist ein Herumwerfen mit fremden Sprachbrocken nirgends häufiger, als in den Druckwerken der Ver. Staaten. Man begnügt sich jedoch hier nicht, wie „Schnabel" mit Französisch, sondern fügt Lateinisch, Griechisch, Italienisch, Spanisch, ja selbst Deutsch hinzu. Besonders in der Tagespresse tritt diese hölzerne Geziertheit auf. Das Material findet der Amerikaner in den gebräuchlichsten Wörterbüchern, wo Sprichwörter und Redensarten aus mancherlei Sprachen nebst Übersetzung zu finden sind. Würde der amerikanische Skribent jedesmal das Buch zur Hand nehmen und sich mit der korrekten Wiedergabe der abgedruckten Citate begnügen, so wäre diese Manier zu ertragen. Er verläßt sich jedoch auf sein, in diesem Falle immer schlechtes Gedächtnis und schießt die lächerlichsten Böcke.

Staatsgebiet. Die Vereinigten Staaten von Amerika (United States of America) bilden einen Bundesstaat von 169599 geogr. Quadratmeilen, welcher gegenwärtig 38 Staaten und 10 Territorien, sowie den Distrikt von Columbia, d. h. das Weichbild der Bundeshauptstadt Washington umfaßt. Ein Territorium ist berechtigt, in die Reihe der Staaten einzutreten, sobald es eine Bevölkerung von 60000 Seelen zählt. — Der Einzelstaat führt ein Leben für sich, und seine Organe stehen in keiner unmittelbaren Beziehung zu denen des Gesamtstaates. Seine Vertreter und Beamten gehen aus einer andern Wahl hervor, als die der Union. Die Grenze zwischen den Befugnissen der Einzelstaaten und der Union ist so gezogen, daß alles, was die gemeinsamen Interessen angeht, der letzteren, alles Lokale, nur die Verhältnisse der Einzelstaaten Betreffende diesen zu-

fällt, daß ferner die äußeren Angelegenheiten (Diplomatie, Handel, Krieg) Sache der Union, die inneren (Wirtschaft, Unterricht, bürgerliche Rechte) Sache der Einzelstaaten sind. Für Entscheidung von Befugnisstreiten auf diesen Gebieten gibt es keine in der Verfassung vorgesehene Instanz, doch einigte man sich in der Praxis gewöhnlich dahin, die Entscheidung des obersten Bundesgerichtes anzuerkennen. — Das Bürgerrecht des Einzelstaates gibt auch das der Union.

Städte. Die meisten Städte Amerika's sind nach demselben Plan, derselben Schachbrettform angelegt. Alle Straßen haben beiläufig dieselbe Breite, dasselbe Aussehen und denselben Namen, gewöhnlich Namen von Bäumen oder von berühmten Amerikanern. Überall findet man z. B. eine Jefferson-Straße, einen Washington- oder Madison-Square u. s. w. Und diese Straßen werden meist von Avenuen gekreuzt, welche statt Namen fortlaufende Nummern tragen. Dazu sind die Kirchen, die Schulen, die Zeitungspaläste, die Hotels in ihrem Baustil und ihrer Einrichtung einander so ähnlich, daß man einzelne Stadtteile miteinander verwechseln könnte. Verläßt man eine Stadt des Abends in dem Schlafwaggon des Eisenbahnzuges und erwacht am Morgen an dem neuen Bestimmungsorte, so könnte man in der That daran zweifeln, ob man aus der ersten Stadt herausgekommen ist. Der Omnibus, der uns zum Hotel bringt, ist derselbe, den wir gestern in X. hatten. Das Hotel selbst zeigt dasselbe Aussehen, dasselbe Portal, denselben Zigarren- und Zeitungsverschleiß dem Eingange gegenüber, denselben elevator [ĕ′l-ᵉ-wē-tᵒʳ] mit vergoldeten Holzschnitzereien und Spiegelglas, dieselben langen Korridore mit weichen Teppichen, den gleichen ungeheuren Speisesaal mit weißgekleideten Negern, die herdenweise hin und her laufen. Verlassen wir das Hotel, so finden wir zur Seite dieselbe ticket-office [tĭ″k-ᵉt-ŏ′f-fiß], wo wir unsere Fahrbillete und unser Gepäck besorgen können, an der Ecke des Gebäudes sehen wir denselben Apothekerladen mit den großen roten und grünen Glaskugeln in den Fenstern und dem marmornen eleganten Sodawasser-Apparat auf dem Verkaufstische. Wenn sich die Gleich-

förmigkeit irgendwo begegnet, so ist es in Amerika, und sie erstreckt sich bis auf die kleinsten Dinge, bis auf den Zimmerschlüssel und die wie ein Brett gesteifte handgroße Serviette. Den menschlichen Wohnstätten und Niederlassungen in den Ver. Staaten fehlt ganz und gar das Solide, alles wirklich Ornamentale und Originelle, vor allen Dingen alles Trauliche. Die Orte sind mit rücksichtsloser Verschwendung von Raum und unter wüster Verunreinigung des Grundes ringsumher angelegt. Eine ermüdende Einförmigkeit legt sich über alle Städte, Ortschaften und Häuser vom Atlantischen Ozean bis zur Küste des Stillen Ozeans. Im tiefen Walde allerorts dasselbe Blockhaus, von allen amerikanischen Gebäuden immer noch das am meisten anheimelnde, in den Städten und Farmhöfen das „framehouse“ [fʀe'm-hauß], thatsächlich eine höhere Bretterbude, nüchtern, roh und knapp in der Anlage, oder mit bunter Ölfarbe aufgeputzt und mit jenen Verzierungen und Säulen aus der Holzfabrik versehen, welche sich in wenigen Mustern durch die ganzen Ver. Staaten wiederholen. Kirchen, Kapellen, Schulen, öffentliche Gebäude jeder Art werden in allen möglichen und unmöglichen Bauarten aus Brettern, Stielen, Latten, Gips und Papier hergestellt. Der Kern der Städte besteht allerdings aus den „blocks“ [blokß], den hohen klotzähnlichen Geschäftshäusern aus Backsteinen, oft mit einer Front von Hausteinen, ohne Höfe, mit engen, dunkelen Treppen und finsteren Korridoren; der landesübliche Elevator nie fehlend. Auch die aus solidem Material errichteten öffentlichen Gebäude, ebenso wie Monumente, Brücken, Parkanlagen machen keinen Eindruck, da sie sich nie in wahrer Harmonie mit der Umgebung befinden, nie mit Geschmack und Ordnungssinn vor Verunzierungen bewahrt bleiben. Alle derartigen Schöpfungen haben in Amerika etwas Attrappenartiges, Unechtes. Die Yankees ahmen Europa aus Eitelkeit nach, ohne wirklich ein inneres Bedürfnis, ein echtes Verlangen nach solchen Anlagen zu empfinden. Dies spricht sich in ihren Schöpfungen unwiderleglich aus. An Bauwerken gotischen und antiken Stils springt die lächerliche Sucht, durch bunten Kram und kindische, ganz unstilistische Schnörkeleien zu gefallen, in die Augen.

Keine einzige Stadt zeigt in ihren hervorragenden Gebäuden einen einheitlichen Stil; jede Religionsgesellschaft, jede Kommune, jede Institution baut sich ihre Tempel und Häuser ganz nach Willkür, ohne Rücksicht auf andere ähnliche Gebäude, nur mit dem Verlangen, womöglich etwas Paradoxes für wenig Geld zu besitzen. Aus der allgemeinen Jämmerlichkeit öffentlichen Baustils heben sich nur die katholischen Kirchen Nordamerika's empor, welche, fast allerwärts solide und stattlich errichtet, die besten Bauwerke bilden. Sie sind zum großen Teil von europäischen Architekten entworfen; alle mehr künstlerischen Arbeiten an ihnen werden gewöhnlich von europäischen Arbeitern, meistens verschriebenen Franzosen und Deutschen, ausgeführt. — So stellt sich Stadt für Stadt in den nordamerikanischen Freistaaten dar; wer eine gesehen hat, sah sie alle, soweit nicht die natürliche Lage und Umgebung sie verändert; sie sind sich gleich in der Harmonielosigkeit und der Wüstheit ihrer Erscheinung. Nur die von den Spaniern und Franzosen gegründeten Städte in Louisiana, Texas, Neu-Mexiko, Kalifornien haben sich etwas Eigenartig-Romantisches in ihren alten Teilen bewahrt und bleiben dadurch sehenswert.

Städtegründung im Westen. Mit dem saloon (ßä-lū'n, Bierstube) fangen meist Städte im Westen an, dann kommt der Grobschmied, dann der store [ßtōʳ] mit allen möglichen Waren vom Pfluge bis zur Nadel, Spezereien mit einbegriffen, dann wächst der Gasthof mit dem Billardzimmer und dem Büffet empor, neben ihm der sample-room [ßa'mpl-ʀūm], unsere Probierstube; der Barbier gründet seinen Laden, und wenn ein Dutzend Häuser da sind, kommt der Zeitungsverleger und gründet sein Blatt, ein tägliches für den Ort, ein wöchentliches für den Farmer, der nur einmal die Woche zur Post fahren kann. Eine solche Stadt zu bauen, kostet nicht mehr Mühe und Zeit, als bei uns eine Familie in einem Kleidergeschäft vollständig auszustaffieren. In Chicago gibt es vollständige Häuserkonfektionen, die ihre Musterbücher verschicken mit Modellen großer und kleiner Häuser, Verkaufsläden, Gast-

höfe, Kirchen. Man sucht sich die Façon und die Größe aus, die einem ansteht, macht die Bestellung, bekommt das Haus, Hotel, Ladenlokal fix und fertig zugeschickt und hat es in Zeit von einem Tage aufgeschlagen. Die auf solche Art errichteten Wohnungen sind meist recht zierlich, mit allerlei Schmuck versehen und dunkelgrün angestrichen.

Stadtpost-Einrichtungen. Zu denjenigen Posteinrichtungen, welche die Ver. Staaten kaum länger als zwei Jahrzehnte besitzen, gehören die Stadtpost-Einrichtungen. Man kann wohl sagen, daß kaum ein anderer Zweig des sonst so großartig entfalteten Postwesens der Union einen so langsamen Entwickelungsgang verfolgt hat, als gerade das Institut des Stadtpostdienstes. Mit dem 1. Juli 1863 wurde in 66 größeren Städten der Union das sogenannte free-delivery system [fRi-dĕ-li″w-ĕ-Rĕ ßi'ß-tĕm], d. h. die Zustellung der eingegangenen Briefe an die Empfänger durch Briefträger, eingeführt und damit den Bewohnern dieser Städte zugleich die Möglichkeit geboten, durch die Briefträgeranstalt untereinander Briefe zu wechseln. Die Kongreßakte vom 2. August 1882 bestimmt, daß jede Stadt der Union, welche in ihrem Weichbilde mindestens 20 000 Bewohner vereinigt, oder eine Posteinnahme von 20 000 $ Brutto jährlich aufzuweisen hat, berechtigt ist, von der Postverwaltung die Einrichtung einer Stadtbriefbestellung zu verlangen. Unter dem Zwange dieser gesetzlichen Bestimmung ist die Zahl der Postämter mit Bestellungsdienst auf 154 und die Zahl der Briefträger auf 3680 gestiegen. Das Porto für Stadtbriefe in den Ver. Staaten beträgt 2 Cents bei den Postanstalten, wo eine wirkliche Abtragung des Briefes stattfindet. Bei solchen Postanstalten, die eine Bestellungseinrichtung nicht besitzen, ist für den Ortsbrief nur ein Porto von einem Cent zu entrichten; die ganze Aufgabe der Post besteht an diesen Orten aber auch nur darin, daß der eingelieferte Ortsbrief in das Brieffach des betreffenden Korrespondenten gelegt wird, dessen Sache es ist, ihn von dort abzuholen. — Die New-Yorker Stadtpost bestellt in einem Teile von New-York City die Briefe neunmal täglich, in vielen Teilen

der Stadt fünfmal und in keinem Stadtteile weniger als dreimal im Tage.

star routes [ßtā:′ ʀāūtß] nennt man diejenigen Postkurse, auf welchen der Postbeförderungsdienst noch durch Gespanne oder durch Boten vermittelt wird, und bei der ungeheuren Ausdehnung des Unionsgebietes sind diese star routes, trotz aller Eisenbahnen, noch bedeutend genug.

Steuern. In den Ver. Staaten von Nordamerika wird für gewöhnlich seitens jedes einzelnen Staates eine Repartitions-Grundsteuer erhoben, in der Weise, daß der Gesamtbetrag auf die Kreise (counties) und Gemeinden verteilt und innerhalb der letzteren auf Grund eines Katasters, welches den Wert der Grundstücke und Gebäude nachweist, veranlagt wird. Nur in Zeiten der Not hat die Union noch eine besondere Grundsteuer erhoben. Seit 1861 muß auch das Grundeigentum wie jede andere Einnahmequelle Einkommensteuer entrichten, wobei zunächst das sogenannte Existenzminimum in Höhe von 600 $ steuerfrei bleibt und außerdem erst das Reineinkommen, d. h. das Roheinkommen nach Abzug der Passivzinsen, Mietszinsen, Dienstlöhne, Auslagen für Reparaturen, die bereits entrichteten Steuern mit 5 Prozent (bis zu einer Höhe von 5000 $ und mit 10 Prozent bei mehr als 5000 $) zu versteuern ist. Das Einkommen wird bis zum 1. Mai jeden Jahres schriftlich von jedem Steuernden selbst angegeben und auf Verlangen des Assessors, des hierzu angestellten Beamten, eidlich erhärtet. In streitigen Fällen sind vom Steuerzahler dessen Bücher vorzulegen. Bei falschen Angaben sind 100 Prozent der Steuer als Strafe zu entrichten. Verzögerungen in der Zahlung der Steuer werden mit 10 Prozent Verzugszinsen berechnet. Trotzdem die Einzelstaaten die direkten und die Grundsteuern nur als Aushilfe benutzen, so wird durch dieselben doch das Grundeigentum stark belastet; z. B. hat der Staat New-York durchschnittlich pro Jahr 6—8 pro Mille vom Kapitalwerte erhoben, was bei dem dort üblichen Reinertrage von 6 Prozent einem Betrage von 10—13⅓ Prozent entspricht. Die Kommunal- und Kreisausgaben

werden durch eine Vermögenssteuer bestritten, von deren Gesamtbetrag die ebenerwähnte Grundsteuer vier Fünftel ausmacht. Bei Ermittelung des Kapitalwertes der Grundstücke, d. h. der Kaufpreise, wird auf die darauf haftenden Schulden und auf die persönlichen Vermögensverhältnisse des Besitzers keine Rücksicht genommen.

store und **storekeeper** [ßtōr, ßtōr'-ki-pör]. In jeder kleinen Ansiedelung von auch nur sechs Häusern ist eines sicherlich der store, d. h. Kaufladen für alles, Branntweinkneipe, Versammlungsort für alle Gesprächslustigen und Geschäftstreibenden, Büreau für Agenturen und Maklereien aller Art, für Frachtbesorgungen, Dampfbootkarten und noch vieles andere. Der storekeeper handelt nicht bloß mit den gewöhnlichen Lebensbedürfnissen der Farmer, sondern man findet bei ihm alles: landwirtschaftliche Werkzeuge und Maschinen, fertige Kleider, alle Wagenbestandteile, Pferdegeschirr jeder Art, Waffen, Schmuck, Zeitungen, Bücher, Branntwein, Medizinen sind hier zu haben, daneben ist er auch häufig Käufer für die Produkte seiner Kundschaft, meistens als Agent eines Großhandelshauses. Diese eigentümliche Institution der ländlichen stores geht durch die ganze Union. Die storekeepers sind die Pioniere des Handels; der Landkrämer ist die große offene Welt für den in stiller Einsamkeit arbeitenden Ansiedler, er würde der Mittelpunkt des geselligen und gesellschaftlichen Lebens der Ansiedelung und ein höchst nützlicher Faktor sein können, in Wirklichkeit aber ist er ein großes Übel, ein an der ackerbautreibenden Bevölkerung der Union täglich nagender Wurm, nichts anderes als der alte europäische Wucher in neuer, höchst raffinierter Form. Die Ansiedler haben oft nicht genug Mittel, um ihre notwendigen Bedürfnisse decken zu können. Der Landkrämer eröffnet ihnen nun mit größter Freundlichkeit und Bereitwilligkeit ausgedehnten Kredit bis zur nächsten Ernte, er preist seine Waren und deren Billigkeit an, er drängt sie ihnen förmlich auf. Anfangs beschränken sich die Ansiedler auf die äußerst notwendigen Artikel aus der Bude des storekeeper, um die Jahresrechnung so niedrig wie möglich zu halten. In der Bude des storekeeper

kommen aber die Ansiedler nach des Tages oder der Woche Last und Mühen zusammen, um Bekanntschaften zu machen, die Angelegenheiten der Ansiedelung mit den Nachbarn zu besprechen, Briefe zu empfangen oder abzusenden; an diesem Orte finden die Meetings statt, hierher kommen die Agitatoren der verschiedenen politischen und religiösen Hauptparteien der Union, an Sonn- und Feiertagen versammeln sich hier auch die Frauen und Kinder der Ansiedler; häufig wird Musik gemacht, das junge Volk tanzt, es wird tüchtig getrunken, natürlich auf Kredit; den Frauen und Mädchen werden allerlei Putzartikel aufgeschwatzt und so wird das Konto des Ansiedlers immer größer. Der erste Aufkäufer der Ernte ist gewöhnlich der storekeeper, natürlich zu niedrigen Preisen. Ist dann die Ernte günstig ausgefallen, so bleibt nach Abzug der Jahresrechnung dem Ansiedler vielleicht soviel übrig, daß er von dem Ertrage einige Monate leben kann. War die Ernte aber nur mittelmäßig oder schlecht, so kommt der Ansiedler aus dem Schuldbuche des storekeeper nicht heraus, die Situation des Ansiedlers verschlimmert sich von Jahr zu Jahr und zuletzt geht ein Stück Land nach dem andern in den Besitz des storekeeper über. — Diese traurigen Zustände bilden auch die beste Handhabe zur Wahlbeeinflussung und zum Stimmenkaufe. Die Führer der großen politischen Parteien, welche das Verhältnis zwischen Landkrämer und Ansiedler kennen, lassen durch ihre Agenten den storekeeper befragen, wieviel Stimmen er liefern kann und zu welchem Preise, und nun wird ein komplettes Geschäft mit ihm abgeschlossen. Entweder erhält er eine ansehnliche Geldsumme oder seinem Sohn oder Verwandten wird eine vorteilhafte Stelle in der Administration verliehen oder er erhält irgend eine günstige Konzession 2c. Welche Anzahl von Stimmen er liefern kann, darüber gibt dem storekeeper das Schuldbuch die beste Auskunft, denn alle darin stark notierten Ansiedler müssen ihm folgen, er hat dieselben in der Hand. — So vernichtet diese Landkrämer-Institution das materielle Wohl vieler Ansiedler und ihrer Familien, und macht jede freie Volkswahl im großen Ganzen zur Unmöglichkeit.

Straßen. Der Zustand der städtischen Straßen ist in allen Städten der Ver. Staaten — einige feine Hauptstraßen abgerechnet — ein wenig guter und dasselbe gilt von der Straßenreinigung; es wird in dieser Beziehung nur das Notwendigste gethan. Ein großer Übelstand ist das elende Pflaster, das man mit Ausnahme einiger Straßen überall antrifft. Philadelphia z. B., das jährlich Millionen zur Verschönerung und zur Einrichtung von gemeinnützigen Instituten verwendet, besitzt ein noch schlechteres Pflaster wie New-York oder Baltimore, obgleich die herrlichsten Steinquadern in der Umgebung der Stadt in Massen vorhanden sind. Ein ordentliches Trottoir ist nur in einigen Hauptstraßen zu finden, in anderen Straßen besteht dasselbe aus schlechten Ziegeln, das Straßenpflaster jedoch aus holperigen, spitzigen Steinen. Der in der Mitte der Straßen angelegte Schienenweg der Pferdeeisenbahnen ist der einzig fahrbare Weg. — Fragt jemand: „Von welcher Art sind die Haupteindrücke, welche man in den ersten Tagen des Aufenthaltes in den Ver. Staaten empfängt?" — so muß die Antwort eines deutschen Kulturmenschen lauten: „Schmutz und gefährliche Liederlichkeit." Schmutz auf Straßen und Plätzen, die in keiner Stadt jemals ordentlich und gründlich gereinigt werden, Schmutz auf Bahnhöfen und in anderen öffentlichen Gebäuden, Schmutz in Magazinen, Fabriken und Wohnstätten. Liederlich angelegte und gehaltene Bahnkörper, Perrons, Pferdebahnen, Brücken, Wege und Straßen. — Alles von einer Liederlichkeit, die zugleich die höchsten Gefahren für Leib und Leben in sich schließt. Die Ver. Staaten provozieren dadurch für sich von vornherein eine verdienterweise ungünstige Beurteilung. — Die durch Schnee blockierten Straßen, die gurgelnden, aufgetauten Gewässer von Knietiefe, wenn ein Tauregen eintritt, die tausendfache Gefahr, überfahren zu werden, lassen die Amerikaner über sich ergehen. Sie sind weder reich noch geschickt genug, ihre Straßen zu nivellieren und während des Winters passierbar zu machen. Ein Stadtverordneten-Vorsteher von Boston erklärte in seinem Jahresberichte die Verkehrsstockungen durch den winterlichen Schneefall für „eine Heimsuchung der Vorsehung", gegen welche

nicht anzukämpfen sei! Europäische Zustände und Urteile sind für Amerikaner nicht maßgebend, sie haben nichts zu lernen und zu verbessern. — Die ganze Straßenphysiognomie zeigt etwas Unfertiges, Unsolides, Bombastisches, gleichzeitig Jugendliches und Greisenhaftes in allem, was man zu sehen bekommt. Unreinliche Straßen, unsolide Holzhäuser, elende Baracken, sobald man sich einige Schritte von den Hauptstraßen entfernt, dazwischen Bauplätze voll unsymmetrisch durcheinander geworfener oder unbrauchbarer Waren, dazu alles überladen mit Reklamen, kurz ein so auffälliger Mangel an Schönheitssinn, daß einem die Seele weh thut. Könnten nur die vielen deutschen Auswanderer das ungemütliche Treiben einen Tag lang sehen, bevor sie ihren folgenschweren Entschluß faßten: drei Viertel von ihnen würden den amerikanischen Boden niemals betreten.

Street Directory (ßtrīt dᵋ-rĕ′k-tᵒ-rᵉ, **Straßen-Adreßbuch**). Diese Veröffentlichung verdankt ihren Ursprung einerseits der Gedankenlosigkeit des korrespondierenden Publikums, andererseits dem praktischen Sinne der Ver. Staaten. Das Street Directory ist ein originelles, echt amerikanisches Handwerkszeug für alle amerikanischen Postbeamten, unter Umständen aber auch für europäische Korrespondenten sehr wertvoll. Es enthält die Namen aller Straßen, Avenues, Höfe, Plätze, Gassen, Wege u. s. w., nach welchen die Post in 153 großen und größeren Städten Bestellungen ausführt. Bei den meisten Straßen ist angegeben, welche die höchsten und die niedrigsten in denselben vorkommenden Hausnummern waren, als nach den Angaben der Postmeister das Street Directory im Jahre 1884 im Dead Letter Office zusammengestellt wurde. Die Straßen- ꝛc. Namen sind alphabetisch geordnet und unter jedem Namen diejenigen Städte aufgeführt, in welchen derselbe Straßenname vorkommt. Für das Postamt der unbestellbaren Briefe in Washington, das sogenannte Dead Letter Office [dĕd lĕ′t-tŏʳ ŏ′f-fiß] muß das Straßen-Adreßbuch geradezu unumgänglich nötig gewesen sein. Denn wie in Deutschland sich fast überall ein „Markt“ oder „Marktplatz“, häufig eine „Schloßgasse“, „Schulgasse“ u. dgl. befindet, so sieht

man in den Ver. Staaten oft denselben Straßen- oder Platz-Namen, z. B. 30mal A Street, 49mal Ash Street, ca. 80mal Broadway, ca. 110mal Cedar Street, ca. 200mal Washington Street &c. Liegt nun ein Brief vor, auf dem wichtige Angaben fehlen, so ist das Street Directory der unentbehrliche und einzige Ratgeber. Nehmen wir an, es kommt ein unbestellbarer Brief an das Dead Letter Office mit der Adresse: „Mr. H. Manchester, No. 126 Chester Oak Avenue"; das Directory sagt, daß nur in Hartford, Connecticut, sich eine solche Avenue befindet. Auf einem andern Briefe steht: „Miss Sophie Allen, Broadway, near Yeatman Street." Broadways gibt's, wie oben gesagt, etwa 80, aber eine Yeatman Street kommt nur in Cincinnati vor. — „Stephen Johnson, No. 30 Green Street, Springfield." Man kann nicht verlangen, daß jeder Briefsortierer weiß, in welchem Staate Springfield liegt, und in welchem der verschiedenen Orte dieses Namens es eine Green Street gibt; das Directory weiß, daß nur in Springfield, Massachusetts, sich eine solche befindet. — „Wm. J. Moore, Common Street, between Basin- and Franklin Street." Common Streets gibt's mehrere, ebenso Basin- und Franklin Streets, aber alle drei zugleich findet man nur in New-Orleans, Louisiana. — „S. Cummings & Co., No. 724 Larkin Street." Diese Straße gibt's in mehreren Städten, aber nur in San Francisco gehen die Nummern derselben bis 724. — „J. Dodge, No. 24 Athon Street, Terre Haute, Ind." Dort gibt's keine Straße dieses Namens, wohl aber in Indianopolis, Indiana, eine solche. — „J. Thompson, Cor. 8th. and Enos Avenue, Springfield, Mass." Nun gibt es eine Enos Avenue dort nicht, es muß also ein anderes Springfield gemeint sein, und in der That finden sich beide Avenues in Springfield, Illinois. — „G. White, No. 12 Circuit Street, New-York, N.-Y." Circuit kommt aber nur in Boston, Mass., vor. — „Charles Jennings, No. 24 Griffith Street, Buffalo, N.-Y." Vorausgesetzt, daß die Nr. 24 richtig ist, muß der Brief, da in Buffalo keine Griffith Street vorkommt, nach Rochester, New-York, gehen, denn in zwei anderen Orten, die Straßen dieses Namens haben, fangen die Nummern erst mit

241 an. — „Mr. A. Campbell, Washburn Street.“ Wieder ist kein Ort angegeben, aber Washburn Street kommt nun in 9 Orten vor, deren Adreßbücher doch zu konsultieren sind. Der Deutsche, dem es nicht vergönnt ist, nordamerikanische Städte zu sehen, kann sich aus dem Directory annähernd einen Begriff machen, wenn er findet, daß New-York 177 Avenues hat, jede mit besonderer Häusernummerierung, deren Nummern zum Teil bis 500 gehen. Unwillkürlich aber kommt man zu dem Schluß: möge jeder es sich zur Regel machen, ehe er einen Brief oder eine Postkarte in den Briefkasten wirft, zu prüfen, ob auch alle nötigen Angaben in der Adresse sich finden. Denn trotz des „Street Directory“ kann das Fehlen einer einzigen Angabe einen Brief zu einem absolut unbestellbaren machen.

struck jury, siehe den Art. Schwurgerichtsverfahren.

stump-orator (ßtŏ″mp-ŏʹʀ-ʀă-tŏʳ, Stump-Redner), Redner, welche teils gegen Bezahlung, teils in der Hoffnung, für ihre Bemühungen später durch irgend ein Amt belohnt zu werden, teils auch aus reinem Patriotismus oder Anhänglichkeit an die Partei, die ihnen angewiesenen Distrikte bereisen und in dazu berufenen Volksversammlungen — auf dem sogenannten stump — die Prinzipien ihrer eigenen Partei und ihre Kandidaten bis in den Himmel erheben und die Prinzipien der Gegenpartei und deren Kandidaten herunterreißen. Sie arbeiten oft außer den Reisespesen für eine „contingent fee“ [kŏn-tĭʹn-dGĕnt fī], d. h. im Falle des Sieges der Partei dürfen sie ihren Lohn in Gestalt eines Amtes fordern.

Süden. Unter dem Worte Süden versteht man gegenwärtig hauptsächlich die das südöstliche Viertel des amerikanischen Kontinents einnehmenden Staaten Virginien, Nord- und Süd-Carolina, Georgien, Florida, Alabama, Mississippi, Louisiana, Arkansas und Tennessee, im weiteren Sinne auch Maryland, Kentucky und Texas. Die Gleichheit ihrer Bodenprodukte: Tabak, Baumwolle, Zucker, Reis und Südfrüchte vereinigt sie gegenwärtig noch immer, während ihre politischen Verhältnisse, sowie ihre staatliche und Kultur-Entwickelung sehr verschieden sind. Im allgemeinen herrscht in den Städten infolge

des Mangels der Industrieen und der größtenteils brach liegenden Plantagen wenig von jener großartigen Thätigkeit, jenem selbständigen Erwerb, jenem Reichtum der nördlichen Städte. Dabei ist das schöngeistige und wissenschaftliche Leben der südlichen Länderstriche äußerst gering. Selten findet man öffentliche Bibliotheken, Universitäten, Vereine für Bildungszwecke u. s. w., nur die Volksschulen werden vermehrt und verbessert. — Auch das Leben ist, mit Ausnahme der großen Hafenstädte, wie Charleston, Savannah, New-Orleans u. s. w., jetzt, nachdem die politischen Parteikämpfe vorüber sind, sehr ruhig, was wohl teilweise dem warmen Klima zuzuschreiben ist. — Die Haupterwerbsquellen des Südens sind und bleiben auch für die Zukunft die ungeheuren Baumwoll-, Zucker-, Reis-, Tabak-Plantagen, und um diese dreht sich auch das ganze gesellschaftliche und geschäftliche Leben.

surprising parties [ß^{3r}-pʀai″-ßin^{g} pā^{r}′-t^{e}ß], siehe den Art. **Überraschungs-Gesellschaften.**

sutler (ßo′t-l^{3r}, **Marketender**). Bei jedem Fort befindet sich ein sogenannter sutler, d. h. ein Händler, der in einem ihm zur Verfügung gestellten größeren Raume ein Lager aller nur denkbaren Gegenstände hält, die er an Offiziere, Soldaten und Privatpersonen verkauft. In einem sutler-Laden findet man oft eine unglaubliche Menge von Dingen, nicht bloß Delikatessen, wie in Büchsen aufbewahrte Hummern und Austern, oder verschiedene Weine, unter ihnen selbstverständlich mehrere Sorten Champagner, sondern auch Schuhnägel und Eisenwaren verschiedenster Art, auch Pomaden und Seifen, Nadeln, Zwirn, Tinte; ferner Kleidungsstücke, Kinderspielzeug, Sattlerwaren und namentlich häufig in großer Auswahl wohl alles, was sich auf Damentoilette bezieht. Der sutler hat ferner das Recht, eine Kantine zu führen; was er in derselben verkauft, hat Preise, die von einem aus Offizieren bestehenden Komitee festgesetzt und öffentlich angeschlagen sind. Die sutlers, Militärbeamte im Range eines Sekondeleutnants, machen, was man von vorhinein nicht erwarten sollte, meistens glänzende Geschäfte, und die Bewilligung der Ausübung dieses Gewerbes ist eine von vielen Personen ersehnte Gunst.

T.

Tabak. Die Ver. Staaten erzeugen den Tabak, den sie verbrauchen, fast ausschließlich auf eigenem Boden. Die Einfuhr ist verhältnismäßig gering, was der Höhe des Eingangszolles (35 Cents pro Pfund für Havana Rohtabak, 40 Cents pro Pfund für südlichen Tabak, 2 $ 50 Cents von Zigarren und Zigarretten pro Tausend und 25 Prozent des Wertes) beizumessen ist, der etwa 75 Prozent des Durchschnittswertes beträgt, und außer welchem noch die innere Steuer zu entrichten ist. Die Einfuhr besteht in der Hauptsache aus Zigarren und Tabaksblättern aus Kuba. Auch die Ausfuhr ist nicht bedeutend, wenigstens nicht im Verhältnis zu Baumwolle, Brotstoffen und Provisions. Die Inlandsteuer beträgt zur Zeit 16 Cents pro Pfund des fertigen Fabrikats. Zigarren zahlen 6 $ pro Tausend; Zigaretten, wenn das Tausend mehr als 3 Pfund wiegt, den gleichen Betrag, wenn das Gewicht geringer ist, 1 $ 75 Cents pro Tausend. Die Erhebung geschieht mittels Stempelmarken, die um die Kisten oder Pakete umgeschlagen werden, bei Zigarren in Teilbeträgen für 25, 50 und 100 Stück. Kein Händler darf andere als gestempelte Kisten oder Pakete verkaufen; doch liegt es wegen der zahlreichen Malversationen in der Absicht, fortan jede einzelne Zigarre mit einer Stempelmarke zu versehen. Die Wahrung des fiskalischen Interesses wird durch ein minutiöses System von Kontrollen und strengen Strafen angestrebt.

Für die Seereise muß sich der Raucher mit einem genügenden Vorrat von Tabak oder Zigarren versehen, doch ist es nutzlos, feine Qualitäten zu kaufen, da die Seeluft ihre Feinheit rasch vernichtet. Vorbeugen läßt sich dem einigermaßen dadurch, daß man diese Artikel in Metallbüchsen verwahrt, eine Vorsichtsmaßregel, die man anwenden sollte, einerlei, welche Qualität man mit an Bord nimmt. Wer eine Pfeife mit an Bord nimmt, muß sie mit einem gut schließenden Deckel versehen lassen, damit nicht durch wegfliegende Funken Feuersgefahr hervorgerufen wird. — Vor den Tabakläden prangt

als Wahrzeichen gewöhnlich eine mit den schreiendsten Farben bemalte, roh geschnitzte Holzfigur, zumeist einen Indianer in Kriegsrüstung darstellend, den blinkenden Tomahawk in der einen, ein Bündel Zigarren in der andern Hand haltend. — Die gewöhnlichste, nur von Arbeitern gerauchte Zigarre kostet in New-York ca. 5 Cents (20 Pfennige), während der Preis einer halbwegs rauchbaren Zigarre sich auf 15 bis 25 Cents (60 Pfennige bis 1 Mark) beläuft. Dagegen ist der Kautabak (siehe diesen Art.) desto billiger und in ganz Amerika viel gebräuchlicher als die Zigarre. — Wie bei den Männern das Tabakkauen, so steht bei vielen Frauen des amerikanischen Südens das „Schnupftabak-Dippen“ in Gebrauch, das darin besteht, mittels eines hölzernen Stäbchens den Schnupftabak auf und zwischen die Zähne zu reiben. Der eigentümliche, dadurch hervorgebrachte Nervenreiz wird bald zum Bedürfnis. Obschon dieses „Dippen“ der Gesundheit ungemein nachteilig ist, wird es doch von den Damen ebenso leidenschaftlich betrieben, wie von den Männern das Tabakkauen.

Tanz. In New-Merike ist die Liebe des Volkes zum Tanze beinahe unersättlich und alle Altersklassen geben sich ihm aus vollster Seele hin. In den meisten Städten Neu-Merike's ist es ein gewöhnlicher Anblick, zur Zeit des Sonnenuntergangs den Fiedler, begleitet von irgend einem Trompetenbläser und Trommeljungen, spielend durch die Straßen ziehen zu sehen. Das ist die Einladung zum Tanz, denn kaum hat die wunderbare Musikbande ihre Runde beendet, so füllen sich auch schon die Tanzsäle mit flotten Burschen und Donnas. Kaum ertönen die ersten Klänge der Tanzmusik, so ist alles auf den Beinen. Die Mädchen sind sämtlich in hellfarbige kurze Röckchen gekleidet und tragen noch größtenteils die reizend schönen Rebosos graziös über die Köpfe geworfen. Auch die Burschen haben im größten Teile Neu-Merike's noch die malerische Nationaltracht beibehalten.

Telegraphenwesen. Unter den 30 Telegraphen-Gesellschaften, in deren Händen sich das nach den verschiedenen Gesetzen der Einzelstaaten verwaltete Tele-

graphenwesen in den Ver. Staaten befindet, nimmt die Western Union Telegraph Company in New-York bei weitem die hervorragendste Stellung ein. Der großartige Geschäftsumfang dieser mit überaus reichen Mitteln ausgestatteten Gesellschaft ergibt sich schon aus der Zusammensetzung ihres Beamtenapparates, der aus einem mit der Oberleitung betrauten Kollegium von 1 Präsidenten, 4 Vizepräsidenten, 27 Direktoren, 1 Schatzmeister, 3 General-Superintendenten, 20 Distrikt-Superintendenten und 1 General-Bauinspektor, sowie aus einem Betriebspersonal von insgesamt ca. 18 000 Personen besteht. Die Anzahl der von der Gesellschaft eingerichteten Telegraphenanstalten betrug 1882 über 11 300, wovon 131 sich allein in New-York befanden. Die Leitungen in den Städten sind teils an hölzernem Gestänge durch die Straßen, teils über die Dächer der Häuser geführt. Für die Benutzung der Dächer, Hausgiebel 2c. zur Anbringung von Stützpunkten werden in einigen wenigen Fällen Entschädigungen an die Hausbesitzer gezahlt. Die Kosten für die infolge der Aufstellung der Stützpunkte auf den Dächern erforderlichen Ausbesserungen trägt die Gesellschaft. Zum Schutz der auf den Straßen aufgestellten Stangen gegen Benagen durch Pferde ist das Stammende bis auf ca. 3 m Höhe vom Erdboden mit Draht umwickelt. Über dieser Umwickelung befindet sich ein farbiger Anstrich, durch welchen die der Gesellschaft gehörenden Telegraphenstangen gekennzeichnet werden. Übrigens dürfen auf einer Straßenseite nur die Stangen einer und derselben Gesellschaft aufgestellt werden. — An der Kreuzung der Fulton-Straße und Broadway in New-York z. B. wird die Straße von mehr als 200 Drähten überspannt, die sie gleich einem riesigen Spinngewebe überdachen. Außer den Telegraphen-Kompagnieen sind noch die Gesellschaften für elektrische Beleuchtung, für Fernsprechanlagen und zur Sicherung gegen Einbruch, welche die Straßen für ihre Drähte benutzen. Viele größeren Geschäfte haben außerdem ihre eigenen Drähte, aber nur zwei öffentliche Institute, nämlich die Polizei und die Feuerwehr, befinden sich unter der großen Zahl derjenigen Unternehmungen, welche ihre Drähte über die Straßen in dieser Weise

spannen. Nicht selten werden infolge von Änderungen Drahtleitungen überflüssig, gleichwohl aber bleiben sie bestehen. Sie werden tote Leitungen genannt. Jede Gesellschaft hat eine Karte ihrer Leitungen, in welche jede Änderung eingetragen wird. — Die Erhebung der Telegraphengebühren erfolgt nach dem System der Taxquadrate. Das ganze von der Western Union Telegraph Company verwaltete Gebiet ist in 1000 nummerierte Quadrate eingeteilt, deren Seiten 50 englische Meilen lang sind. Die Entfernungen werden von der Mitte des einen bis zur Mitte des andern Viereckes nach der Luftlinie gemessen und sind in Zonen von 100, 200, 400, 600 u. s. w. englischen Meilen abgeteilt, für welche die Sätze von 25, 50, 75 Cents, 1 $ u. s. w. für ein einfaches Telegramm bis zu 10 Worten — Adresse und Unterschrift werden nicht mitgezählt — in Berechnung kommen. Für Entfernungen von über 1000 englischen Meilen gelten die sogenannten state-rates [ßtet-retß]; ein einfaches Telegramm kostet 2 bis 3 $. — Telegramme, welche nach dem Ermessen der Gesellschaft erst während der Nacht befördert zu werden brauchen, erfahren eine Ermäßigung von 33⅓ Prozent der Taxe für Tagestelegramme. Derartige Telegramme werden den Empfängern erst am Morgen des folgenden Tages zugestellt. — Die Gesellschaft hat ferner ein „money-order-system“ [mö'n-e-ö"-dör-ßi'ß-tem] auf den Linien ihres Bereiches und im Verkehr mit Kanada eingeführt, durch welches Geldbeträge auf telegraphischem Wege angewiesen werden können. — Telegramme, welche nach einem vereinbarten „code“ [kōd] chiffriert sind, werden für die doppelte Taxe der gewöhnlichen Telegramme befördert. — Den Eisenbahnverwaltungen sind von der Western Union Telegraph Company mannigfache Vorteile, namentlich in bezug auf die Gebührenhöhe und den Vorrang bei der Telegrammbeförderung eingeräumt; als Entschädigung dafür werden die längs der Eisenbahnen geführten Telegraphenlinien der Gesellschaft durch Arbeiter (Bahnwärter ꝛc.) der Eisenbahnverwaltungen kostenfrei ausgebessert. — Man würde den mancherlei Unzuträglichkeiten des Systems der Privat-Telegraphengesellschaften wohl schon früher durch Vereinigung des ganzen Kom-

plexes in Staatshänden vorzubeugen gesucht haben, wenn nicht die Furcht zurückhielte, der jeweils herrschenden Partei ein neues Macht- und Korruptionsmittel in die Hände zu geben.

Telephon. Das Telephon gewinnt in Amerika ungemein an Verbreitung; man entschlägt sich der Anwendung des Kommissionärdienstes, der zu kostspielig ist. In der ganzen Union sind bisher 97400 Telephone thätig, mit 145000 cbm Draht und 517000 Apparaten. Es finden sich bereits in den kleinsten amerikanischen Städten telephonische Einrichtungen.

Das **tenement-house** [tĕ′n-ᵉ-mĕnt-hauß], das Mietshaus niedrigster Gattung, finden wir in den größeren Städten, besonders New-York, zahlreich vertreten; doch wird es in der Regel nur von der ärmsten Bevölkerungsklasse bewohnt. Diese großen, meist aus Ziegeln gebauten Gebäude sind gewöhnlich von außen und innen furchtbar schmutzig, übelriechend, mit Menschen überfüllt, ungesund und wahre Kloaken in physischer und moralischer Beziehung für die Bewohner, — Wohnstätten, die in bezug auf Verwahrlosung höchstens in „St. Giles", den „Höfen von Gray's Inn Road" und anderen Stadtteilen des Elends und der Verkommenheit Londons ihresgleichen finden. — In dumpfen, rauchgeschwärzten, finsteren, kleinen Zimmern wohnen häufig mehrere Familien zusammen, deren Mitglieder nicht einmal ein Bett haben, sondern auf halb verfaulten Strohsäcken oder auf der schmutzigen Holzdiele, ohne jede Rücksicht auf die Sittsamkeit, bei einander liegen. — Stühle, Tische oder dergleichen Dinge existieren manchmal gar nicht und ein paar alte Kisten oder Tonnen, über die ein Brett gelegt ist, vertreten diese notwendigen Einrichtungsstücke. — Die kleinen, von Rauch und Schmutz geschwärzten Fensterscheiben sind oft zerbrochen und dann mit alten Lumpen verstopft. — Diese Tenementhäuser werden hauptsächlich von der katholisch-irischen Bevölkerung, dem verkommensten Proletariat der amerikanischen Städte, bewohnt, denn der geborne Amerikaner, der Yankee, muß schon sehr tief gesunken sein, wenn er sich zu einer derartigen Unterkunft entschließt. Deutsche Emi-

granten wählen das Tenementhaus meist nur, wenn sie durch die Verkettung trauriger Verhältnisse, die hauptsächlich durch Arbeitsmangel hervorgerufen werden, ins Elend geraten. Die katholischen Iren befinden sich aber, selbst wenn sie und ihre Eltern in der Union geboren wurden, vielfach moralisch und wirtschaftlich auf einer derartigen Stufe der Verkommenheit, daß sie sich in eine bessere Situation gar nicht emporzuraffen vermögen. — Trotzdem aber diese Tenementhäuser in jeder Beziehung so schlecht und nachteilig sind, glaube man ja nicht, daß man billig in ihnen wohne, im Gegenteil, ein Zimmer in den abscheulichsten dieser Kloaken kostet einen bis eineinhalb Dollar wöchentlich. — Hausbesitzer und der Agent, der es vermietet, machen dabei ein gutes Geschäft, denn für Unterhaltung wenden sie nur ebensoviel auf, als nötig ist, den Zusammenbruch zu verhindern.

Texas. Noch vor wenigen Jahren gab es kaum ein Land, das einen übleren Leumund hatte, als Texas. Und mit Recht! Bis 1873 beschränkte sich der von Weißen besiedelte Teil von Texas auf den Südosten — der Rest war Wüste, von Indianerhorden, mexikanischen Räubern und weißem Grenzvolk der elendesten Klasse, Verbrechern, Deserteuren, Mördern bewohnt. Heute hat sich das alles zu gunsten des Staates geändert. Der Revolver und das „bowie-knife" (bō′-ĕ-naif, langes Jagdmesser) haben ihre Rolle in Texas ausgespielt; die Indianer sind ausgerottet oder nach den unwirtlichen Gegenden am Rio Grande und im Westen des Staates zurückgedrängt; die weißen Banditen und sogenannten „border-ruffians" (bōr″-dör-ro′f-fjĕns, Grenzräuber) sind auf mexikanisches Gebiet getrieben worden. Große Seehäfen, blühende Handelsstädte, ausgedehnte deutsche Ansiedelungen bedecken jetzt den östlichen Teil des Staates überall dort, wo die Eisenbahnen hingedrungen sind, während an der Grenze dieses civilisierten Teiles von Texas die Viehzüchter mit ihren nach hunderttausend Köpfen zählenden Viehherden leben. Millionen von Schafen und Hornvieh sind hier in nach Tausenden zählenden Herden zu finden, von denen jede über ein Terrain von vielleicht 500 bis 1000 Quadratmeilen ausgebreitet ist, durch eine

Schwadron berittener Hirten in Ordnung gehalten und vor den mexikanischen Kuhräubern gesichert wird. Die Viehzucht ist die große Einnahmequelle des Staates; nicht weniger als eine Million Stück Vieh wird jährlich nach den Präriestaaten westlich des Mississippi getrieben, von wo die Tiere mittels der Eisenbahn nach den großen Schlachthäusern von Chicago, St. Louis, Cincinnati gebracht werden. — Eine Kette von Militär-Forts schützt die Weideländereien gegen den Rio Grande und Red River hin. — Das deutsche Element ist in Texas sehr zahlreich vertreten, und nicht in geringem Maße ist es den deutschen Einwanderern zu danken, daß der ganze Staat so schnell der Civilisation entgegengeht. In vielen Teilen von Texas, besonders im Westen, ist das deutsche Element das vorherrschende, ohne daß es, wie in den „states“, die Neigung hätte, sich mit dem englischen zu assimilieren. Neu-Braunfels z. B. ist eine vollkommen deutsche Ansiedelung von über 5000 Einwohnern.

thanksgiving-day, siehe den Art. Danksagungsfest.

Theater. Die Theater sind mit Ausnahme New-Yorks und New-Orleans unbedeutend, sowohl im Äußern, als in den Darstellungen. Man spielt alles, vom französischen Lustspiel bis zur klassischen Tragödie, vom Straußschen Walzer bis zur Haydnschen „Schöpfung“ — aber die Aufführung läßt überall viel zu wünschen übrig. Wie zu den bildenden Künsten, so steht der Amerikaner zur Schauspielkunst und Musik. Die Bühne muß ihn durch das Gewaltthätige und Verbrecherische des gemeinen modernen Lebens aufregen, um seinen Beifall zu finden, das Lustspiel muß zur niedrigen Posse werden, um Erfolg zu haben. Das amerik. Theater hat noch den Hanswurst, den schon Gottsched von der deutschen Bühne verbannte, der hier jedoch die größten Freiheiten genießt und die unzweideutigsten Schmutzereien zum Besten gibt. In historischen Stücken und im Singspiel hat ein Deutscher Gelegenheit genug, sich über die ein für allemal falsche Kostümierung und Dekoration lustig zu machen, und schon der Gedanke, ein klassisches Stück auf einer Yankeebühne vor Yankees abgespielt zu sehen, könnte einen Traurigen in die größte Heiterkeit versetzen,

wenn nicht die stachlichte Prätension und Verschrobenheit des Ganzen jede lächerliche Regung verbannte. Nur das Bizarre, das schreiend Unechte ist für den Amerikaner das Passende. — Der vornehmste Kunsttempel der Stadt New-York ist die inmitten des belebtesten „Kunstviertels" gelegene Academy of Music [ä-kä'd-ᵉ-mᵉ ᵉw mjū'-sik], ein alter, ehrwürdiger Bau, der von außen eine ganz verzweifelte Ähnlichkeit mit einer Scheune hat, im Innern, wenn auch etwas veraltet, aber doch immerhin noch ganz anständig aussieht. Das Haus ist Eigentum einer Gesellschaft von Aktionären und diese Aktionäre gehören zum weitaus größten Teile der alten New-Yorker Aristokratie, den Nachkommen der alten holländischen Besiedler der Stadt und den Enkelgeschlechtern der Patrioten des Unabhängigkeitskrieges, an. Sie haben sich das Theater gewissermaßen zu ihrem Privatvergnügen gebaut, und die sämtlichen Prosceniumslogen, wie auch die meisten Logen des ersten Ranges, sind erbliches Eigentum dieser Familien und können unter keinen Umständen vermietet werden. Diese aristokratischen Aktionäre bilden nun einen sehr konservativen und exklusiven Kreis, und namentlich war es für sie eine Forderung des Ehrgefühls, die in ihren Reihen etwa entstehenden Lücken mit „Ebenbürtigen" auszufüllen und vor allen Dingen die moderne Geldaristokratie, ganz besonders die sich überall verdrängende Sippe der Börsianer, deren Vorfahren an den Flüssen Babylons saßen und weinten, nicht in ihren Kreis eindringen zu lassen. Die modernen Geldaristokraten und Börsianer versuchten manchen Sturm auf die aristokratische Theaterburg, und als sie sich immer wieder zurückgeschlagen sahen, da wurden sie ärgerlich und beschlossen, ein eigenes Opernhaus zu bauen. Und so entstand das „Metropolitan Opera House" [mĕ't-rŏ-po"l-ᵉ-tᵉn ŏ'p-ᵉ-ʀa hauß], ein Riesenbau, der zwei Millionen Dollars gekostet, von abschreckender Häßlichkeit; die „Academy" sieht aus wie eine Scheune, der „Metropolitan" wie eine Bierbrauerei, das ist der ganze Unterschied; dabei ist das Innere des neuen Hauses von einer tödlichen Langweiligkeit, keine Prosceniumslogen, kein architektonischer Schmuck nach außen, keine Poesie, keine Wärme im Innern.

Titelsucht. Daß der Amerikaner den Durst der Gleichheit verbindet mit großem Gefallen an Titeln, ist hundertmal bemerkt und gesagt worden. Wer Senator, Gouverneur, Oberst, General, und wäre es auch nur Milizgeneral, heißt (und die Anzahl ist Legion), wird immer bei seinem Titel und niemals bei seinem Namen genannt. Wer den Titel gibt und wer ihn erhält, findet sich gleichmäßig geehrt. Was nun gar Adelstitel anlangt, die verbotene Frucht des Republikaners, so spricht man sie mit wahrer Wollust aus. Dies ist keine Übertreibung. Jeder, der in Amerika gereist ist, kann die Thatsache bestätigen. Judge (dGödG, Richter) ist auch einer der wenigen auszeichnenden Titel, die in Amerika auch nach Niederlegung des Amtes lebenslang fortgeführt werden. — Der Analogie halber ist hier zu erwähnen der naive Stolz auf die Abkunft, welchen man in den alten Familien, den Abkömmlingen der ersten holländischen Einwanderer oder englischer Puritaner und französischer Hugenotten, findet. Man kann fast nie mit jemand dieser Klasse Bekanntschaft machen, ohne sogleich zu hören: „Meine Familie ist sehr alt; meine Vorfahren kamen vor zweihundert Jahren nach Amerika, wir haben in England Verwandte, die in der Pairskammer sitzen"; oder: „Wir stammen von hugenottischen Edelleuten, welche, vor dem Widerruf des Ediktes von Nantes, hoch angesehen waren am französischen Hofe."

Trabersport. Wer nicht selbst in Amerika war, vermag sich nur schwer eine halbwegs richtige Vorstellung davon zu machen, welche Bedeutung daselbst der Trabersport erlangt hat, und mit welchem Verständnis und mit welch tiefem Interesse alle Klassen der Bevölkerung den Vorgängen auf den großen Trabwettbahnen folgen. Jede größere Stadt in den Ver. Staaten hat ihre schön angelegte, wunderbar chaussierte Traberbahn. Die Zahl der Meetings ist Legion und alle finden ihr zahlreiches Publikum. Über die sämtlichen Staaten breitet sich ein großes Netz zahlloser Trabrenn-Vereine, die alle nach dem nämlichen Prinzip administriert werden und unter sich durch die National Association for the Promotion of the Interests of the American Trotting Turf verbunden

sind und in dieser Gesellschaft eine gemeinsame Oberleitung besitzen, durch welche der ganze Rennbetrieb in ein solides, einheitliches System gebracht ist. Gegenwärtig gibt es auf dem amerikanischen Trotting Turf [tro'-ting tö'f] ca. 200 „registered colours“ [re'dsch-iß-t'rd ko'l-'rs], d. h. eingeschriebene Farben, unter welchen die Pferde auf den Bahnen laufen. Nichts ist häufiger, als daß zwei, drei, ja zehn, zwanzig und selbst mehr Personen miteinander ein Rennpferd oder deren mehrere kaufen und trainieren. Fast alle großen Traber Amerika's sind im Besitze solcher kleinerer oder größerer Rennkompagnieen, welche oft Namen führen, die wie regelrechte kaufmännische Firmen klingen oder auch nur fingiert sind. — Das Normalmaß der amerikanischen Traberbahn beträgt eine englische Meile und in der Regel ist auch die zu laufende Strecke nicht länger als eine Bahnlänge, also eine Meile. Um aber den Preis nicht einem Pferde zukommen zu lassen, das vielleicht ein Rennen durch einen Zufall gewinnt, so ist die Einrichtung getroffen, daß jedes Pferd drei- oder fünfmal diese eine Meile laufen muß, bevor es den Preis erhält. Jedes dieser einzelnen oder Teilrennen nennt man heat [hit]. Wenn also nur zwei Pferde starten, so besteht das Rennen gewöhnlich aus drei heats und erhält dasjenige der beiden Pferde den Preis, welches von den drei Teilrennen zu je einer Meile die Mehrzahl, das ist also zwei oder gar alle drei gewonnen hat. In den Propositionen wird solch ein Rennen mit „best 2 in 3“ bezeichnet. Starten mehr als zwei Pferde um den Preis, so besteht das Rennen in der Regel aus fünf einzelnen heats zu je einer Meile, und gewinnt dann jedes Pferd, welches von diesen heats drei gewinnt. Diese Rennen heißen kurzweg „3 in 5“. Sie sind die häufigsten, endigen aber oft noch nicht mit dem fünften heat, sondern erfordern dann noch ein sechstes, auch siebentes, wenn nämlich infolge eines toten Rennens oder sonst wie, mit dem fünften heat noch kein Pferd deren drei gewonnen hat, in welchem Falle noch so viele heats gelaufen werden, bis eben ein Pferd dreimal gewonnen hat. Die Zeit, in welcher ein Pferd ein solches heat gewonnen hat, wird auf das gewissenhafteste und mit

einer bewundernswerten Akkuratesse gemessen, und nennt man die beste bzw. kürzeste Zeit, in welcher ein Pferd überhaupt jemals ein heat gewonnen hat, his best record [rĕ′k-ᵊrd], oder bloß his record = seine beste Zeit. Nach dieser ihrer besten Zeit werden nun die Pferde in verschiedene Klassen eingeteilt, aus denen sie in die entsprechende höhere Klasse vorrücken, sobald sie einen besseren record liefern, d. h. sobald sie einen heat von einer Meile in einer kürzeren als ihrer bisherigen besten Zeit liefern. So gibt es eine Klasse 2:45, in welche alle Pferde gehören, welche einmal schon einen heat von einer englischen Meile in 2 Minuten 45 Sekunden gewonnen haben. Diejenigen, welche gar in die 2:16 Kategorie gehören, bilden schon „the tip-top" des Trotting Turf, den Stolz von ganz Amerika. — Das Pferd läuft entweder im sulky (ßŏ′l-kᵉ, Rennwagen), oder im waggon (wă′g-ᵊn, leichten, vierrädrigen Wagen) oder unter einem Reiter. Es gilt als Thatsache, daß ein Pferd, welches geritten wird, um drei Sekunden schneller über die Meile trabt als im Rennwagen, und im Rennwagen um drei Sekunden schneller als im Waggon. — Bei einem Rennen „go as they please" kann jeder Konkurrent nach Belieben im sulky oder waggon starten oder auch reiten. Ein Rennen „in harness" [hāʳ′-nᵉß] ist ein solches, bei welchem das Pferd vor ein sulky gespannt ist. — In bezug auf das Gewicht sind die Amerikaner ungeheuer rigoros und vermeiden jedes Lot, was nur dem Pferde erspart werden kann. Es wird mit Gewichtsausgleichung geritten und hat jedes Pferd inkl. Reiter, Sattel und Peitsche 145 Pfund zu tragen. Beim Fahren mit dem sulky oder waggon muß der Kutscher sein leibliches Gewicht auf 150 Pfund ergänzen. Wiegt er aber mehr, so ist dies kein Hindernis, nur muß es, falls das Übergewicht mehr als 20 Pfund beträgt, bekannt gemacht werden.

trade-dollar, siehe den Art. Geld.

Traktieren, siehe den Art. Trunksucht.

tramps (trämpß, Landstreicher) gibt es allenthalben auf der Welt, und selbst wenn sie verschiedener Nationalität sind, gleichen sie in ihren Eigenschaften und Ge-

wohnheiten einander doch so sehr, daß man sie beinahe als eine typische Art Mensch bezeichnen könnte. Und doch unterscheidet sich der amerikanische Vagabund wesentlich von seinen überseeischen Kameraden; er ist vielseitiger, unternehmender; er hat eine reichere Vergangenheit und eine wechselvollere Gegenwart. Vor dem Sezessionskriege war das Stromertum der Ver. Staaten eine ganz vereinzelte Erscheinung; in den letzten zwanzig Jahren hat es sich zu einer wahren Landplage entwickelt. Während früher das Wort „tramp" in dieser Bedeutung überhaupt nicht im amerikanischen Vokabularium stand, ist jetzt der Strolch oder Tramp zu einer sozialen Figur geworden. „Im Sommer das Land, im Winter die Stadt" lautet die Parole dieser Ritter von der Straße. Sobald der erste Frost das bunte, in den wundervollsten Farben prangende Laub des Indianersommers bleicht und von den Bäumen schüttelt, ziehen sie an, diese Bassermannschen Gestalten. — Der bekannte Wohlthätigkeitssinn und die Gutmütigkeit der Amerikaner läßt auch diese sozialen Schmarotzer nicht verhungern. Der „professional tramp", der Vagabund von Beruf, weiß genau, wo er mit Erfolg anklopfen, wo er sich amüsieren oder wo er ungestört schlafen kann. Barmherzige Vereine in der City sorgen für Asyle und warme Suppen, und als letzter Zufluchtsort winkt ihm die Polizeistation, die er jedoch nur im äußersten Notfalle aufsucht. Es giebt in New-York eine Menge Herbergen, in denen er gegen Erlegung von fünf Cents ein Nachtquartier, sogar ein Bett erhält; in den Tagesstunden geht er seinem „Geschäfte" nach oder treibt sich müßig auf der Straße umher, und macht ihm schlechtes Wetter den Aufenthalt im Freien unbehaglich, so flüchtet er in das Lesezimmer des „Cooper Institute" und liest oder schläft bei einer Zeitung ein. Pittsburg, die „Smoke City", die „Rauchstadt", besitzt sogar ein „Home" [hōm], ein von den Bürgern gegründetes Obdach für die Landstreicher. Die Gastfreundschaft des „Home" dehnt sich für die Leute auf drei Tage aus, dann müssen sie für Logis und Kost bezahlen. Die Anstalt scheidet sich nämlich in zwei Departements, in das „Hotel", welches nach den nämlichen Grundsätzen geführt wird, wie ein Gasthof niederen

Ranges, und in „Bummers Hall“ (bŏ′m-mᵒʳs hāl, Bummlerhalle), wo die Gentlemen von Habenichts dinieren und nächtigen; letzteres wird aus den Erträgnissen des ersteren unterhalten. — Wenn der Sommer einzieht, tritt die gesamte ungeheure Armee der amerikanischen Tramps ihre Wanderung aus den Winterquartieren an; sie kehrt dem „Pinch“ in Memphis, dem „Under the Hill“ in Natchez, dem „Elephant Johnnie's“ in New-Orleans, und wie die unter der nomadisierenden Gilde berühmten Herbergen alle sonst heißen mögen, den Rücken. — Fußtouren liebt der amerikanische Tramp nicht und bedient sich dieser Reisemethode nur, wenn er muß oder gerade Lust dazu hat; sonst sucht er die Reise als blinder Passagier irgend eines Eisenbahnzuges zu machen. Der altgediente Vagabund hat neben seinem Spiel Karten, mit welchem er schon in allen Staaten und Territorien der Union das schöne Spiel „cut-throat old-sledge“ [kŏt-*th*Rōt ōld-ßlĕ″DG] um einen Schluck Whiskey aus der gemeinsamen Flasche gespielt hat, stets die Fahrpläne aller Bahnen in der Tasche; er weiß daher genau, wann die Züge laufen, wo sie halten und wo er am besten unentdeckt auf einen derselben springen kann. Die Karawane der Tramps folgt dem Gange der Ernte von Süd nach Nord; sind sie doch bei den Farmern gern gesehene Gäste, denn es gibt vollauf zu thun und Arbeiter sind rar. Aber nicht etwa, um Geld für den Winter zu sparen und mit dem Erworbenen ein neues thätiges Leben anzufangen, verdingt sich der Tramp bei dem Bauer. Nein, nach Feierabend wird gezecht und getanzt, und die Whiskeyflasche macht so lange die Runde, bis der letzte Cent aus der Tasche ist.

transfer-companies [tRănß-fōʳ′-kŏ″m-pᵃ-nᵉs]. In vielen Städten westlich vom Ohio besteht ein Omnibussystem, das gerühmt zu werden verdient. Sobald sich der Zug oder der Dampfer der Stadt nähert, taucht ein Agent der Omnibus-Gesellschaft (gewöhnlich transfer-company genannt) auf und redet jeden Passagier an. Man übergibt ihm den Check (siehe diesen Art.) und, wenn man keine durchgehende Fahrkarte hat, was den Transport von einer Station zur andern bedeuten würde,

wofür nichts berechnet wird, da die Bahnen für diesen Fall „transfer-tickets" verabfolgen, dann zahlt man dem Agenten 25 bis 30 Cents. Er sagt dann die Nummer des Omnibus, in welchen man einsteigen soll, und wenn man aus der Station tritt, findet man die Fahrzeuge in einer Reihe aufgepflanzt. Man sucht den bezeichneten Omnibus, steigt ein, und nach einer kleinen Weile setzt er sich in Bewegung, gefolgt von dem Wagen, der mit dem Gepäck beladen ist. Hier und da soll ein Passagier abgesetzt werden, deshalb gelangt man auf einem Umwege, der aber von keiner Bedeutung ist, an sein Ziel. Dieselben Omnibusse holen die Passagiere auch aus den Gasthöfen und Privatwohnungen nach den Stationen ab, wenn eine Notiz nach dem Kontor geschickt wird.

Trauschein. Für jemand, der wieder nach Deutschland geht, sich dort dauernd niederlassen will und in Amerika geborene Kinder hat, ist es empfehlenswert, sich mit einem Trau-, Geburts- und womöglich auch Taufscheine zu versehen. Trau- und Geburtsscheine sind in New-York im statistischen Büreau der Sanitätskommission zu erlangen und im deutschen Generalkonsulat beglaubigen zu lassen. Ein Taufschein kann den Geburtsschein nicht ersetzen, da von den deutschen Behörden amerikanische Geistliche nicht als Staatsbehörden anerkannt werden; man verlangt in Deutschland einen amtlichen Schein.

treat, siehe den Art. Trunksucht.

trestle works (tre'ßl-wö'ks, **Viadukte**), die aus leichten Balken gezimmert sind, aber durch ihre sinnreiche Zusammenfügung ganz zuverlässige Träger bilden. Dieselben sind bei amerikanischen Bahnen häufig, namentlich bei den Pacificbahnen, wo sie zuweilen turmhoch sind, ebenso auf südlichen Bahnen, wo die Sümpfe oft meilenlang damit überbrückt sind.

Trinkgelder sind auf amerikanischem Boden höchstens in den Seestädten und selbst dort nicht einmal allgemein Sitte geworden, das Land ist nahezu frei von der Plage der Trinkgelder. Die kleinen Dienste, zu denen sich in Europa so viele Leute herandrängen, sind in Amerika teils unbekannt, teils werden sie mit Sum-

men bezahlt, die bei uns schon lange nicht mehr in die Klasse der Trinkgelder fallen würden. Nur wenn ein dienstbarer Geist eine außergewöhnliche Verrichtung geleistet hat und man sich ihm dankbar bezeigen will, gibt man ihm ein Trinkgeld. In Nordamerika sind sämtliche Löhne sehr hoch und die Bediensteten deshalb auf Trinkgelder nicht angewiesen. Das ist die Ursache von der Abwesenheit des Trinkgelderunwesens, und nicht, wie oft geglaubt wird, der Stolz. Der Reisende muß in Nordamerika tüchtig bezahlen — ein teureres Pflaster kann er nicht betreten — dafür hat er aber auch den Vorteil, daß er sich nicht über die Trinkgelder zu ärgern braucht. — Was die Höhe des Trinkgeldes anlangt, so wird sich dieselbe nach dem vorliegenden Falle richten müssen, darf aber in Nordamerika niemals weniger als 25 Cents betragen.

Trinklokale. Es ist auffallend, wie verschieden die Anschauungsweise des Amerikaners und Irländers einerseits von der des Deutschen andererseits über öffentliche Trinklokale ist. Während der letztere darin einen Ort sieht, wo sich alle Gesellschaftsklassen in demokratischster Weise dem vertrauten Umgange mit Freunden, der Erholung im Familienkreise nach des Tages Last und Mühen, dem Genusse der Natur und der Musik hingeben und dabei ein mäßiges Quantum eines unschuldigen und billigen Getränkes zu sich nehmen, sehen jene darin (und wohl nicht mit Unrecht) einen von der öffentlichen Moral vervehmten Ort, in dem sich nicht gern jemand sehen läßt, den man aber doch nicht vermeiden kann; wo man möglichst eilig den Spiritus hinunterschüttet, dessen man bei der aufreibendsten Thätigkeit, geistigen wie körperlichen, nicht entbehren kann; wo man nur soviel spricht, wie nötig, um seinen drink zu erhalten und zu bezahlen, wo sich niemand zur Unterhaltung niedersetzt, wo jeder den andern ignoriert, wo nie ein ehrbares Frauenzimmer gesehen oder eine unschuldige Kinderstimme gehört werden darf. Wohl sind in fast allen Städten der Union, namentlich wo eine starke deutsche Bevölkerung vorhanden, auch Biergärten errichtet, allein dem Amerikaner, dem das Verständnis der

deutschen Anschauung durchaus abgeht, sind sie um nichts besser als seine bar-rooms.

truck system [tröck ßi'ß-t'm]. Je nachdem die Pflanzungen in den Südstaaten häufig weit von jeder Städteansiedelung entfernt liegen, so befindet sich bei jedem Neger-camp [kämp] ein store (ßto', Kaufladen), welcher die Arbeiter der Plantage mit Werkzeugen, Kleidern, Lebensmitteln, Sardinen, Whiskey und Branntwein mit einbegriffen, versorgt. Diese stores sind natürlich ausschließlich in den Händen der Weißen, und nicht selten ist es der Pflanzer selbst, der neben seiner Pflanzung auch das store-Geschäft versieht und daraus ganz bedeutenden Vorteil zieht. Der Neger erhält in vielen Fällen den ihm zukommenden Lohn nicht bar ausgezahlt, sondern an dessen Stelle ein Arbeits-„ticket“, auf welchem die Anzahl seiner Arbeitstage und die Summe des ihm dafür zukommenden Lohnes verzeichnet sind. Dieses ticket tauscht der Neger nun in dem store gegen eine Anzahl von Geldmarken von je 1 $, 50, 25 und selbst 10 Cents um, welche während der Woche zum Einkaufe der Lebensmittel in dem store wieder als Münze dienen. Die nicht ausgegebenen Marken werden in dem store teils am Ende jeden Monats, teils am Ende des Jahres gegen bares Geld umgetauscht. Die Ersparnisse betragen in der Regel nicht viel, denn mehr als zwei Drittel des Gesamtverdienstes wandern in die Kasse des store, des Kramladens. Dieses in England unter dem Namen „truck system“ bekannte Verfahren ist in den gesamten Südstaaten weniger in den Zuckerplantagen, als in den Baumwoll- und Reispflanzungen vielfach eingeführt und verhilft den Plantagenbesitzern nicht selten zu großen Reichtümern, während es gleichzeitig ihr Betriebskapital auf ein Minimum beschränkt. Wohl wird unter diesem System der Neger gewaltig ausgesaugt, allein dort, wo diese stores nicht vorhanden sind, kommt er aus dem Regen in die Traufe: er fällt den Juden in die Hände, und man darf nicht glauben, daß der Jude in den amerikanischen Südstaaten weichherziger und edler geworden ist, als er es in Polen und Rußland war.

Trunksucht. Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß neben vielem Vortrefflichen die Amerikaner ihre Vorliebe für starke Getränke von ihren Stammesgenossen, den Engländern, überkommen haben. Der Übergenuß starker Getränke (whiskey, brandy, cognac u. s. w., hwĭ'ß-kᵉ, bRä'n-dᵉ, kō'n-jäk, und all jener mit den wunderlichsten Namen, wie „cocktail“, kō'k-tēl, ꝛc. belegten Mischungen derselben) ist zu einem alle Stände, Geschlechter und Gesellschaftsklassen durchdringenden Laster geworden. So ist in den Abendgesellschaften der ersten Klassen in den großen Städten der Union und insbesondere der Bundeshauptstadt, Washington, den gebrannten Weinen ein gewöhnlich offener, häufig aber auch mehr oder weniger verschämt aufgestellter Tisch oder gewählter Nebenraum gewidmet. In den Eisenbahnwagen trägt die Mehrzahl der Reisenden aller Klassen und auch derer, die von in Gold und Samt strotzenden Damen begleitet werden, eine kleine Flasche mit „etwas Stärkerem als Wasser“ bei sich, der nicht selten zugesprochen wird. Die geschickte Weise, in welcher die Amerikaner es verstanden haben, dem Frönen der Gewohnheit des Trinkens so Vorschub zu leisten, daß dabei möglichst wenig Zeit verloren wird und der ihr Huldigende durch eiligstes Bedienen, Hinunterstürzen im Stehen an der bar und durch eine vor der Lokalthür aufgestellte spanische Wand vor Beobachtung geschützt wird, hat das Umsichgreifen des Lasters wesentlich gefördert. Was aber noch täglich die Zahl der Trinker und das Maß der vertilgten Quantitäten stärkster Branntweine vermehrt, ist das abscheuliche Traktieren (treat, tRīt). Der Amerikaner trinkt nämlich fast nie allein oder für sich. Entweder ladet er eine Anzahl Bekannter zum Trinken ein, wo dann jeder nach seinem Geschmacke aus dem höllischen Trinkzettel bestellt, was ihm beliebt, und der Einlader für alle bezahlt, oder er läßt sich einladen. Wenn ihm dazu die Mittel fehlen oder der Durst zu groß wird, um auf eine Einladung zu warten, so ist die an die Umgebenden gerichtete Frage: „Wer will traktieren?“ fast nie erfolglos. Gewöhnlich tritt nun der bedauerliche Fall ein, daß mit e i n e m treat der Durst nicht gestillt ist, oder aber einer oder der andere der eben Traktierten hält

es für seine Ehrenpflicht, nun auch sich liberal zu zeigen. Es wird also ein zweiter treat bestellt und abgefertigt, wohl auch ein dritter und vierter 2c., bis so ziemlich die Reihe an jeden gekommen ist, und das alles geschieht innerhalb fünf bis sechs Minuten. Die Einladung zu einem treat auszuschlagen, gilt für eine tödliche Beleidigung, und es gehört eine äußerst selten anzutreffende Charakter- und nicht selten auch Körperstärke dazu, es ungestraft zu thun. Das fast einzige Schutzmittel ist die Erklärung, man habe den Temperanz-Eid geleistet, wo dann die auch dem verworfensten Amerikaner anklebende Achtung vor jeder sittlichen Anstrengung sich geltend macht. Statt daß also, wie nach deutscher Sitte, sich jene Leute ruhig um einen Tisch setzen und im Laufe einer kurzen Unterhaltung jeder für sich einen Schnaps, ein Glas Bier oder Wein trinkt und dafür eine geringe Ausgabe macht, hat er fünf bis sechs in atemloser Hast hinuntergestürzt und eine nicht unbedeutende Zeche bezahlt. Dasselbe Stück wiederholt sich des Tages öfter und es kommt vor, daß selbst angesehene Kaufleute, Advokaten, Beamte, selbst Richter dreißig bis fünfzig „drinks" täglich als ein ihnen zukommendes Minimum ansehen. Immerhin gibt es in Amerika viel mehr Menschen, die sich des Genusses geistiger Getränke vollkommen enthalten, als in Deutschland. Das Klima soll dies für viele veranlassen, die Teuerung guter Getränke trägt wohl mit dazu bei; die Bierhallengemütlichkeit Deutschlands findet man hier nicht.

Truthahn (turkey, tö'-ki). Die Vogelwelt der Prärie ist außerordentlich mannigfaltig. Obenan steht der Truthahn, früher in ganz Nordamerika häufig, jetzt aber seines schmackhaften Wildbrets halber in den bewohnten Gegenden fast ausgerottet. In den Prärieen findet man ihn in der Nähe vereinzelter kleiner Gebüsche, vorzüglich aber der schmalen Striche von Baumwuchs, welche jeden Wasserlauf begleiten. In Gegenden, wohin der Fuß des Weißen erst seit kurzem vorgedrungen, ist er noch in Menge vorhanden, denn der Indianer schießt den Truthahn nicht. Die Gestalt des wilden Truthahns ist die des zahmen, doch unterscheidet

er sich von ihm durch das unscheinbare glanzlose Aussehen des Gefieders und durch den Mangel der leuchtenden Farben am Kamme und Halse des Hahnes. Der Braten ist vorzüglich und verhält sich zu dem des zahmen etwa wie ein Rebhuhn zu einem Haushuhn. Die Jagd des Truthahns ist nach den Tageszeiten eine verschiedene. Des Abends bäumt er auf und man muß des Morgens ein bis zwei Stunden vor Sonnenaufgang nach dem „roost“ [rūßt] gehen und das Abbäumen erwarten. Mit dem ersten Grauen des Tages beginnt er zu rufen, bleibt jedoch bis zum Augenblick des Abbäumens durch das dichte Laub dem Auge verborgen; das Abbäumen geschieht bei anbrechender Helle und so rasch, daß der Jäger oft nicht zu Schuß kommt, obgleich er über und neben sich fortwährend die Hähne abstreichen hört. Ein weiter Schuß ist meist erfolglos, und auch aus der Nähe kann der Truthahn grobes Schrot genug vertragen. Nach Sonnenaufgang sammelt sich das Volk im hohen Grase und man kann ihr Locken dann auf große Entfernungen vernehmen. Ist das Terrain günstig und die Nacht kalt gewesen, so läßt sich leicht ein Volk dem Rufe nach anschleichen; die nächtliche Kälte scheint sie so steif gemacht zu haben, daß sie nicht aufzufliegen vermögen und auch nur schlecht laufen. In Gegenden, wo das Wild noch häufig ist, kann man auf diese Weise beliebig viele schießen. Sobald die Sonne höher steigt, zerstreut sich das Volk. Sie sind dann nicht anders zu Schuß zu bekommen, als daß man sie aufgaloppiert; vor dem Pferde im Schritt fliegen sie nie auf, und die Länge und der dichte Wuchs des Grases verbirgt sie so vollständig, daß an ein Schießen am Boden nicht zu denken ist. Auch das galoppierende Pferd lassen sie so nahe kommen, daß schon mancher Truthahn einen Teil seines Stoßes unter den Hufen des Pferdes verlor. Im Augenblick des Auffliegens pariert dann der Jäger sein Pferd und schießt vom Sattel, selbstverständlich sind Pferd und Reiter bei dieser Jagdart meist etwas aufgeregt und viele Schüsse gehen fehl. Eine Jagd zu Fuße mit dem Vorstehhunde verbietet die Höhe des Grases, die das Gehen äußerst ermüdend und einen Schuß oft unmöglich macht. Gegen

Sonnenuntergang bäumt der Truthahn wieder auf, und bei einiger Erfahrung ist es nicht schwer, die Bäume zu finden, in deren Nähe man sich anzustellen hat; der Erfolg ist ziemlich sicher. Des Nachts kann man ihn nur im Winter bei Mondschein schießen; das ganze Volk sitzt dann so fest auf seinen Bäumen, daß man, von den unteren Ästen anfangend, einen nach dem andern herabholen kann, ohne daß die übrigen abstreichen. Diese Jagdart, obgleich die unwaidmännischste von allen, ist leider die beliebteste und hat stets die schnelle Ausrottung des Truthahns im nächsten Umkreise einer neuen Ansiedelung oder eines Forts zur Folge, während bei jeder andern Art des Abschusses noch genug zur Brut im nächsten Frühjahr übrigbleiben wurden. Dem unerfahrenen Jäger kann es übrigens bei dieser Jagd leicht geschehen, daß er am nächsten Morgen statt der Truthähne tote Aasgeier unter den Bäumen findet, denn aufgebäumt sehen sich beide Vögel selbst bei Helligkeit ziemlich ähnlich, und bei Nacht erfordert es ein geübtes Auge, um sie zu unterscheiden.

Turnerbund. Eine außerordentlich wichtige Rolle unter den Deutschen in den Ver. Staaten spielt der „Turnerbund", er bildet gewissermaßen den Mittelpunkt ihres gesamten geselligen Lebens. Das deutsche Turnwesen hat sich so ziemlich über das ganze Gebiet der Ver. Staaten ausgebreitet und zwar von den Küsten des Atlantischen Ozeans bis zum Stillen Meer und von den Kanadischen Seeen bis zum Golf von Mexiko. — Zum nordamerikanischen Turnerbund gehören 28 Bezirke. Im Januar 1883 betrug die Anzahl der Mitglieder des Turnerbundes 17537, davon waren 13918 Bürger der Ver. Staaten; 224 Fechter, 236 Schützen und 1252 Sänger. Außerdem gab es 10312 Turnschüler, 3186 Turnschülerinnen und 111 Turnlehrer. Das Turnerbesitztum hatte einen Wert von 2038179 $ und das schuldenfreie Vermögen bezifferte sich auf 1371551 $. — Auch auf geistigem Gebiete war man verhältnismäßig nicht unthätig gewesen, eine ganze Anzahl von Vorlesungen und Vorträgen wurde veranstaltet, und die Bibliotheken wiesen 36706 Bücher auf. — Fast alle Bezirke haben Tag-,

Abend- und Sonntagschulen eingerichtet und in der Stadt Milwaukee befindet sich ein Turnlehrerseminar. — An der Spitze des Turnerbundes steht ein aus neun Mitgliedern bestehender „Vorort“, schließlich dient die „Turnzeitung“ als Organ des Bundes.

U.

Überraschungsgesellschaften (surprising parties, ß^{ŏr}-pʀaī′-ßin^{g} pā^{r}′-t^{ĕ}ß). Aufregung ist dem Amerikaner Bedürfnis, und wo dieselbe fehlt, schafft er sie sich; es ist deshalb nicht zu verwundern, daß er sie auch bei rein gesellschaftlichen Zusammenkünften nicht missen will, und darin ist wohl der Ursprung der surprising parties zu suchen. — Eine Anzahl bekannter oder befreundeter Personen beschließt, bei einer denselben befreundeten Familie eine surprising party zu geben. Sie versammeln sich zu dem Zwecke an einem bestimmten Orte im feinsten Gesellschaftsanzuge und ausgerüstet mit allen Delikatessen und feinen Weinen zu einem splendiden Abendessen. Eben hat sich die zu überraschende Familie zu Bett begeben, als einer der Gesellschaft unter irgend einem Vorwande Einlaß bei derselben begehrt; kaum ist die Thür geöffnet, dann stürmen die anderen nach und nehmen Besitz vom ganzen Hause; während nun die einen das Souper arrangieren, improvisieren die anderen einen Ball oder irgend eine andere Belustigung, zu der die Hausbewohner mit vielem Ceremoniell eingeladen werden. Ebenso plötzlich, wie die Gesellschaft erschienen, verschwindet dieselbe auch wieder nach einiger Zeit, den so aus ihrer Ruhe Gerüttelten es überlassend, in ihre Häuslichkeit wieder Ordnung zu bringen, denn es ist ein Teil des Programms der surprising parties: Alles von unterst nach oberst zu kehren. An der grenzenlosen Verwirrung im Hause erkennen dann die Überraschten in der Morgenfrühe, daß das Ganze kein Traum war. Erfreut sich eine Familie einer größeren Bekanntschaft, so ist sie nicht sicher, an ein und demselben Abend zweien und mehreren solcher Gesellschaften ihre Thüren öffnen und ihr Haus zur Verfügung stellen zu müssen.

Unbestellbare Postsendungen kommen in den Ver. Staaten in gewaltiger Menge vor (im Jahre 1882/83 belief sich die Zahl auf 4207496, d. h. mehr als 13600 für jeden Werktag). Die Ursache ist teils, daß die Adressaten nach den Angaben der Brief-Aufschriften nicht ermittelt werden können, teils daß die Sendungen an Reisende adressiert sind, die inzwischen aus den Gasthöfen abgereist sind, ohne ihre Adresse zu hinterlassen; ein großer Teil ist unvollständig oder unrichtig adressiert und ein nicht geringer Teil (im Jahre 1882/83 nicht weniger als 11000) trägt überhaupt gar keine Adresse. — Wenn es irgend angeht, wird in dem Büreau für die unbestellbaren Sendungen (dead letter office, dĕd lĕ'-t-tᵊʳ ŏ'f-fiß) Sorge dafür getragen, daß die Adressaten noch in den Besitz ihrer Briefe gelangen. Enthalten unanbringliche Sendungen Werteinschlüsse, so werden sie, wenn der Absender bekannt ist, demselben zurückgegeben; andernfalls jedoch werden die Wertsachen verkauft und der Erlös an das Schatzamt abgeliefert. Wenn die Briefschreiber nur den gewöhnlichen Grad von Vorsicht anwenden wollten, so würde das Büreau für die unbestellbaren Sendungen von dem größten Teile seiner Arbeiten befreit werden. Aber der Geschäftsumfang dieses Dienstzweiges der Postverwaltung wächst von Jahr zu Jahr. Ein Zimmer des General-Postamts in Washington ist zu einem Museum umgewandelt worden, in welchem die in den unbestellbaren Postsendungen vorgefundenen Kuriositäten zur Ausstellung gelangen. Die im Laufe der Zeit angesammelten Gegenstände dieser Art belaufen sich auf mehrere Tausende und begreifen alle erdenkbaren Dinge von der einfachen Postmarke bis zur Klapperschlange und gehörnten Kröte.

United American Mechanics [jū-nai'-tᵉd ā-me'R-Rᵉ-kᵒn mᵉ-kă'n-ik], Verbindung der vereinigten amerikanischen Handwerker, eine ausschließlich nur aus Arbeitern gebildete Hilfsgesellschaft, deren Statuten enthalten: gegenseitigen Beistand bei Erlangung von Arbeit, gegenseitige Verbindung im Geschäft, Bildung eines Fonds zur Beisteuer zu Krankheits- und Begräbniskosten; Bildung eines Fonds zur Unterstützung der Witwen und

Waisen dahingeschiedener Mitglieder, und Unterstützung von Mitgliedern, welche aus ihrem Berufe herausgerissen sind, durch Beschaffung angemessener Beschäftigung. Mitglieder dieser Gesellschaft müssen in den Ver. Staaten geboren sein; Krankheitsunterstützungen werden nicht gegeben, wenn die Krankheit von Unmäßigkeit oder Unmoralität herrührt. Die Verbindung schließt Neger, Fremde und Frauen von der Mitgliedschaft aus.

Universitäten. Versteht man das Wort „Universität" in dem jetzt üblichen Sinne einer die Gesamtheit der Wissenschaften umfassenden Hochschule, so verdienen die amerikanischen Universitäten diesen Namen in bezug auf die Ausdehnung noch mit größerem Rechte, als die europäischen, insbesondere die deutschen Universitäten. Denn sie begreifen nicht bloß die Lehrfächer unserer Universitäten mit Ausnahme der Theologie, für deren Lehre den verschiedenen Religionsgenossenschaften die Sorge überlassen ist, sondern erfüllen auch die Aufgabe der oberen Abteilung des Gymnasiums, sowie der Realschule und zugleich landwirtschaftlichen Schule und Polytechnikum. Ist die Architektur nicht vertreten, so sind es dafür meistens die militärischen und Handelswissenschaften. Im ganzen aber sind die amerikanischen Universitäten in allen Zweigen mehr eine eigentliche Schule mit strenger Ordnung des Unterrichts und mit zahlreichen Prüfungen, ohne die akademische Lehr- und Lernfreiheit, welche als das Wesen und der Wert der deutschen Universitäten geschätzt werden, und dadurch, wie durch die Methode der Unterweisung, sind sie von den letzteren gründlich verschieden. Ein anderer, dem deutschen Besucher besonders auffälliger Unterschied ist, daß Mädchen unter ganz gleichen Bedingungen wie Knaben als Studenten aufgenommen werden und daß sie einen beträchtlichen Prozentsatz der Studierenden bilden.

Unterkleider. Die Nordamerikaner, Städter wie Landleute, jung und alt, tragen wollenes Unterzeug, und Reisende, sowie Einwanderer sollten es deshalb erst recht thun. Das charakteristische Merkmal des nordamerikanischen Klima ist schroffer Temperaturwechsel.

Während des Frühjahrs und Sommers ereignet es sich nicht selten, daß nach einer schwülen Nacht bei Sonnenaufgang ein kalter Wind durchs Land fegt, der sich gegen 10 Uhr legt, um einer drückenden Hitze Platz zu machen. Urplötzlich wird es gegen Sonnenuntergang wieder kalt und dann kommt die Nacht mit ihrer Schwüle. Manchmal treten die Wechsel noch häufiger ein. Wer in solchem Klima kein wollenes Unterhemd trägt, das den Schweiß aufnimmt und die Haut vor plötzlichen Abkühlungen schützt, setzt seine Gesundheit großer Gefahr aus. Wollenes Unterzeug wird nur dann unbequem, wenn es nach deutscher Art gemacht ist, nämlich so, daß es den Körper fest umschnallt und die Bewegung hindert; werden die Unterkleider aber derart zugeschnitten, daß sie auch nach dem Einschrumpfen in der Wäsche noch ganz luftig am Körper hängen, dann sind sie nicht mehr lästig. Flanell trägt sich angenehmer, Filet ist vielleicht etwas haltbarer. Weiße Unterkleider liegen am zartesten auf der Haut und sind zu weißen Oberhemden die besten, sonst blaue oder von irgend einer andern Farbe, nur nicht rote. Die rote Farbe ist rauh und deshalb unangenehm zu tragen; bei heißem Wetter ruft sie die sogenannte Prickelhitze hervor.

Urkundenamt des county [kau'n-te] umfaßt das Civilstandsregister und die Eintragung von Urkunden, insbesondere von Besitztiteln — deeds [dids] im engeren Sinne — sowie von Hypotheken — mortgages [mōr'-gedsch-es]. — In das Civilstandsregister werden Geburten, Heiraten und Sterbefälle gesondert eingetragen. Zur Anzeige der Geburten sind ärztliche Personen, wenn solche zugegen waren, binnen 30 Tagen, andernfalls die Eltern verpflichtet. Die Ehedaten registriert die Person, welche die Eheschließung vornimmt (Friedensrichter oder Geistlicher einer Religionsgesellschaft) in ein record (re'k-ord, **Urkunde**) und gibt binnen gleicher Frist ein Certifikat davon an das Urkundenamt. Gleiches gilt bei Todesfällen von den ärztlichen Personen, welche beim Tode zugegen waren; eine Verpflichtung der Angehörigen zur Anzeige besteht nicht, jedoch darf keine Leiche

ohne Totenschein des Arztes oder des board of health (bōʳd ᵒ̆w hĕ″l*th*, Gesundheitsamt) beerdigt werden. — Die Eintragung in das Civilstandsregister geschieht kostenfrei; für Ausfertigungen erhält der registrar (rĕdG-iß-trᵒ̆ʳ, Standesbeamte) je 25 Cents. Die Unterlassung der Anzeige von ärztlichen Personen und denjenigen, welche Eheschließungen vornehmen, steht unter Geldstrafe von 25 bezw. 50—100 $; doch werden Strafen selten verhängt, obwohl die Anzeigen nicht vollständig geschehen.

Das Grundbuch ist der französischen Einrichtung mehr ähnlich, als dem deutschen Grundbuch. Es enthält lediglich die Angabe, welche Besitztitel in bezug auf ein Grundstück vorhanden und welche Hypotheken darauf eingegangen sind. Es ist im Anschluß an die Vermessung der Ver. Staaten nach Sektionen und deren Unterabteilungen geordnet, für die Städte nach blocks (blŏkß, Häuservierecke) und lots (lŏtß, Bauplätze). Ein Zwang zur Eintragung besteht nicht, jedoch gibt die frühere Eintragung ein Vorrecht. Die zum recorder gebrachten Urkunden werden hier kopiert und wird nunmehr bei dem betreffenden lot vermerkt, wo sich die Abschrift befindet, die deeds — auf das Eigentum bezügliche Urkunden — auf der einen, die Pfandrechte auf der gegenüberstehenden Seite, jedoch ohne nähere Angabe des Inhaltes, insbesondere auch ohne Angabe, ob die Urkunde sich auf das ganze Grundstück oder nur auf einen Teil desselben bezieht. Über den Status des Grundstücks kann man sich daher nur durch Einsicht der Urkunden selbst, die vor Notar und Zeugen aufgenommen werden, unterrichten. Obwohl die bei dem Urkundenamte hinterlegten Abschriften derselben von jedermann eingesehen werden können, ist es doch nicht jedermanns Sache, sich daraus zu vernehmen, um so weniger, als der schwülstige und umständliche Stil der englischen Urkunden auch in der Praxis der Ver. Staaten angenommen ist. Die bezüglichen Ermittelungen sind daher ein besonderes Geschäft, das von den sogenannten abstractors [ăb-ßtră′k-tᵒ̆ʳß] betrieben, jedoch auch von den recorders selbst besorgt wird. Die Kosten für eine solche Information bewegen sich zwischen 10 und 100 $. Die Gebühren für die Eintragung belaufen sich auf

10 Cents für 100 Worte, mit einem Minimalbetrage von 50 Cents. Ein Besitztitel kostet im Durchschnitt 1 $, für Abschriften werden 25 Cents entrichtet. In großen Gemeinden sind die recorders fest besoldet und die Gebühren fließen zur Gemeindekasse. Die Abschriften werden häufig durch Frauen besorgt, deren Sorgfalt und Zuverlässigkeit gerühmt werden.

V.

Verbrechen. Ein Blick auf die Verbrecherstatistik der verschiedenen Staaten der Union lehrt, daß überall die Zahl der Morde in einem auffallenden Verhältnis steht zu der Zahl der Analphabeten oder solcher Personen, die nicht lesen und schreiben können. So finden wir, daß in allen denjenigen Staaten, wo viel Unwissenheit herrscht, das Verhältnis der Morde zur Gesamtzahl der Bevölkerung sich viel schlechter gestaltet, als das für die ganze Union geltende Durchschnittsverhältnis. Am ungünstigsten ist dasselbe in Texas, wo nach dem letzten Census ungefähr der vierte Teil der Bevölkerung nicht lesen konnte. Dort kam im letzten Jahre ein Mord auf je 8500 Personen. Ähnlich war es in anderen früheren Sklavenstaaten. Illinois dagegen, wo die Zahl der Leseunkundigen im Jahre 1880 nur 4,3 Prozent betrug, hatte nur einen Mord auf je 51 000 Personen aufzuweisen. Im Staate New-York, wo 4,2 Prozent nicht lesen konnten, war das Verhältnis 1 zu 42 000, also etwas ungünstiger, was sich leicht aus den eigentümlichen Verhältnissen der Weltstadt New-York erklärt. Es gibt wohl überhaupt wenige Städte der Welt, wo das Verbrechen so frech und ungescheut auftritt und wuchert, wie in New-York. — Einer der schlimmsten Tummelplätze des Verbrechens sind die Docks, welche mit ihren zahllosen Schlupfwinkeln die Stadt von Süden, Westen und Osten umgürten. Die Wogen der Bai nehmen gurgelnd den Unvorsichtigen auf, der sich hierher verlaufen und dem Verbrechen zum Opfer gefallen. Auf den die Hafenstadt umgebenden Gewässern der Bai, des Hudson River und des East River treiben die Flußpiraten ihr gesetzloses Handwerk in stürmischen

Nächten mit Stehlen, Schmuggeln und Rauben. — Auch in San Francisco läßt die öffentliche Sicherheit noch immer viel zu wünschen übrig und obwohl die Polizei häufig Razzias unter den Verbrechern macht, so gibt es doch deren so viele, daß die Polizei viel zu schwach gegen sie ist. — Eine Klasse oder vielmehr Brüderschaft von Übelthätern besteht aus den sogenannten „hoodlums“, Burschen und Mädchen im Alter von 14 bis 18 oder 20 Jahren. Der hoodlum, in der Regel Irländer und gewöhnlich mit einem ebenso verworfenen Mädchen gleichen Alters verbunden, ist stets mit mehreren seines Gelichters zusammen; er vollbringt Unheil mehr aus Bosheit und Schadenfreude, als um zu stehlen; er ist nie glücklicher, als wenn er einen Tumult veranlassen kann, bei dem er Messerstiche oder Hiebe mit dem Totschläger austeilen kann. Ihrer Messer, Totschläger oder Revolver, die sie stets bei sich führen, bedienen sie sich in der rücksichtslosesten Weise bei der geringsten Veranlassung. Will jemand zur Verteidigung eines Angegriffenen auftreten, so wird es ihm schlecht bekommen; die ganze Schar der hoodlums fällt über ihn her, was die jedesmal zu spät kommende Polizei schwerlich verhindern könnte; man kann nichts besseres thun, als sich seiner Waffen zu bedienen, wenn man deren bei sich trägt. — Ein richtiges Verbrecher-Asyl ist die sogenannte „Barbarei-Küste“, ein Stadtviertel in San Francisco, das, zum Teil von Chinesen bewohnt, in seinen elenden Spelunken den Abschaum der kalifornischen Bevölkerung birgt. Da es nahe beim Centrum der Stadt liegt, so gehen häufig Fremde ohne Mißtrauen hinein, kommen aber selten unausgeplündert oder mit einem Messerstiche in der Brust wieder heraus. Auch hier kann die Polizei wenig helfen.

Verfassung. Die Trennung der öffentlichen Gewalt ist soweit als möglich durchgeführt in gesetzgebende Gewalt (Kongreß); vollziehende Gewalt (Präsident); richterliche Gewalt (Bundesgerichte). Entsprechend sind in den Einzelstaaten Legislatur, Gouverneur und Richter auseinander gehalten. — A. Der Kongreß der Union teilt sich in Repräsentantenhaus und Senat, von denen

jenes mehr das Gesamtvolk, dieser die Einzelstaaten vertritt. Das Repräsentantenhaus geht aus unmittelbaren Wahlen hervor, durch welche aus bestimmten Wahlkreisen nach Wahlorten, die der betreffende Einzelstaat zu bestimmen hat, Vertreter entsendet werden. Wenige Staaten halten noch an einem Wahlcensus fest, aber das allgemeine Stimmrecht ist stark in Ausdehnung begriffen. Die Amtsdauer beträgt zwei Jahre. Der *Senat* wird aus den Gesetzgebungen der Einzelstaaten mit je zwei Vertretern gewählt ohne Rücksicht auf die Bevölkerungszahl. Die Amtsdauer der Senatoren beträgt sechs Jahre; alle zwei Jahre scheidet $^1/_3$ aus. Der Vicepräsident der Union ist Präsident des Senates und wird nicht von diesem, sondern vom Volke zugleich mit dem Präsidenten gewählt. — Die Befugnisse des Kongresses sind hauptsächlich folgende: Er übt die gesetzgebende Thätigkeit ausschließlich, erläßt Kriegserklärung; Verträge mit auswärtigen Staaten hat der Senat zu genehmigen, ebenso Friedensschlüsse; er hat das Recht des impeachment [im-pi'tsch-m'nt], d. h. der Versetzung der Beamten (ausgenommen der militärischen) bis zum Präsidenten hinauf in den Anklagestand und ihrer Entfernung vom Amte; dabei steht dem Repräsentantenhaus das Recht der Anklage zu, während der Senat sich in einen Staatsgerichtshof verwandelt, der über die Anklage richtet; das Recht, durch Resolutionen seine politische Meinung zu äußern und das für die gemeine Wohlfahrt der Union Nötige anzuordnen. Seine einzelnen Mitglieder erhalten Entschädigung in Form einer festen Besoldung (7500 $ per Jahr), haben das Recht der freien Rede, können nicht wegen Schulden, sondern nur infolge eines Strafprozesses verhaftet und von ihren Wählern nicht abberufen werden. — B. Der *Präsident* vereinigt die ganze Regierungsgewalt in seiner Hand, nur er ist verantwortlich, nicht die Minister; die letzteren sind nur Beamte. Er geht aus unmittelbaren Wahlen hervor, zu welchen jeder Staat soviel Wahlmänner abordnet, als er Repräsentanten und Senatoren im Kongreß hat, aber andere Personen als diese. Die Amtsdauer eines Präsidenten ist vier Jahre. Wiederwahl ist nicht ausgeschlossen. Zur Wählbarkeit gehört: Alter von

35 Jahren, Bürgerrecht seit der Geburt, Aufenthalt in der Union seit 14 Jahren. Die Befugnisse des Präsidenten sind hauptsächlich: Repräsentation des Staates nach außen, Ernennung und Entlassung der Gesandten und Konsuln, Empfang der fremden Gesandten und Erteilung der Exequatur, Vertragsschließungen mit fremden Staaten unter Zustimmung einer Zweidrittelmehrheit des Senates, Handhabung des Völkerrechts. Im Innern ernennt er die Bundesbeamten entweder selbständig oder zusammen mit dem Senate; er kann den Beamten Befehle und Aufträge erteilen, Berichte von ihnen einfordern und Verordnungen erlassen; er sorgt für den Vollzug der Bundesgesetze; er kann militärische Maßnahmen ergreifen, aber die Milizen nicht ohne Ermächtigung des Kongresses einberufen; er hat die ganze Militärgewalt im Kriege, ernennt und entläßt Generale; er kann Kongreß und Senat zu außerordentlicher Sitzung versammeln, aber er kann ihn nicht auflösen; sein Begnadigungsrecht erstreckt sich auf alle Fälle, in denen die Bundesgerichte auf Strafe erkannt haben, aber nicht auf die Urteile des Senates in Strafprozessen. Er ernennt seine Minister (Staatssekretäre), deren jetzt sieben sind. — C. Die Bundesgerichte stehen vollkommen selbständig neben den Gerichten der Einzelstaaten, sie zerfallen in ein Bundesobergericht (in Washington), in zehn Kreis- und eine größere Zahl von Distriktgerichten. Unter dem Schutze der Bundesgerichte steht das Bundesrecht. Völker- und staatsrechtliche Streitigkeiten, Civilprozesse, in denen der Bund oder ein Einzelstaat Partei ist, gehören in seine Kompetenz, ebenso See- und Handelsrecht.

Verkehrssitten. In ein Geschäftslokal tritt man nach amerikanischer Landessitte mit dem Hute auf dem Kopfe ein, ohne zu grüßen, und geht ebenso wieder fort. Es ist vollkommen gebräuchlich, in das nächste Geschäftslokal zu treten, seine Zigarre anzuzünden und, ohne irgend ein Wort zu sagen, sich wieder zu entfernen. Durch ein Wort der Entschuldigung würde man nur als Fremder auffallen. Ebenso ist es jedermann frei gestattet, in die Straßenläden, die Büreaus der Eisen-

bahnen und Dampfschiffe einzutreten, selbst wenn man nicht die Absicht hatte, Einkäufe zu machen. — Der Amerikaner klopft weder an die Thür, bevor er eintritt, noch sagt er: „Guten Tag!“ oder „Adieu!“ — Bei Besuchen kann man den Überzieher u. s. w. ruhig anbehalten. Auf dergleichen wird in Amerika nicht gesehen. — Beim Billardspiel legen die Spieler — auch Gentlemen, um sich freier bewegen zu können, die Röcke ab und ziehen die Hemdsärmel in die Höhe; der unvermeidliche Hut wird aufbehalten und nur halb in den Nacken geschoben, um den Augen mehr Freiheit zu lassen. — Der gewöhnliche Amerikaner scheint förmlich etwas darin zu suchen, ein unfreundliches Gesicht aufzusetzen, auf der Straße scheinbar teilnahmlos an allem vorüber zu rennen, in öffentlichen Lokalen seine Beine in den unglaublichsten Stellungen zu zeigen und beim Sprechen die Worte halb zu verschlucken, halb durch die Nase zu quetschen. Erwägt man dazu noch die ziemlich allgemein herrschende Gewohnheit des Tabakkauens, welche es mit sich bringt, daß auf Eisenbahnen und in Wirtshäusern die hohen spittoons (ßpit-tū'ns, Spucknäpfe) von nah und fern sitzenden Gentlemen aus freiem Munde in einer Weise zum Zielpunkte genommen werden, wie Schützen nach der Scheibe schießen, so hat man ein paar dem Fremden zunächst in die Augen springende Züge amerikanischen Volkslebens. Andere Züge sind das übliche Pfeifen vieler junger Gentlemen auf Eisenbahnen und in öffentlichen Lokalen, das unglaublich schrill gellende Geschrei der Schwärme von aufdringlichen Jungen, welche die neuesten Zeitungen zum Verkauf ausbieten oder mit Wichskasten und Bürste hinter einem herlaufen, um den Stiefeln für fünf Cents neuen Glanz zu geben.

Vermißte. Die zahlreichste Klasse der New-Yorker Vermißten ist auch die jüngste und besonders, wenn die Maitage kommen, beginnt für das New-Yorker Kind der Kursus seiner Weltstadtstudien. Dann unternimmt der naseweise „Guck in die Welt“ in unbewachten Augenblicken auch seine ersten selbständigen Promenaden, deren Anfang sehr lustig, deren Ende aber tragisch zu sein

pflegt, und Wehklagen und Thränen sich im obersten Stockwerk des Polizei-Hauptquartiers abspielend. Dort, wo die Matrone für verlaufene Kinder ihres Amtes wartet, geht es dann ungemein lebhaft her. Alle paar Stunden kommt an der Hand eines sich ammenhafter Zärtlichkeit befleißigenden Polizisten ein schluchzender „kleiner Tramp" angerückt, der gern wieder ein solider, seßhafter Bürger geworden wäre, wenn er nur gewußt hätte, wo die mütterliche Kaffeekanne dampft. Es ist eine alte Erfahrung im Polizei-Hauptquartier, daß im Mai bei klarem Wetter, wenn alles, was da lebt unter der Sonne, sich gern tummelt, die Zahl der sich verlaufenen Kinder stark zunimmt, und die Matrone trifft dann auch immer umfassendere Verpflegungsvorkehrungen.

Das **Versicherungswesen** ist in den Ver. Staaten sehr entwickelt. Bei dem häufigen Wechsel der Glücksumstände sind die Lebens-Versicherungen eine ungemein weit verbreitete Einrichtung. Eine gleich wichtige Rolle spielen die Feuer-Versicherungen. Die Feuersbrünste sind bei der noch immer weiten Verbreitung des Holzbaues, bei der herrschenden Sorglosigkeit und, wie man sehr allgemein behaupten hört, auch als Mittel zur bequemen Liquidation unbequemer Geschäfte, von sehr weiter Verbreitung.

Viehzucht. Die im fernen amerikanischen Westen (Neu-Mexiko, auch Texas ꝛc.) sehr lohnende und gewinnbringende Rindviehzucht, mit der sich jedoch niemand befassen sollte, der nicht mindestens 4000 bis 5000 $ besitzt, wird gegenwärtig in dreifacher Weise betrieben. Die eine, und bis jetzt weitaus die gewöhnlichste, loose herding [luß hör'-ding] genannt, besteht darin, daß die großen Viehherden im allgemeinen ohne alle und jegliche Aufsicht und ohne den geringsten Schutz frei nach Belieben umhergrasen, wenngleich ihnen nicht nur von Indianern, sondern auch von Weißen hier und da Gefahr droht. Auch im Winter, obschon er zuweilen einige recht kalte Tage im Gefolge hat, bleiben die Tiere ohne alles Obdach. Dieses Verfahren kostet sehr wenig, bedingt aber einen sehr bedeutenden Abgang an Vieh. Die zweite Methode ist das sogenannte close [kloß]

herding, d. h. das Vieh weidet unter Aufsicht einer ziemlich großen Anzahl von Hirten innerhalb eines bestimmten Bezirks, wodurch die Auslagen für die Herdenbesitzer zwar allerdings erhöht, aber durch einen verhältnismäßig geringen Verlust an Vieh wieder hereingebracht werden. Die dritte, erst seit dem Jahre 1880 in größerem Maßstabe ausgeführte Methode besteht darin, daß man die Fläche, auf der das Vieh weidet, mit einer festen Drahteinzäunung (wire-fence, wai'r-fenß) umgibt, wobei man für jedes Stück Vieh durchschnittlich zehn Acker Weideland rechnet. Dieses Verfahren erfordert selbstverständlich ein sehr bedeutendes Kapital, da jede Meile Draht 140 bis 160 $ kostet, hat sich aber so außerordentlich vorteilhaft erwiesen, daß es nunmehr eingefriedigte Flächen bis zu 250 000 acres gibt. In diesen umhegten Weideländern ist der Verlust an Vieh gleich Null. Die Umzäunung wird täglich von den Hirten, die überhaupt die allgemeine Aufsicht über die Herden führen, auf ihren Zustand besichtigt und da, wo es nötig sein sollte, schleunigst ausgebessert, um das Ausbrechen des Viehes zu verhindern. Wo die erste Methode, das loose herding, in Anwendung gebracht wird, finden sich jährlich einmal im Hochsommer — zuweilen sogar zweimal, im Frühjahr und Herbst, — an einem vorher bestimmten Orte die Herdenbesitzer (stockmen [ßto'k-men] oder herdsmen genannt) mit ihren Knechten, den cowboys [kau'-bōis] zusammen, behufs Abhaltung eines fünf bis sechs Wochen in Anspruch nehmenden sogenannten round-up [rau'nd-öp]. Ein round-up besteht darin, daß man die von Rindern belebten Gegenden nach allen Richtungen zu Pferde durchzieht, das auf ihnen grasende Vieh zusammentreibt und jedem einzelnen jungen Stück das Zeichen seines Eigentümers einbrennt. Wem es angehört, darüber entsteht selten eine Streitigkeit, denn die jungen Rinder folgen immer der Kuh, die bereits von früher gezeichnet ist. Jeder stockman hat nämlich für seine Herde ein eigenes Zeichen, den sogenannten „brand" [brānd], der wie eine Fabrikmarke gerichtlich eingetragen und hierdurch vor mißbräuchlicher Benutzung von seiten eines Unbefugten geschützt ist. Ungezeichnete, d. h. eines „brand" ent-

wehrende Tiere nennt man — in Kolorado wenigstens — mavericks. Die für den Markt gezeichneten Tiere werden durch die cowboys an die nächste Bahnstation getrieben und versandt. Alle bei einem round-up beteiligten Personen sind gut beritten; wehe jenem, der im Vertrauen auf seine körperliche Kraft und Stärke wagen wollte, sich zu Fuß in eine solche Herde halbwilder Rinder hineinzubegeben oder ihr auch nur zu nahe zu kommen. Ganz ohne Unfall verläuft überhaupt ein round-up nur selten.

Visitenkarten (visiting cards, wi'ſ-ᵉ-tinᵍ kā'dſ). Bei gestochenen Visitenkarten wird durchaus nur deutliche, hübsch abgerundete oder schräge Schreibschrift ohne Schnörkel und Verzierungen angewandt, bei Damen-Karten auf bestem weißen Bristol-Karton, im Format von 56 × 87 mm. Karten mit „Herr und Frau" werden außer von Neuvermählten nur selten benutzt und sind dann 59 × 97 mm groß. Bei Damenkarten wird stets in die linke untere Ecke der Empfangstag und in die rechte untere die Adresse gestochen. In allen Fällen muß aber dem Namen die Bezeichnung (**Mrs.**) Frau oder (Miss) Fräulein vorangestellt werden. — Junge Damen im ersten Jahre ihres Erscheinens „in der Gesellschaft" lassen ihren Namen nur unter dem ihrer Mutter stehen, später haben sie besondere Karten, in Größe 56 × 84 mm. — Bei Herren-Karten wird jetzt häufig nach englischer Sitte „Herr" (Mr.) vorgesetzt, jedoch gibt es dafür keine feste Regel. Der erste Vorname wird meistens ganz ausgeschrieben, die anderen bezeichnet man mit den Anfangsbuchstaben. Auch hier deutlichste, einfache (zierliche) Schrift auf feinstem Bristol-Karton; beliebtestes Format ist 44 × 86 mm.

Vollmachten, Trau- und Totenscheine und andere derartige, in den Ver. Staaten ausgefertigte Aktenstücke, welche einer deutschen Behörde vorgelegt werden sollen, müssen vom Konsul bzw. Generalkonsul beglaubigt werden. Eine Vollmacht muß in der von den deutschen Gerichten festgesetzten Form gehalten sein und die Unterschrift von einem Notar beglaubigt werden, dessen Unterschrift wiederum das Konsulat beglaubigt,

wofür letzteres 1 $ 90 Cents berechnet. Da der Konsul nur die Unterschrift des Notars beglaubigt, braucht der Aussteller der Vollmacht keine Zeugen mitzubringen. Die Sporteln für Beglaubigung von Aktenstücken sind vorgeschrieben und werden nicht vom Konsul willkürlich berechnet. Armen Leuten, welche den schriftlichen Beweis beibringen, daß auch der Notar das Dokument unentgeltlich aufgesetzt hat, wird event. die Gebühr vom Konsul erlassen.

W.

Wahlen. Bei allen Wahlen in Amerika, sowohl denen für die Stadtgemeinde, als auch für das county [kau͡'n-tᵉ] und das Unterhaus (representatives, rĕ'p-rᵉ-sĕ''n-tᵃ-tīws) schreiben zuerst die (nicht irgendwie amtlich aufgestellten und beglaubigten) Vertrauensmänner (leaders, lī'-dᵒʳs) ein meeting [mī'-tinᵍ] der Partei aus. In diesem einigt man sich über eine bestimmte Anzahl von Männern, die eine Art Komitee des Wahlkreises bilden; man nennt sie delegates [dĕ'l-ᵉ-gätß] und ihre Versammlung heißt convention [kᵒn-wĕ'n-schᵒn]; sie ist die vorberatende Versammlung behufs Aufstellung der leitenden Prinzipien und der Kandidaten. Das von ihnen so zu stande gebrachte Programm heißt platform [plă't-fōʳm]. Das Kandidatenverzeichnis (oft ziemlich umfangreich, wenn mehrere Wahlen vorzunehmen sind) heißt ticket [tĭ'k-ᵉt]. Es wird gedruckt und verteilt, und dient zugleich als Legitimation für den Wähler (denn die Berechtigung des Wählers zu beanstanden, fällt durch eine sich selbst ergebende Notwendigkeit der Gegenpartei zu. Einer der Wahlkommissarien hat eine Bibel vor sich, und der Beanstandete braucht nach bejahender Antwort auf die seine Qualifikation betreffenden Fragen, auf die Schlußfrage: „You swear to it?“ [jū ßwāʳ tū it] nur zu antworten: „I swear“ und die Bibel zu küssen). Wer mit einem von seiner Partei aufgestellten Namen nicht zufrieden ist, kann denselben durch einen andern ersetzen, oder selbst ein ganz neues ticket schreiben. Sind alle tickets gesammelt, so beginnt das poll [pōl]. Die Zählungsrevisoren rufen laut die verzeichneten Namen;

die Skrutatoren machen neben jeden Namen einen Strich für jede Stimme und nach je vier Strichen einen Querstrich; dies heißt tally [tä'l-lⁱ] und man sagt: **Mr. N. is elected with 112 tallies and 3 votes.** —

Wald. Die Waldverwüstung in den Ver. Staaten ist enorm. Obgleich die Waldungen rapide abnehmen, sehr unvorteilhaft auf die Staaten verteilt sind und überhaupt nur 28 Prozent der Bodenfläche, zum großen Teil in unzugänglichen Lagen, bedecken, werden keine effektvollen Maßregeln ergriffen, um die Waldreste zu erhalten. Der Amerikanismus hat kein Verständnis für die Forderung einzelner gebildeter National-Okonomen seines Landes. Fortwährend werden ungeheure Strecken Waldes in den dicht bevölkerten alten Staaten ruchlos niedergebrannt, nur um etwas Ackerland von oft ganz geringem Wert zu gewinnen, oder zum bloßen Vergnügen ruchloser Buben. Im Staate Massachusetts z. B. fielen im Jahre 1883 an 13000 Acker Waldland dem Feuer zum Opfer, bei einem Gesamtbestande von ca. 300000 Acker im ganzen Staate. Waldstrecken von 200 bis 300 Acker in einem Strich, mit einem dichten Bestande von zwanzigjährigen Eichen, Ulmen, Eschen, Ahorn werden in dichter Nähe der großen Städte, wo Holz enorm hoch im Preise, durch Feuer geklärt, ohne wenigstens das größere Holz vorher zu schlagen und als Feuerung zu verkaufen — eine Barbarei, an welche ein Deutscher nicht recht glaubt, ehe er sie mit eigenen Augen sieht. Was will es solcher Vernichtung gegenüber bedeuten, daß in den holzlosen Präriestaaten Wald angepflanzt wird, und im Staate Nebraska mit seinen ca. 3000 geographischen Quadratmeilen bereits über hunderttausend Acker Wald neu angelegt sind? — Trotzdem ist der Osten der Ver. Staaten nach wie vor ein Land der Bäume und der Waldreste, die sich im äußersten Norden und Süden zu großen Waldungen verdichten. Die Forsten des Staates Maine im Norden, das meist waldige Adirondakgebirge im Staate New-York und die Nadelholzmassen von Karolina und Georgien sind thatsächlich miteinander durch zahllose natürliche Gehölze, Bauminseln, bewaldete Lehnen, Buschland ver-

bunden. Ganz besiegt haben die amerikanischen Baumverwüster den Wald noch nicht; die Überbleibsel gewähren keine lohnende Ausbeutung mehr und finden etwas Schutz in ihrer relativen Wertlosigkeit. — Die Symptome einer langsam fortschreitenden Erkenntnis der furchtbaren Folgen der Waldverwüstung mehren sich jedoch; vorläufig zwar erst in der amerikanischen Presse und vereinzelt in der Volksvertretung. Einsichtsvolle Amerikaner verhehlen sich keineswegs, daß die Union die deutsche Forstwirtschaft zum Muster nehmen und unbeirrt durch der Demagogen Geschrei über Centralisation und Büreaukratie die deutschen Forstgesetze durchführen müsse. Der Bundessenator Miller hat bereits einen Gesetzentwurf zum Schutze der Waldungen im Senate eingebracht, welcher bezweckt, alles Land der Ver. Staaten, auf welchem sich natürliche Forsten befinden, sowie alles Land, welches von den Geometern als Forstland bezeichnet wird, vom Verkaufe auszuschließen, das Schlagen von Bauholz in solchen Regierungsforsten, sowie den Betrieb von Sägemühlen in denselben zu verbieten. — Ferner bezweckt das Waldanlagegesetz vom 14. Juni 1878 dem durch die ungeheuren Waldverwüstungen in den Ver. Staaten außerordentlich schwindenden Waldbestande in der Zukunft wertvollen Ersatz zu beschaffen. — Das Gesetz eröffnet außerdem einen neuen Weg, um in den Besitz öffentlicher Ländereien zu gelangen. Das Gesetz gewährt nämlich jedem 160 acres Prärieland, der hiervon nach Ablauf von 8 Jahren 10 acres mit Bäumen in folgender Weise bepflanzt hat. Während des ersten Jahres müssen auf je 160 acres 5 acres gepflanzt werden. Im zweiten Jahre müssen diese 5 acres mit Bäumen bepflanzt und weitere 5 acres umgebrochen werden. Erst im vierten Jahre brauchen sämtliche 10 acres bepflanzt zu sein, und zwar mit 2700 Baumstämmchen per acre. Die Kultur der Bäume soll sich, dem Gesetze nach, über den Zeitraum von 8 Jahren erstrecken. Wer nach Ablauf dieser 8 Jahre auf 10 acres einen Bestand von mindestens 675 lebensfähigen Bäumen per acre nachweisen kann, erhält die Schenkungsurkunde über 160 acres Land. Besondere Baumarten werden nicht vorgeschrieben. Das Landamt in Washing-

ton hat entschieden, daß irgend eine Sorte Bäume, welche in der betreffenden Gegend als wertvoll gilt, gezogen werden könne. Das Gesetz schreibt die Niederlassung auf dem betreffenden Land, welches man sich durch Baumzucht aneignen will, nicht vor.

Wallstreet [wā̆'l-ßtʀīt] ist das Stadtviertel der hohen Finanz in New-York. Hier ist die Ähnlichkeit mit der Londoner City unverkennbar. Die Gebäude, welche Banken sind, die Menge auf der Straße, welche Börsenmänner sind, die Luft, welche man atmet, alles riecht nach Millionen. Doch ist die Analogie nicht vollständig. Unter tausenden nur ein Anzeichen: die Bankiers haben nie Bargeld im Hause. Ihre Fonds sind in einer öffentlichen Bank deponiert, von wo sie mit Hilfe des Telegraphen und eines Kommis ihren Bedarf beziehen. Eine höchst verständige, aber zugleich für die New-Yorker Zustände bezeichnende Einrichtung. Die öffentlichen Banken sind kleine Festungen. Einbruch und gewaltsamer Raub sind da kaum möglich.

Warenverkaufshäuser in New-York. Mannigfaltiges Interesse erregen jene Kolosse des Kleinverkaufs, deren Ladengestelle und Vorräte zuweilen sich durch fünf bis sieben Stockwerke hindurch erstrecken. Ganze Häuserinseln sind zuweilen von einem einzigen solcher Ungeheuer aufgezehrt worden. Drei Fronten schauen, aus Eisen gebaut, mit korinthischen Säulen und Rundbogenfenstern nach ebenso vielen Himmelsrichtungen aus, das ganze Innere des Kastens ist ein einziger Verkaufsraum mit einer großen Rotunde mit Oberlicht in der Mitte, in die sämtliche obere Stockwerke im Gevierte ausladen. Zum Verkaufe liegt alles aus, was unter dem Namen „dry-goods" [dʀai'-güdſ] verstanden wird: Schnittwaren, Konfektion, Galanteriewaren, Teppiche; dazu Majoliken, Bronzen und ähnliche Zier feinerer Haushaltungen. Die Organisation ist gleich der einer Staatsverwaltung; eine Beamtenhierarchie von mehr als 1000 Mann, vom manager [mä'n-ᵉdɢ-ᵊʳ] bis zum kleinen, in rote Uniform gekleideten Mädchen, das die erstandene Ware mit dem Gelde zur Kasse und von dort wieder zum Einkäufer zurückbringt, ist vom obersten Stock bis zum zweiten

unterirdischen Geschosse beschäftigt von morgens 8 bis abends 6, während ein Dutzend Einkäufer in Europa und Asien umherreisen. Alle eingehende Ware macht den Kreislauf durch von der Empfangskammer unter der Erde, wo alles aufs genaueste gemessen, gewogen und eingetragen wird, zur Vorratskammer im obersten Geschoß und von dort hinunter zu den Ausstellungsräumen und zur Packkammer, die einem großen Postbureau gleicht. Alles ist gebucht und überwacht; kein Angestellter verläßt das Lokal ohne einen Paß. Ein solches Lokal besitzt bis zu 120 Knöpfe für elektrische Klingeln und ebenso viele Sprachrohre. Von dem Umsatze, der in diesen Riesenhallen sich vollzieht, ist es schwer, sich eine Vorstellung zu machen. Von den bekannten Pariser Monstreläden unterscheiden die New-Yorker sich durch die geringere Mannigfaltigkeit der Waren.

Wäscherlöhne sind in Nordamerika nicht überall gleich, in der Regel aber werden 20 Pfennige für ein kleines und 40 Pfennige für ein großes Stück berechnet. Trotz dieser hohen Preise wird schonungslos mit der Wäsche umgegangen. Es ist daher reine Verschwendung, wenn ein Reisender sich mit teueren, feinen Hemden, Taschentüchern u. s. w. ausrüstet. Er verliert nicht an Ansehen und niemand tadelt ihn, wenn er gewöhnliche, billige Wäsche trägt. Strümpfe und Taschentücher kann man in Amerika für denselben Preis kaufen, als der Wäscherlohn für diese Artikel beträgt. Daher werden sie nicht allein von Reisenden, sondern auch von Festwohnern häufig, wenn beschmutzt, fortgeworfen.

Wehrpflicht. Jeder amerikanische Bürger ist vom 18. bis zum 45. Lebensjahre kriegspflichtig, d. h. er kann im Falle der Not zur Fahne berufen und somit gezwungen werden, Kriegsdienste zu thun. Tritt dieser Fall ein, so werden die Milizen im Wege des Aufgebots durch Freiwillige verstärkt, an welchen bei einem Aufrufe nie Mangel ist. Erst in dem Falle, wenn Not an Mann geht, schreitet man zur gesetzlich zulässigen Konskription. — Aber auch hierbei ist Leuten, die aus irgend welchem Grunde sich nicht dazu verstehen wollen, das

Gewehr in die Hand zu nehmen, Gelegenheit geboten, sich durch ein Hinterthürchen nach rückwärts zu konzentrieren. Es ist erlaubt, einen Mann für sich zu stellen, den man sich aber selbst „kaufen" muß. Um diese Privatabmachung kümmert sich der Staat nicht, er sieht nur darauf, daß der Ersatzmann kriegs- und waffentüchtig ist. — Siehe den Art. **Miliz.**

Weihnachten. Wenn die Tannen- und Fichtenwälder von Maine und Connecticut sich gen New-York in Bewegung gesetzt haben, wenn die Katskills ihren wilden Lorbeer, ihre Mistel, ihren Schwarzdorn und ihre Moose auf die Squares und Avenues von New-York senden, dann liegen Handel und Wandel vollständig im Banne der Weihnachtsidee, und wehe jenen Geschäftszweigen, auf welche sich kein Tannenreis pfropfen läßt! Der Kleinhandel klagt, daß sich das Weihnachtsgeschäft immer mehr dem Großhandel zuwende. Die Krämchen-Gemütlichkeit mit ihren Öllämpchen gerät angesichts der elektrisch erleuchteten Handelspaläste in Verfall. — Mannigfaltig sind am Festabend die freudig bewegten Gruppen, die sich von hunderttausend New-Yorker Herden um das leuchtende Symbol ewiger Wiedergeburt sammeln. Auch der Armee und Verwaisten wird am Weihnachtsabend gedacht. Zu Hunderten, zu Tausenden führt man sie vor eine Riesentanne, unter welcher Wohlthätigkeit Gaben aller Art ausgebreitet.

Wein. Der Weinbau, im Osten vorwiegend aus einheimischen Trauben, in Kalifornien aus solchen, die entweder ganz oder größtenteils europäischen Ursprungs sind, liefert durchschnittlich reiche und recht genießbare Früchte. Der Weinbau wird in fast allen Staaten betrieben, aber Kalifornien ist als der erste Weinbaustaat Amerika's zu betrachten. 1880 betrug das dem Weinbau gewidmete Land in Kalifornien bereits 32 368 acres, sein Ertrag 13½ Millionen Gallonen im Werte von 4 000 000 $. Man baut gegen 200 Sorten, am häufigsten Riesling, Tokayer, Muskateller, Katawba u. s. w. — In bezug auf das Weintrinken ist bereits im Artikel „Hotelleben" einiges mitgeteilt; Zöller erzählt in seinem Buche „Rund um die Erde" mit Be-

ziehung hierauf folgendes: „Eine Reihe von Tagen hindurch habe ich mit amerikanischen Offizieren und fast ausschließlich mit ihnen zu Tische gesessen, aber niemals bemerkte ich, daß einer von ihnen Wein oder Bier oder überhaupt etwas anderes als Eiswasser zum Essen getrunken hätte. Daß Leute, die etwas auf sich halten, in der Öffentlichkeit keine geistigen Getränke genießen, ist altamerikanischer Stil, wie er sich freilich in den von Europäern besuchten Gesellschaften gar vielfach abgeschliffen hat. Aber noch andere Proben jener eigentümlichen Geistesrichtung sollte ich zu Gesicht bekommen. Zu einer ganzen Anzahl Deutscher waren wir eines Abends, ermüdet von einem Ausfluge, heimgekehrt und hätten gern auf der offenen Veranda des Gasthofes ein Glas Bier oder Wein genossen. Das aber, wurde uns bedeutet würde unerhört sein. So begaben wir uns denn in den geschlossenen Speisesaal, wo seitens der aufwartenden Neger keine weiteren Umstände mehr gemacht wurden. Als aber auch die Damen unserer Gesellschaft zum Abendessen Wein tranken, da erhoben sich wie auf Kommando die anwesenden Amerikanerinnen, um das Zimmer zu verlassen. Dergleichen kommt freilich in New-York und überhaupt in den größeren Seestädten nicht vor; daß man sich aber gerade in den besseren Kreisen eines so wesentlichen Beförderers des Wohlseins, wie es der Wein ist, beraubt, das dürfte denn doch beklagenswert genug sein, um so beklagenswerter für den, der die Unverdaulichkeit der amerikanischen Küche aus eigener Erfahrung kennt."

Wetterbeobachtung. In keinem Lande ist das System regelmäßiger Wetterbeobachtungen so sehr zum Gemeingut des Publikums geworden, wie in den Ver. Staaten. Aus einem im Sezessionskriege zur Übermittelung von Nachrichten gebildeten Signalkorps ging ein meteorologischer Stab hervor, dessen Organisation als Wetterbehörde seitdem eine feste Gestalt angenommen hat. Das Institut, welches in der Bundeshauptstadt Washington seinen Sitz hat, untersteht dem Kriegsdepartement; der alte Name „signal office" [ßi̯'g-n'l o'f-fiß] ist beibehalten worden. Die weite und im Osten

der Felsengebirge durch keine bedeutende Scheide unterbrochene Fläche des Landes erleichterte die Anlegung eines zweckentsprechenden Netzes von Beobachtungs-Stationen; Verträge, welche die Regierung mit den Telegraphengesellschaften abgeschlossen hat, ermöglichen einen direkten Drahtverkehr zwischen einer jeden Station und der Centralstelle. Dreimal täglich (morgens, nachmittags und kurz vor Mitternacht) empfängt diese die gleichzeitige Meldung der 145 Beobachter im eigenen Lande und in den benachbarten britischen Kolonieen. Die eingehenden Nachrichten, welche alle atmosphärischen Vorgänge umfassen, teilt das signal office sofort an die in den Hauptstädten des Landes befindlichen Zweigstellen mit; das Netz der Verbindungen ist so eingerichtet, daß die auf dem Wege der Telegramme belegenen Zweigstellen (z. B. Chicago für den Nordwesten, New-York für den Norden) die betreffenden Daten schon bei ihrem Durchgange nach Washington ablesen. — Nach Eingang der Meldungen wird sofort zur Herstellung der Wetterkarte geschritten. Diese wird von drei Platten gedruckt; die erste, von welcher die nötigen Abzüge in mattgrünem Ton stets vorrätig sind, gibt die Umrisse des ganzen Gebietes, die Seeen, Flüsse und größeren Städte. Die zweite ist eine Kupferplatte, auf welcher an der Stelle einer jeden Beobachtungsstation sich ein rechteckiges Loch befindet; sofort bei Eingang der Meldungen wird dieses Loch mit verschiedenen Stempeln geschlossen, welche den Luftdruck und die Temperatur durch Ziffern, die Richtung des Windes durch Pfeile, die Bedeckung des Himmels und die Niederschläge durch konventionelle Zeichen angeben. Während dies vor sich geht, ist bereits der Lauf der momentanen Isobaren und Isothermen ermittelt, und aus deren Veränderungen seit der letzten Beobachtung im Verein mit den sonstigen atmosphärischen Vorgängen die Wetteraussicht für die nächsten 24 Stunden berechnet worden. Eine kurzgefaßte Darstellung der stattgehabten Vorgänge und des erwarteten Wetters, die sogenannten probabilities [prŏ'b-ä-bi''l-ĕ-tĕs], nach denen der Vorstand des signal office im Volksmunde den geläufigen Spitznamen old probabilities oder, nach Yankeeart abgekürzt „old

prob" führt, werden in einen dafür bestimmten Raum der zweiten Platte eingeschaltet und diese dann in rot auf die Landkarte abgedruckt. Nachdem noch mittels der dritten Platte durch Steindruck die Isobaren in violett aufgetragen sind, ist die Wetterkarte fertig. Die Morgenausgabe derselben wird nicht allein in Washington, sondern in mehreren der größeren Zweigstellen (New-York, Boston, Chicago, St. Louis und anderen) gleichzeitig hergestellt und ist schon im Laufe des Vormittags in den bedeutenderen Gasthöfen und an vielen anderen Orten ausgehängt. Die „probabilities" werden zugleich durch die Telegraphen-Agenturen der Zeitungen nach allen Seiten hin mitgeteilt und in jedem kleinsten Blatte kann man des Morgens früh lesen, was für Wetter am Tage zu erwarten steht. Zur besseren Übersicht ist das gesamte Gebiet östlich der Prärie in acht Wetterbezirke geteilt: die Neuengland-Staaten, die Mittelstaaten, die südatlantischen Staaten, die Golfstaaten, das Ohiothal, das Mississippithal, die obere Seeregion und die untere Seeregion. Die Prophezeiungen enthalten Richtung und Stärke des Windes, Zu- oder Abnahme der Temperatur und des Luftdruckes, erwarteten Regen und Schnee, sowie die Veränderungen im Wasserstande der schiffbaren Flüsse. Die Genauigkeit der Berechnungen steigt mit jedem Jahre, da Vergleiche zwischen den vorhergesagten und den wirklich eingetroffenen Erscheinungen die allmähliche Beseitigung der verschiedenen Fehlerquellen ermöglichen. — Während durch die Wetterkarten und die probabilities vorzüglich das zeitunglesende Publikum der Städte begünstigt wird, dienen zwei andere Maßnahmen des signal office dem Landbau und der Schiffahrt. Es sind dies das „farmers bulletin" [fā'-mᵊʳſ bŭ'l-lᵉ-tĭn] und die Sturmsignale. Ersteres ist eine kurzgefaßte Zusammenstellung der probabilities, welche aus dem Mitternachtsrapport berechnet, gleichzeitig in Washington und an allen Zweigstellen gedruckt und mit den Morgenzügen an alle diejenigen Postanstalten befördert wird, welche es vor Mittag erreichen kann. Die Zahl dieser Postämter, in welcher das bulletin offen für das Publikum ausgehängt wird, beträgt mehr als siebentausend. Der Nutzen der Einrich-

tung wird vorzüglich in der Zeit der Ernte und der Bestellung hoch angeschlagen. — Die Sturmsignale sind den in England schon seit längeren Jahren und jetzt auch in Deutschland üblichen analog; sie erstrecken sich nicht allein auf die Meeresküste, sondern auch auf das große System der nördlichen Binnenseeen, auf welchen die Stürme wegen der steten Nähe des Landes der Schifffahrt besonders gefährlich sind. — Die Unkosten des signal office und seiner Veröffentlichungen betragen wenig unter einer halben Million Dollars jährlich; doch unterliegt es keinem Zweifel, daß ihr wissenschaftlicher Wert diese Summe nicht allein aufwiegt, sondern vielfach übersteigt. Neben der rein materiellen Richtung dient das Institut seinem wissenschaftlichen Zwecke durch die monatlich erscheinenden Zusammenstellungen seiner Beobachtungen, der berechneten und der wirklich eingetroffenen Erscheinungen.

Wiederkehr des Hochzeitstages. Bei der Feier desselben wird in vielen Gegenden Amerika's die Sitte beachtet, daß — macht man Geschenke — dieses aus einem bestimmten Stoffe besteht, je nach der Zahl des Jahrestages. Man schenkt: beim 2. Jahrestage Gegenstände aus Papier, beim 5. aus Holz, beim 10. aus Zinn, beim 15. aus Kristall, beim 20. aus Porzellan. — Silber ist üblich beim 25. Jahrestage, Baumwolle beim 30., Leinen beim 35., Wolle beim 40., Seide beim 45. — Der Rest ähnlich wie in Deutschland; nämlich Gold beim 50., Eisen beim 60, Diamant beim 75. Jahrestage. Sonach die Benennungen: Porzellan-Hochzeit für den 20. Jahrestag, baumwollene Hochzeit für den 30. u. s. w.

Wohnhäuser. Wenn auch in den großen und kleinen Städten die Wohnungen der Reichen und Wohlhabenden in Granit und Marmor glänzen und Façaden von Sandstein und Gußeisen zeigen, und in dem Innern vieler großen Städte nicht andere als mindestens von Backsteinwänden eingeschlossene Häuser gebaut werden dürfen, so ist doch die verbreitetste Form des amerikanischen Wohnhauses noch immer das Holzhaus. Die Wände werden von innen und außen mit einfacher oder doppelter Bretter-

verkleidung versehen und bleiben dazwischen, namentlich im Süden, meist hohl. Gewölbte Keller findet man weniger im Bereiche der Union, wenn nicht im hohen Norden. Das Kellergeschoß, mit Holzbalken gedeckt, dient als Küche, Bade- und Vorratsraum u. dgl. m. Diese Einrichtung und das Vorwiegen des Holzbaues überhaupt hängt neben anderen Gründen wohl auch wesentlich mit dem Klima zusammen, mit der austrocknenden Luft, welche alle auf das Erdreich fallende Feuchtigkeit alsbald aufsaugt. — Die Backsteinhäuser, welche namentlich in den Vorstädten in sehr schöner und reicher Ausführung, vorzugsweise jetzt im Königin Anna-Stil erbaut werden, sind mit meist vortrefflich geformten und gebrannten Ziegeln und Terrakotten verblendet. Anstrich und immer wiederholter Anstrich ist eine der hauptsächlichsten Liebhabereien der Hausbesitzer in Nordamerika. Über die Notwendigkeit der Erhaltung des Holzwerkes hinaus sichern sie damit ihren kleinen Städten und Dörfern, Farmhäusern u. s. w. eine immer freundliche und saubere Erscheinung. Für bessere Holzhäuser ist z. B. olivengrün als Grundton und rot für Fenster, Ornamente und Dächer sehr beliebt.

Y.

Yankee [jä'nᵍ-kᵉ], der Amerikaner der Neuengland-Staaten. Um den Yankee richtig zu beurteilen, muß man sich vergegenwärtigen, daß das rastlose Schaffen einen eigentümlich realistisch nüchternen Menschenschlag erziehen mußte, daß die Eigentümlichkeiten des amerikanischen Lebens unmöglich ohne fühlbare Einwirkung auf den Charakter, selbst auf die Erscheinung des Amerikaners bleiben konnten, daß der Amerikaner ein Produkt der Verhältnisse ist. Inneres und äußeres Wesen des Yankee erscheinen aber dem Deutschen so fremd, so feindselig und unerträglich, daß eine gegenseitige Annäherung nur aus Not und unter dem Drange materieller Interessen vor sich geht. Alles, was dem guten Deutschen als sein besseres Teil eigen: das Gemütvolle, die Gabe und das Verständnis für Musik und Gesang, die harmlose Geselligkeit, das Offene und Bescheidene, das Interesse an

allem, wenn es auch nicht im Kreise des Geldgewinnes liegt, die gründliche Bildung, fehlen dem Yankee. Dafür sind Rücksichtslosigkeit und Gewinnsucht, Verschlossenheit, Mangel an gründlichem Wissen und Kunstsinn, Unfähigkeit in bezug auf Musik und Gesang, Arroganz, und besonders ein widerlicher pharisäischer Hochmut, hervorragende Eigenschaften eines Yankee. Er nur, der Yankee, ist ein wahrer Christ, „vom königlichen Blute Israels", jeder Mann aus einem andern Volke, und wäre es selbst der ehrwürdigste einer großen Nation, ist gegen ihn nur ein armer Schächer; ein hymnenquäkender Yankeebursche, der den fanatischen Temperänzler und Schnapsspion spielt, sich zum sogenannten Lehrer in der Sonntagsschule aufgeschwungen hat, und dort unter den Weibern und Mädchen mit Erfolg herumschleicht, hält sich stets für einen zweiten und besseren Luther. — Der sich selbst wegwerfenden deutschen Charakterlosigkeit, welche dem Yankee mit der Behauptung einer nationalen Verwandtschaft schmeichelt, versetzt er den gebührenden Fußtritt. Der Dutzend-Yankee weiß von der angeblichen nationalen Verwandtschaft zu den Deutschen überhaupt nichts, und es fällt ihm auch gar nicht ein, den „Dutchman" [dö'tsch-män] für ein blutsverwandtes ebenbürtiges Subjekt anzuerkennen; der Deutsche gehört vielmehr zu einer inferioren Rasse, wofür ja auch der beste Beweis in der Beflissenheit vorhanden, mit welcher er sich an den Yankee, der sich selbst am besten kennt, heranschlängelt und ihm seine eigenen Landsleute zum Aussaugen, durch bewußte Verführung oder leichtsinnige Schönfärberei überliefert. Wohl aber läßt sich der Yankee diese Schwärmerei für ihn und sein glorreiches Land gern gefallen, und er weiß in mancherlei Tonarten verschmitzt darauf einzugehen, wenn es gilt, daraus Kapital für die Auswanderung aus Deutschland nach Amerika zu schlagen, und seine Handels- und Geschäftsinteressen zum Nachteil Deutschlands durchzudrücken. — Der Yankee hält sich, und mit historischem Recht, für berufen, die von ihm gegründete Republik zu beherrschen. Er betrachtet die Einwanderer anderer Herkunft nur als Material und Werkzeug zum Aufbau seines Landes und als Gegenstände seiner Ausbeutung. Je weniger die Menschen, welche sein Land

aufsuchen, die Sprache, die Institutionen, die Existenzbedingungen daselbst verstehen, desto vorteilhafter ist ihre Einwanderung für den herrschenden Yankee, dem sie auf Gnade und Ungnade hingegeben sind, desto weniger werden sie zugleich auch als Ebenbürtige geschätzt und desto ungescheuter zeigt sich die Ungerechtigkeit des Amerikaners in Beachtung ihres nationalen Wesens und ihrer Menschenrechte.

Yankee-Doodle [jä'n-kĭ-dudl], Nationallied der Amerikaner. Yankee, der Spottname der Amerikaner, bedeutete ursprünglich nichts weiter als: Engländer; doodle: Bummler, doch ist im Liede nur der fröhliche, aber tüchtige Amerikaner echten Schlages damit gemeint. — Was den Ursprung der Melodie des Volksliedes Yankee-Doodle betrifft, so leitet man denselben am wahrscheinlichsten von einem Militärmarsche her, den die hessischen Feldtruppen während des Freiheitskrieges zu spielen pflegten.

Yellow Jack [jé'l-lō dschäk]. New-Orleans, Mobile, Charleston, Savannah, Louisville und Memphis, all diese Großstädte des amerikanischen Südens werden in manchen Jahren von zwei Gästen besucht, die ihnen allen gemeinsam sind: zwei Gäste grundverschiedener Natur. Der eine Gast kommt im Sommer, der andere im Winter. Der erste in schrecklicher Gestalt, heimtückisch, mörderisch, die gelbe Totenmaske vor dem Gesicht — der zweite als König der Freude und Lust. Der erste kommt gegen den Willen der Bewohner. Sie scheuen und fürchten und verdammen ihn. Der zweite wird von den Bewohnern mit Freuden erwartet und gesucht. Die beiden Gäste repräsentieren: das gelbe Fieber — und den Karneval. Krankheit und Freude — Tod und Leben. Es ist eigentümlich, daß der Karneval in Amerika bis jetzt ausschließlich nur in jenen Städten seinen Einzug hält, welche alljährlich oder auch nur in gewissen Zeitperioden vom gelben Fieber heimgesucht werden. Es kann wohl keinen größeren Kontrast geben als diesen. — In den Städten des Mississippithales tritt das gelbe Fieber mit der heißen Jahreszeit fast jeden Sommer ein, nur ist es nicht immer epidemisch. Die Geschichte dieser Städte ist

mit dem gelben Fieber leider innig verwoben. — Furchtbares Übel! Heimtückisch rafft es in wenigen Stunden die blühendste Jugend hinweg! Ein leichtes Unwohlsein, eine Stunde darauf Fieber, dann das gräßlichste Delirium, dann der — gelbe Tod. An den Straßenecken, in den Squares, in den Häusern findet man Kranke, die plötzlich von dem Übel ergriffen wurden, oder gar Leichen, krankhaft verzerrt und starr. Nahrungsmittel fehlen, Fleisch verdirbt in der verpesteten, übelriechenden Atmosphäre in wenigen Stunden und wird schwarz. Entsetzlich ist das Geheul, das aus manchen Häusern dringt. Es währt nicht lange, gar bald ist es still. Edle opferwillige Männer kommen mit den Särgen und nageln sie zu und fort geht's auf das Leichenfeld! In der Nacht ist alles ruhig. Nur die vermummten Ärzte und die Leichenwagen eilen durch die Straßen, und aus der Ferne ertönt mitunter das Geräusch der Eisenbahnzüge, die in Windeseile und wie von Furien gejagt, an den verpesteten Städten vorüberfliegen, ohne anzuhalten. — Die Reichen flüchten sich nach dem Norden, nach St. Louis oder Cincinnati oder in irgend eine andere sichere Stadt, sobald auch nur das Fieber ausgebrochen. Die ärmeren Bürger errichten sich außerhalb der Stadt auf den Anhöhen in ziemlicher Entfernung Zeltlager, wohin sie mit ihren Familien ziehen. — Die Armen und Neger bleiben zurück, die letzteren wohl teils wegen ihrer Armut, teils weil sie vom Fieber verhältnismäßig weniger heimgesucht werden als die Weißen. — Aber es gibt in jenen Städten viele edle Menschen, Männer und Frauen, die den Tod nicht fürchten, die zurückbleiben und mit wahrhaft heldenmütiger Aufopferung die Kranken und Sterbenden pflegen, die ihnen Arzneien bringen, bei ihnen Tag und Nacht warten — sie begraben. Unermüdlich sind sie thätig, bringen bald Nahrungsmittel, halten Ordnung in den verlassenen Städten. Amerika, das man oft als das Land des Schwindels und des kalten Erwerbes bezeichnet, besitzt auch wieder Institutionen, die auf der Welt nicht ihresgleichen haben; und Menschen, die an Edelmut und Nächstenliebe die Beispiele der Alten in den Schatten stellen. Da ist zunächst die Howard Association hervorzuheben, ein Verein zur Pflege und Unterstützung der

Kranken, der über die meisten Städte des Südens verzweigt ist, und dessen Ärzte, Wärter und Agenten sich mit den edlen Bürgern der Städte zu jenem hochherzigen, edlen Berufe vereinigen. Ohne diese Hilfe der Howard Association wären die Zustände in den Mississippistädten zur Zeit des gelben Fiebers noch unsagbar grauenhafter und entsetzlicher, als sie es so schon sind. — Es ist erwiesen, daß das gelbe Fieber, als sporadische Krankheit, nicht von auswärts nach den Mississippistädten eingeschleppt wird, sondern daß es in den Städten selbst entsteht, und daß es nur gewisser atmosphärischer Bedingungen bedarf, um als Epidemie aufzutreten. In den letzten Jahren sind verschiedene Maßnahmen in den Städten getroffen, um einer Wiederkehr der Epidemie vorzubeugen.

Yellowstone-Park [je'l-lō-ßtōn] liegt im nordwestlichen Winkel von Wyoming und ist durch Beschluß des Ver. Staaten-Kongresses auf ewige Zeiten als öffentlicher Park reserviert. Auf diesem ca. 80 geographische Quadratmeilen umfassenden Areal, dessen durchschnittliche Erhebung über den Meeresspiegel 6—7000 Fuß beträgt, während die Bergketten, die es durchziehen, mit ewigem Schnee bedeckt sind, hat die Natur ihre seltensten Gebilde, ihre erhabensten Werke und zugleich ihre lieblichsten Schöpfungen vereinigt. Tiefblaue Seeen mit smaragdgrünen Inseln, heiße Quellen, welche zischend und brodelnd über terrassenförmig aufgebaute Felsen herabstürzen, schäumende Wasserfälle, schwindelnde Schluchten, gigantische Geyser, wie sie weder Island noch Tibet aufweisen, dampfende Solfataren — all dies findet sich hier in verhältnismäßig engem Umkreis hingezaubert und in den wunderbarsten Farben prangend.

Yosemite-Thal. Unter den zahlreichen Thälern der Sierra Nevada gebührt dem Yosemite-Thal unstreitig die Palme, und wenn dem romantischen Bilde auch die Schneegipfel und Gletscher fehlen und keine rebenumkränzten Gelände mit lieblichen Landhäusern und Dörfern sich in den tiefblauen Fluten spiegeln, so nimmt trotzdem die wunderbar erhabene Natur die Sinne gefangen. Nur eins fehlt diesem prächtigen Thale: die Färbung; die

Bäume sind matt, die grauen Felsen ohne Glanz; aber die Natur hat die Wunder vermehrt, um diesen Mangel eines ihrer schönsten Werke wieder gut zu machen, denn die beiden, Merced berührenden Wege halten den Vergleich mit den prächtigsten Aussichtspunkten und den schönsten Straßen in den Alpen aus. Der Spiegelsee strahlt seine Ufer so deutlich wieder, daß die Photographieen des oberen und des unteren Bildes sich gleich sehen müssen. Überall stürzen Wasserfälle herab; der von Yosemite fällt aus einer Höhe von 1000 m, der von Vernall ist der großartigste, den man sich denken kann; kein Künstler würde für ihn einen wundervolleren Rahmen als den natürlichen zu erfinnen vermögen. Der Nevadafall ist ebenso mächtig, wie der bridal-veil-Fall voll Anmut (bridal-veil [bʀāi'd-ᵊl-wēl] = Brautschleier): er verdient diesen poetischen Namen; durchsichtig und duftig, wie ein Gewebe, weht ihn der Wind auseinander, bewegt ihn hin und her und treibt mit ihm sein Spiel, als wäre es leichte Gaze. Das Yosemite-Thal ist für die Wanderlustigen Amerika's das, was die Schweiz für das große Touristenheer in Europa geworden; ja sogar bis über die Meere ist der Ruhm dieses Wunderthales gedrungen, und aus den entlegensten Ländern, namentlich aus England, pilgern jährlich bereits viele Hunderte dorthin, ohne die enormen Kosten einer Reise um den halben Erdball nebst einer mit großen Anstrengungen verknüpften zehntägigen Gebirgstour zu scheuen. Gewissermaßen im Vorhofe des Yosemite-Thales liegt der Mariposahain mit seinen Riesenbäumen — Sequoia gigantea — deren ehrwürdiges Alter zum Teil weit über Christi Geburt zurückreicht; sie haben einen Umfang, die kleineren von 28—50 Fuß, die dickeren von 60 bis 100 Fuß und darüber; ihre faserige Rinde ist 12 bis 18 Zoll stark; Dutzende sind 250 Fuß und darüber, einzelne, z. B. „die drei Grazien", sind etwa 527 Fuß hoch. Diese Riesenbäume bilden keine abgesonderte Baumgruppe, sie stehen — ca. 600 an der Zahl — im Urwalde zerstreut. Die größeren Sequoias tragen Namen, die meistens in Goldbuchstaben auf Marmortafeln an dem Stamm paradieren. — Das Yosemite-Thal selbst ist sieben Meilen lang und eine halbe bis eine Meile breit,

es enthält wunderbar schöne Felspartieen, Wasserfälle, Katarakte; auch die Umgebung des Thales bis weit hinaus in die Berge und Schluchten der sagenhaften, romantischen Sierra Nevada bietet ein reiches Feld von seltenen Genüssen.

3.

Zeitmeldung. Die elektrische Zeitmeldung in New-York erstreckt sich:

1) auf die tägliche Angabe der genauen New-Yorker Mittagszeit mittels Zeitballs von dem Dienstgebäude der Western-Union-Telegraph-Company und
2) auf die Übermittelung der Stundenzeit nach den Büreaus und Magazinen der betreffenden Abonnenten.

Der Zeitball besteht im wesentlichen aus einer schwarz angestrichenen Hohlkugel, welche, auf einer Höhe von 28 Fuß engl. über dem bezeichneten Gebäude angebracht, bei hellem Wetter in einem Umkreise von mehreren Meilen sichtbar ist. Die Kugel ist aus einer Anzahl Metallscheiben derart zusammengesetzt, daß dieselbe beim Herabfallen gegen Wind und Luft einen möglichst geringen Widerstand bietet. — Der elektrische Stromimpuls, welcher das Fallen des Zeitballs bewirkt, wird von der Sternwarte in Washington aus gegeben, mit welcher die Western-Union-Telegraph-Company durch eine Telegraphenleitung verbunden ist. — Die Übermittelung der Stundenzeit in die Wohnungen, Werkstätten, Geschäftsräume u. s. w. der betreffenden Abonnenten in New-York und Umgebung, welche durch Telegraphenleitungen mit dem Hauptgebäude der Western-Union-Telegraph-Company verbunden sind, erfolgt mit Hilfe eines daselbst aufgestellten elektrischen Riesenuhrwerks. Das Pendel dieser Uhr macht jede Sekunde eine Schwingung; es ist 39,1 engl. Zoll lang und trägt an seinem unteren Ende eine mit Quecksilber gefüllte Metallkugel, deren Gewicht 30 Pfund engl. (= 13,5 kg) ausmacht. Die Uhr wird täglich verglichen mit der Uhr des Observatoriums in Washington und mit derjenigen

anderer Sternwarten. Die Übermittelung der Zeit in die Wohnungen erfolgt mittels einer sinnreichen, dabei ziemlich einfachen Vorrichtung. Der in den Wohnungen &c. aufgestellte Apparat entspricht in seiner Einrichtung im allgemeinen einem gewöhnlichen Fernsprechwecker. Die fortlaufenden Sekundenschläge der Pendeluhr geben sich durch ein hörbares Anschlagen des Ankers, ohne daß die Glocke ertönt, zu erkennen; die vollen Stunden werden durch ebenso viele Glockenschläge, die Viertelstunden außerdem durch ein, zwei bzw. drei Schläge des Klöppels an die Glocke zu Gehör gebracht. Ein Kontrollapparat auf der Centralstation ermöglicht die Gleichzeitigkeit des Anschlagens aller bei den Abonnenten aufgestellten Glockenapparate zu prüfen. Dieser Zeitmeldungsdienst findet ohne Unterbrechung Tag und Nacht, an Sonn- und Feiertagen statt und ruht nur in den wenigen Stunden, welche alljährlich für die Reinigung des Uhrwerks erforderlich sind.

Zeitungen. Den deutschen Auswanderern sagt man nach, daß, wenn ihrer drei an einer öden Insel ankommen, sie sofort drei Vereine stiften, einen zur „Gemütlichkeit", eine „Eintracht" und einen „Gesangverein". Vom Amerikaner lautet die Sage anders: wenn ihrer zwei sich im Urwalde niederlassen, so gründet der eine eine Zeitung und der andere liest sie. Soviel ist sicher: wenn dem Amerikaner seine Zeitung eine Minute über die gewohnte Zeit ausbleibt, so hat er Fieberfrost und fühlt sich unsicher und gefährdet, denn seine Geschäfte gehen über zwei Ozeane und sind von weitentfernten Konjunkturen abhängig, darum ist das news-paper [njū″s-pē′-pör] ihm kein Luxus oder Zeitvertreib, sondern ein Lebensbedürfnis, und danach richtet sich die Zeitung in Zuschnitt und Inhalt. — Das, was die amerikanische Zeitung sein will, drückt sie ganz genau in ihrem Namen aus: ein news-paper, ein Neuigkeitsblatt. Diesem Generaltitel wird sie nie untreu, unter welchem Namen sie auch erscheinen mag. Der politische Artikel, das Besprechen der Neuigkeit kommt erst in zweiter Reihe. — Das erste Erfordernis ist die Neuigkeit selbst in möglichster Breite und Tiefe. Das amerikanische

Lesepublikum ist von der in ewigem Wettrennen befindlichen Presse verwöhnt — in Amerika gibt es weit mehr Zeitungsleser als in irgend einem andern Lande der Welt — und zwingt die Presse nun selbst, auf dem einmal betretenen Pfade vorwärts zu gehen. Ob es sich um welterschütternde Ereignisse oder um die unbedeutendsten, ja vielleicht verwerflichsten Dinge handelt, gilt ganz gleich — der Bericht darüber wird erwartet. Es gibt nichts unter der Sonne, soweit es im Bereiche menschlicher Erforschung liegt, das sich der öffentlichen Besprechung entziehen könnte. Mit derselben Treue werden eine Reise des Präsidenten und ein Picknick der Schusterjungen besprochen. Die Zeitung muß an jedem Morgen ein getreuer Spiegel der Vergnügungen und Ereignisse des vorhergehenden Tages, sie muß ein getreues Spiegelbild der Verhältnisse sein. Wer daher, zum eigenen Vorteil, Land und Leute kennen lernen will, sollte sich möglichst bald an die Zeitungslektüre gewöhnen. Es gibt in der Stadt New-York, wie überall im Lande, eine große Anzahl guter Zeitungen und Zeitschriften in deutscher und englischer Sprache, passend für jedermanns Bildungsgrad und Geschmack. Die Zahl der in der Stadt New-York allein erscheinenden Zeitungen ist über 400, darunter viele Fachblätter und Gewerbszeitungen, sowie Organe aller nur denkbaren politischen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Theorieen und Richtungen. Ein Einwanderer mit offenen Augen und klarem Blick wird bald im stande sein, aus diesem Reichtum an Zeitungen ein Blatt sich auszuwählen, das für seinen Zweck ihm besonders passend erscheint. — Was den Fremden, der zum ersten Male den amerikanischen Boden in New-York betritt, am meisten überraschen wird, das ist das Geschrei der aller Orten die neu erschienenen Blätter ausrufenden Zeitungsjungen. Die Presse hat dort nur wenige Stunden des Tages, in denen sie, wenigstens scheinbar, ruht. Die Redaktionen der Morgenblätter setzen bei wichtigen Vorkommnissen ihre Thätigkeit häufig bis zur fünften Morgenstunde fort, um dann, mitunter ohne jede Pause, von den sogenannten Abendblättern abgelöst zu werden. Beides sind nämlich in Amerika gesonderte Kategorieen: es gibt dort keine Zeitung, welche

regelmäßig morgens und abends erscheint. Dafür aber erscheinen die Abendblätter regelmäßig viermal täglich, nämlich die erste Ausgabe um 12 Uhr, die zweite gegen 2, die dritte um 3 und die vierte um 5 Uhr nachmittags; außerdem bleibt es ihnen fast ausschließlich überlassen, wichtige Nachrichten dem Publikum in Extra-Ausgaben mitzuteilen. Zur Veranstaltung solcher „Extras" ist jeder Anlaß recht. — Die in Europa den wichtigsten Teil der Zeitung bildenden Postsachen — Korrespondenzen und Zeitungen — haben in der amerikanischen Presse nur eine untergeordnete Bedeutung, weil der Telegraph alle Nachrichten von Belang überholt. Die „New-York Associated Press" (äß-ßō-schᵉ-ē′-tᵉd prĕß, Vereinigte Presse) hat die Depeschenübermittelung an Zeitungen zu einer so ausgedehnten gemacht, daß selbst relativ interesselose Lokalnachrichten durch die ganze Union verbreitet werden. Vollständig können die Kabeldepeschen allerdings die „Post" nicht ersetzen — das wäre doch selbst für Amerika zu teuer. Aber auch hier hat die Associated Press Mittel erdacht, um die denkbar schnellste Zustellung der Postsachen an die Zeitungen zu ermöglichen, freilich nur die Postsachen, welche durch das Büreau des Instituts bezogen werden. Diese werden bereits in London den einzelnen New-Yorker Blättern zugeteilt und in Pakete gesondert, die mit den Namen der Zeitungen versehen werden. Bei der Ablieferung der Pakete kommt der Spezialdampferdienst in Anwendung. Sobald die Ankunft eines Postdampfers nach New-York signalisiert wird, fährt eine Dampfjacht dem Schiffe entgegen und nimmt die Postsachen in Empfang. — Den Sommer über veranstaltet die „New-Yorker Tribüne" Sonntags in aller Frühe abfahrende besondere Züge zu dem einzigen Zwecke, die Sonntagsausgabe des Blattes ihren in den Sommerfrischen sich aufhaltenden Lesern zur Frühstückszeit zukommen zu lassen. Diese Extrazüge müssen die Strecken mit großer Schnelligkeit und ohne Aufenthalt durcheilen, weshalb die Zeitungsballen auf den durchfahrenen Stationen von den Zugbeamten einfach abgeworfen werden, worauf ein Bediensteter des Blattes sie aufnimmt und deren Inhalt mit Hilfe von Wagen und Pferden austrägt.

Nach der erschienenen neuesten Auflage des American Newspaper Directory beträgt die Zahl deutsch-amerikanischer Blätter: in Alabama 1, Arkansas 1, California 13, Colorado 3, Connecticut 4, Delaware 2, Bezirk Columbia 2, Georgia 2, Illinois 58, Indiana 26, Iowa Kansas 6, Kentucky 4, Louisiana 2, Maryland 7, Massachusetts 6, Michigan 17, Minnesota 13, Missouri 34, Nebraska 10, New-Jersey 17, New-York 89, Ohio 65, Oregon 1, Pennsylvania 76, Rhode-Island 1, Süd-Carolina 1, Tennessee 2, Texas 14, Virginia 2, West-Virginia 2, Wiskonsin 53, Dakota 3, Montana 1, Washington-Territorium 2, kanadische Provinz Ontario 7, zusammen 578 deutsche Blätter, davon 7 in Kanada. In französischer Sprache erscheinen in den Ver. Staaten 47 und in Kanada 52 Zeitungen, in den skandinavischen Sprachen 61, in spanisch 29, holländisch 13, italienisch 6, welsch 5, tschechisch 14, portugiesisch 3, polnisch 5, finnisch 2, irisch 1, chinesisch 1, lateinisch 1, ungarisch 1; dazu kommt noch eine Zeitung, welche halb in englisch, halb in der Sprache der Cherokee-Indianer erscheint, sowie eine andere, von welcher die eine Seite in der Sprache der Choctaw-Indianer geschrieben ist.

In New-York herrscht eine wahre Überflutung von Zeitungen, die zu jeder Stunde des Tages und der Nacht erscheinen. Im Bezirk Manhattan allein, der eine Bevölkerung von 1300000 Seelen hat, gibt es 23 Tagesblätter, von denen die wichtigsten, mit ihrer ungefähren Auflage, die folgenden sind: „Herald" 190000 Exemplare; „World" 150000; „Morning Journal" 100000; „Sun" 100000; „Daily News" 160000; „Times" 150000; „Tribune" 50000; „Evening Telegram" (ein Anhang zum „Herald") 80000; „Evening Post", „Mail and Express", „Star", „Commercial Advertiser", „Illustrated Daily Graphic" mit einer täglichen Auflage von 5000—15000. In Jersey-City und Brooklyn, die eigentlich zu New-York gehören und eine Bevölkerung von 130000, resp. 600000 Seelen haben, erscheinen allein abends nicht weniger als 10 Blätter. In Newark, einer nur neun englische Meilen von New-York entfernten Stadt mit 150000 Einwohnern, gibt es vier Morgen- und drei Abendblätter.

Ähnlich ist es im ganzen Lande. Jede Stadt von 10 000 Einwohnern hat ihren „Star", „Telegraph", „Pioneer", „Advocate", „Argus" ꝛc. Städte von 2000 Einwohnern haben zwei bis drei Tagesblätter am Morgen und ebenso viele am Abend, und die größeren Städte haben eine Presse, die ebenso gut unterrichtet ist, wie die in New-York. Wohin man in den Ver. Staaten kommt, überall trifft man die besten Zeitungen, die ihre Wiege zum Teil in prächtigen Gebäuden haben, welche zu den architektonischen Denkmälern der Stadt gehören und im Innern auf das musterhafteste und zweckentsprechendste eingerichtet sind.

In Philadelphia stehen den 900 000 Einwohnern neunzehn Tagesblätter zur Verfügung, deren zwei bedeutendste der „Public Ledger" und der „Record", eine Auflage von mehr als 100 000 haben. Boston mit einer Bevölkerung von 425 000 Seelen hat elf täglich erscheinende Zeitungen, von denen zusammen etwa 275 000 Exemplare gedruckt werden. Chicago mit 600 000 Einwohnern hat siebzehn Zeitungen mit einer Gesamtauflage von etwa 200 000 Exemplaren. San Francisco mit 250 000 Einwohnern hat dreizehn Zeitungen; Saint-Louis, die Hauptstadt des Westens, hat neun Blätter, von denen zwei je 300 000 Exemplare abziehen, und jüngere Fabrikstädte wie Grand Rapids (Michigan) brauchen fünf Tagesblätter samt deren Abend- und Wochenausgaben, um dem Neuigkeitsbedürfnisse der 40 000 Einwohner Genüge zu leisten.

Nach den statistischen Aufnahmen von 1885 besitzen die fünfunddreißig Millionen, die zwischen dem Atlantischen und Stillen Ozean wohnen, zu ihrer geistigen Nahrung an periodischen Blättern 1183, die täglich, 10 082, die wöchentlich, 139, die zweimal, und 39, die dreimal wöchentlich erscheinen. Die Zahl der Monatsschriften und solcher, die in noch längeren Zeiträumen erscheinen, beläuft sich auf 2501, die mit den obigen zusammen eine Zahl von 12 944 periodischen Blättern ergeben, d. h. je eines für 4000 Einwohner. 1860 gab es nur 5253 Zeitungen, d. h. je eine für 6000 Köpfe der damaligen Bevölkerung.

Zeugnisse. Gute Zeugnisse sollte jedermann aufbewahren, aber niemals aus den Händen geben, sonst läuft man Gefahr, sie nicht wieder zu erhalten; dagegen ist es ratsam, Abschriften der Zeugnisse den Stellenbewerbungsbriefen beizufügen. Daß in Amerika auf gute Zeugnisse wenig oder gar nichts gegeben werde, ist eine ebenso irrige Ansicht, wie die, daß europäische Höflichkeit hier nicht am Platze sei (wogegen allerdings kriechende Höflichkeit hier nicht beliebt ist). Der gute Eindruck, welchen ein Stellensuchender durch sein Auftreten macht, wird durch gute Zeugnisse oder Empfehlungen noch erhöht.

Zollrevision. In den Ver. Staaten ist ein hoher Zolltarif in Kraft, und außer fast allen Handelsartikeln sind auch neue Effekten für die persönliche Ausstattung der vom Auslande kommenden Reisenden zollpflichtig. Die deutschen Dampfer-Gesellschaften, auf deren Schiffen die Überfahrt bewirkt wird, haben bestimmt, daß Waren und Kaufmannsgüter unter keinerlei Vorwand sich unter dem Passagiergepäck befinden dürfen. Diese müssen besonders verpackt und Konnossemente (Schiffsfrachtbriefe) darüber gezeichnet werden. Stellt sich bei der amtlichen Untersuchung dennoch heraus, daß dieser Bestimmung zuwider gehandelt ist, so haben die Eigentümer nicht allein Konfiskation und Defraudationsstrafe zu gewärtigen, sondern sie sind außerdem für die dem Schiffe daraus entstehende Strafe zum Betrage von 400 $ verantwortlich. — Zollfrei sind nur wirklich gebrauchte Passagier-Effekten; sämtliche neue Gegenstände unterliegen dem gewöhnlichen Eingangszoll und müssen diese vor Ankunft dem Kapitän aufgegeben werden, damit er sie im Manifeste nachfügen kann. — So sind z. B. alle Stücke einer Aussteuer, die drüben nicht schon wirklich im Gebrauch des Eigentümers waren, in Amerika zollpflichtig. Dagegen sind Hausgeräte, persönliche Effekten, Kleidungsstücke, Instrumente und Werkzeuge, welche schon im Gebrauche des Einwanderers oder Reisenden gewesen, sowie Bücher, welche für den eigenen Gebrauch bestimmt sind, wenn sie gleichzeitig mit den Einwanderern oder nicht später als 6 Monate nach deren Abreise vom Auslande hier eintreffen, zollfrei. Handelt

es sich dabei um Sachen von größerem Werte, so ist es rätlich, daß eine darauf bezügliche Beglaubigung des amerikanischen Konsuls in der betreffenden Stadt, bzw. dem Hafenorte Deutschlands beigebracht wird. — Die amerikanischen Zollbeamten kommen an Bord des Ozeandampfers, um sich bei den Passagieren nach zollpflichtigen Gegenständen zu erkundigen, nach welchen sie eine Liste anfertigen. In New-York und anderen Haupthäfen Nordamerika's vollzieht sich die Zollrevision folgendermaßen: Während das Schiff seinen Weg zur Landungsbrücke sucht, werden Anmeldescheine über das Gepäck der Passagiere ausgefertigt; jedem derselben hängt ein gedruckter Eid an, besagend, daß der Passagier die Wahrheit gesagt habe. Er empfängt eine Karte, welche die Nummer seines Anmeldescheines trägt. Wenn er in das Zollhaus kommt und sein Gepäck steht zur Untersuchung bereit, übergibt er seine Karte dem Zollbeamten, welcher die Oberaufsicht hat, und dieser bucht den betreffenden Anmeldeschein, um ihn einem Unterbeamten zu geben, der die Untersuchung zu führen hat. Wenn die Anzahl der Gepäckstücke und ihr Inhalt mit dem Anmeldeschein stimmt und kein verzollbares Gut entdeckt wird, ist die Untersuchung in wenigen Minuten vorüber. Der Beamte macht mit Kreide an jedes Gepäckstück ein kabbalistisches Zeichen und der Reisende kann frei aufatmend seines Weges ziehen. Manchmal verfährt der Beamte mit peinlicher Gewissenhaftigkeit, manchmal gibt er sich nicht die Mühe, eine Hand in einen Koffer zu stecken. Wenn ein neuer Zollinspektor ans Ruder kommt, bewahrheitet sich der Spruch: Neue Besen kehren gut. Er sieht seinen Beamten sehr scharf auf die Finger, daß diese die Untersuchung zu einer häßlichen Plackerei machen. Dann läßt die Strenge immer mehr nach und artet schließlich in Schlendrian aus. Es darf deshalb kein Reisender, dessen Gepäck einmal oberflächlich untersucht wurde, mit Sicherheit darauf rechnen, daß er das nächste Mal gefahrlos schmuggeln könnte. Für die Reisenden wird folgende Belehrung veröffentlicht: Alle nicht getragenen Kleidungsstücke müssen im Zollhause angemeldet werden. Reisende, welche dieser Vorschrift nicht nachkommen, setzen sich der Gefahr aus, daß nicht allein die unangemeldeten Gegen-

stände beschlagnahmt werden, sondern, daß sie auch noch eine Strafe zu bezahlen haben. Seide, Spitzen oder andere ausländische Waren, welche in Kleidern oder anderweit verborgen werden, sind, wie die Gegenstände, in welchen sie verborgen wurden, der Beschlagnahme ausgesetzt. Die Beschlagnahme erfolgt unnachsichtig, wenn nicht vorher der untersuchende Beamte von dem Vorhandensein der Ware durch gehörige Anmeldung unterrichtet wurde. — Getragene Kleider sind zollfrei; wer sich mit großem Vorrat ausstattet, sollte darauf bedacht sein, jedes Stück mindestens einmal zu tragen, damit er schlimmstenfalls einen bezüglichen Eid leisten kann. Ein anprobiertes Kleid wird nicht als ein getragenes betrachtet. Handschuhe machen eine Ausnahme, doch darf der Reisende nicht erwarten, eine zu große Menge einführen zu können. Genau genommen soll nur ein Dutzend Paar zollfrei sein, doch lassen die Zollbeamten gewöhnlich drei bis vier Dutzend frei eingehen. Das Zollgesetz sagt, daß jeder Reisende eine seiner Lebensstellung entsprechende genügende Kleiderausrüstung zollfrei einführen könne. — In Nordamerika wird der Zollbeamte nur selten ein Trinkgeld annehmen, womit nicht gesagt sein soll, daß Bestechung nicht denkbar wäre; sie muß nur, wie alles in diesem Lande, in großartigem Maßstabe ausgeführt werden.

Zugverspätungen. Eine Verspätung der Züge, sowie die mutmaßliche Dauer des Ausbleibens derselben, wird an den Bahnhöfen nicht bekannt gegeben. Das Fehlen einer dahin gehenden Vorschrift macht sich in Amerika um so fühlbarer, als bei den großen, von den Zügen zu durchlaufenden Strecken Verspätungen, die sich manchmal auf Stunden belaufen, nicht zu den Seltenheiten gehören. — Manche Prozesse sind geführt worden, weil Bahngesellschaften es versäumten, Züge zur angezeigten Zeit ablaufen zu lassen, ihre Züge den Anschluß nicht erreichten, oder weil sie in einer andern Weise Reisenden Zeitverluste verursachten. In den weitaus meisten Fällen haben die Gerichte entschieden, daß ein veröffentlichter Fahrplan einem Vertrage gleich zu achten sei, welchen die Bahngesellschaft mit dem Publi-

27*

kum schließt, und wenn sie nicht beweisen kann, daß die Einhaltung der Übereinkunft ihrer Macht entrückt war, so ist sie verpflichtet, den aus ihrer Versäumnis erwachsenden unmittelbaren Verlust zu tragen. Aber nur der direkte, nicht der indirekte Schaden soll vergütet werden; es wird sich also in den meisten Fällen um eine Gasthofrechnung, Auslagen für Beförderung der Person und des Gepäcks oder um eine Vergütung für Schaden an der Gesundheit infolge von Obdachlosigkeit handeln. Ein Kaufmann mag im stande sein, zu beweisen, daß er wegen verfehlten Anschlusses ein gewinnbringendes Geschäft einbüßte; ein Advokat mag die Belege beibringen können, daß er einen Prozeß verlor, weil er durch das verspätete Eintreffen eines Zuges verhindert war, rechtzeitig zur Gerichtssitzung zu erscheinen, oder ein Schauspieler mag die Belege bringen, daß er aus demselben Grunde auf die Einnahme einer Vorstellung verzichten mußte — in keinem dieser Fälle würde der Gerichtshof die Bahngesellschaft für verantwortlich erklären. — Ereignisse, welche wir Deutschen als „höhere Gewalt“, die Amerikaner als „acts of God“ [äktß ᵒw gŏd] bezeichnen, wie Schneesturm, Überflutungen, Erdbeben und dergleichen, entheben die Bahngesellschaften von allen Verantwortlichkeiten, vorausgesetzt nur, daß sie sich redlich bemühten, ein Unglück abzuwenden und keine Anstrengungen unterließen, um die Züge baldmöglichst nach ihren Bestimmungen zu befördern.

Sachregister.

(Das Sternchen (*) vor den in diesem Register stehenden Wörtern bedeutet, daß dieses Wort einen selbständigen Artikel im Werke bildet. — Die Tilde (~) ersetzt den Titelkopf; zB. unter „Adresse": Auffindung der ~ (= Adresse) durch rc. — S. bedeutet Seite; a. = auch; s. = siehe.)

A.

B.

C.

D.

E.

F.

G.



J.

J.

K.

L.

M.

N.

O.

P.

Q.

R.

S.

T.

U.

V.

W.

Y.

Z.

Erschienen sind folgende 65 Klassiker

Lfgn.

Aeschylos, v. Prof. Dr. Donner 10
Aesop, v. Prof. Dr. Binder 2
Anakreon, v. Prof. Dr. Mörike 1
Anthologie, gr., v. Dr. [illegible] 6
Aristophanes, von Prof. Dr. [illegible] u. Dr. [illegible] 5
Aristoteles, v. [illegible] Prof. Dr. Stahr u. Dr. Bender 77
Arrian, v. Prof. Dr. Cleß 13
Caesar, v. Prof. Dr. Köchly u. Oberst Rüstow 11
Catull, v. Rekt. Dr. [illegible] 3
Cicero, v. Prof. Dr. [illegible], [illegible], Prof. Dr. Siebelis, [illegible] Bähr, Wendt, Prof. Dr. Binder, Sommerbrodt u. Prof. Dr. Köchly 100
Corn. Nep., Pr. Dr. Siebelis, 3
Curtius Rufus, do. 9
Demosthenes, von Prof. Dr. Westermann 12
Diodor, v. Pr. Dr. Wahrmund 13
Epiktet, von Prof. Dr. Conz 2
Euripides, v. Prof. Dr. Minckwitz und Prof. Dr. Binder 52
Eutropius, von Konrektor Dr. Forbiger 3
Heliodor, von Dr. Fischer 6
Herodian, v. Prof. Dr. Stahr 5
Herodot, v. Geh. Hofrat Bähr 24
Hesiod, von Prof. Dr. Gott 2
Homer, v. Prof. Dr. Donner 20
Horaz, v. Prof. Dr. Binder 7
Isokrates, v. Prof. Dr. Flathe und Prof. Dr. Binder 4
Justinus, von Dr. Forbiger 12
Juvenalis, von Dr. Berg 10
Livius, von Prof. Dr. Gerlach 57
Lucanus, von Pfr. Krais 7
Lucian, von Dr. Fischer 21
Lucretius, v. Prof. Dr. Binder 6
Lykurgos, v. Prof. Dr. Binder 2
Lysias von Prof. Dr. Westermann u. Prof. Dr. Binder 5
Mark Aurel, v. Prof. Dr. Cleß 5

Lfgn.

Martialis, von Dr. Berg 16
Ovid v. Pr. Dr. Suchier, Pr. Dr. [illegible] u. Dr. Berg 33
Pausanias, v. Dr. Schubart 21
Persius, v. Prof. Dr. Binder 3
Phaedrus, v. Pr. Dr. Siebelis 2
Pindar, v. Prof. Dr. [illegible] 9
Plato, v. Prof. Dr. Prantl, Prof. Dr. [illegible], Prof. Dr. [illegible], Blank u. [illegible] 49
Plautus, v. Prof. Dr. Binder 46
Plinius, v. Prof. Dr. Klußmann u. Prof. Dr. Binder 9
Plutarch, v. Prof. Dr. Eyth 60
Polybios, v. Prof. Dr. [illegible] und [illegible] 29
Propertius, v. Prof. Dr. Jacob und Prof. Dr. [illegible] 6
Quintilianus, von Prof. Dr. Binder 2
Quintus, Prof. Dr. Donner 9
Sallustius Crispus, v. Prof. Dr. Cleß 10
Seneca, von Dr. Forbiger 18
Sophokles, v. Prof. Dr. Schöll 13
Statius, v. Dr. Bindewald 6
Strabo, von Dr. Forbiger 34
Sueton, v. Prof. Dr. Stahr 12
Tacitus, v. Prof. Dr. Roth 25
Terentius, v. Prof. Dr. Herbst 13
Theognis, v. Prof. Dr. Binder 2
Theokrit, v. Prof. Dr. Mörike und Notter 6
Theophrast, v. Pr. Dr. Binder 2
Thukydides, von Prof. Dr. Wahrmund 18
Tibullus, v. Prof. Dr. Binder 3
Vellejus Paterculus, von Prof. Dr. Eyssenhardt, 3
Victor, Aurel, v. Dr. Forbiger 5
Virgilius, v. Prof. Dr. Binder 10
Vitruvius, v. Prof. Dr. Reber 10
Xenophon, v. Prof. Dr. Zeising, Rieckher, Konrektor Dr. Forbiger und Dörner 36

Langenscheidtsche Buchdruckerei, Berlin SW. 11, Hallesche Str. 17

VERLAGSANZEIGE

von der

LANGENSCHEIDT^schen^ VERLAGSBUCHH.

(Prof. G. LANGENSCHEIDT)

(Spezial-Verlag von Original-Hilfsmitteln für das Studium der neueren Sprachen).

Hallesche Str. 17. **BERLIN SW 11,** Hallesche Str. 17

(Vollständiger Verlags-Katalog steht auf Verlangen gratis zur Verfügung.)

---

1. Original-Unterrichtsbriefe.

METHODE TOUSSAINT-LANGENSCHEIDT.

Brieflicher Sprach- und Sprech-Unterricht für das Selbststudium Erwachsener. 37. Aufl.:

ENGLISCH von den Professoren Dr. C. van Dalen, H. Lloyd und G. Langenscheidt. 960 S., gr. 8°.

FRANZÖSISCH von den Professoren Charles Toussaint u. G. Langenscheidt. 1050 S., gr. 8°. Jede Spr. 2 Kurse à 18 Briefe; jeder Kursus 18 M., beide Kurse zus., auf einmal, nur 27 M. **Brief 1** (jede Spr. besond.) als **Probe** nebst ausführl. Prosp. 1 M.

NB. *Wie der Prospekt nachweist, haben viele, die nur diese Briefe (nie mündl. Unterricht) benutzten, das* ***Examen*** *als* ***Lehrer*** *des Englischen u. Französischen* ***gut*** *bestanden.*

Urteile: „Diese Briefe verdienen die Empfehl. vollst., welche ihnen von Prof. Dr. **Büchmann,** Dir. **Diesterweg,** Prof. Dr. **Herrig,** Staatsminist. Dr. **v. Lutz** Exc., Staatssekr. Dr. **v. Stephan** Exc. u. and. Autorität. gew. ist." (Lehrerztg.)
„Wer, ohne Geld wegzuwerfen, wirklich zum Ziele gelangen will, bediene sich dieser Original-Unterrichtsbriefe."
(Neue freie Presse.)

Deutsche Sprachbriefe von Prof. Dr. D. Sanders. Achte Aufl. Ein Kursus in 20 Briefen; 660 S., gr. 8°. Komplett in Mappe 20 M. Einzelne Briefe werden — ausgenommen Brief 1 à 1 Mark — **nicht** abgegeben.

Langenscheidtsche Buchdruckerei, Berlin SW, Hallesche Str. 17

